Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/archiv-fuer-kulturgeschichte_1939_29

ARCHIV FÜR KULTURGESCHICHTE

Begründet von Georg Steinhausen

Unter Mitwirkung von A. Dopsch, Fr. Kern,
O. Lauffer, A. Schulte, Ed. Schwartz
herausgegeben von

WALTER GOETZ

XXIX. Band

Nachdruck mit Genehmigung des Böhlaus Verlags, Köln

KRAUS REPRINT LTD.
Nendeln, Liechtenstein
1966

Printed in Germany

INHALT

AUFSÄTZE

Seite

Alexander Scharff: Typus und Persönlichkeit in der ägyptischen Kunst 1

Bernhard Bischoff: Ein wiedergefundener Papyrus und die ältesten Handschriften der Schule von Tours 25

Wolfgang Wießner: Geschichtliche und geographische Voraussetzungen der Besiedlung Frankens in germanischer Zeit 39

Ernst Schulz: Zur Beurteilung Engelberts von Admont 51

Botho Odebrecht: Zu Hermann von Salza 64

Hermann Herbst: Der Braunschweiger Stiftsherr Johannes Schorkop und seine Bibliothek 78

W. Ganzenmüller: Das Buch der heiligen Dreifaltigkeit 93

Walter Goetz: Der Briefwechsel Gustav Schmollers mit Lujo Brentano (Fortsetzung) 147, 331

Karl Großmann: Kulturzeitalter und Zeitalter der Weltgeschichte 257

Hermann Witte: Tilmann Riemenschneiders religiöse Haltung . . 276

Hans Rheinfelder: Ein italienischer Dichter und ein deutscher Diplomat (Leopardi und Bunsen) 304

MISZELLE

Otto Kluge: Eine neue Humanismusbiographie 184

LITERATURBERICHTE

Hans Leube: Germanentum und Christentum 195

R. Winderlich: Geschichte der Mathematik und der Naturwissenschaften 230, 348

Neue Literatur 367

Nachruf auf Heinrich Finke 256

TYPUS UND PERSÖNLICHKEIT IN DER ÄGYPTISCHEN KUNST

VON ALEXANDER SCHARFF

Das Thema wurde als Vortrag am 25. Januar 1939 im Rahmen der öffentlichen Gastvorlesungen der Münchener Universität behandelt. Leider mußte auf Wiedergabe der gezeigten Lichtbilder verzichtet werden; diese waren jeweils paarweise gewählt und erschienen gleichzeitig mittels zweier Projektionsapparate, so daß dem Hörer und Beschauer in jedem Falle ein Vergleichen möglich war. Ich gebe hier in Fußnoten jeweils Hinweise, wo die betreffenden Bilderpaare in der Literatur einzeln zu finden sind. Sonst ist — dem Charakter eines Vortrags entsprechend — auf Literaturhinweise verzichtet worden. Wer sich weiter mit den hier berührten Fragen der ägyptischen Kunst befassen will, sei auf folgende neuere Arbeiten zu unserm Thema hingewiesen:

H. Schäfer, Von ägyptischer Kunst, 3. Aufl., Leipzig 1930, besonders Kap. 6.

Fr. W. Frh. v. Bissing, Ägypt. Kunstgeschichte, Berlin seit 1934 (im Erscheinen), besonders S. 80 § 9ff. und Erläuterungen S. 90 § 7c.

A. Scharff in W. Otto, Handb. d. Archäologie I, besonders S. 497ff. und 511ff.

H. Schäfer, Das altägypt. Bildnis, Glückstadt 1936 (Leipz. Äg. Stud. H. 5).

A. Scharff, Egyptian Portrait-Sculpture, in „Antiquity" Vol. XI, 174ff.

W. Wolf, Individuum und Gemeinschaft in der ägypt. Kultur, Glückstadt 1935 (Leipz. Äg. Stud. H. 1).

A. Hermann, Zur Anonymität der ägypt. Kunst, in Mitt. Inst. Kairo VI, 150ff.

Es ist eine weitverbreitete, sowohl bei den Wissenschaftlern wie bei den ägyptenbegeisterten Laien herrschende Auffassung, daß die heutigen Ägypter, namentlich die Fellachen auf dem Lande, den uns in Reliefs und Rundskulpturen pharaonischer Zeit überlieferten Ägyptern genau glichen. Dafür, daß die heutigen Ägypter sich selbst in den Statuen vergangener Zeiten wiedererkennten, pflegt man als Beweis den Fund jener berühmten, heute im Museum zu Kairo befindlichen Holzfigur aus dem Alten Reiche anzuführen, die die ausgrabenden Arbeiter

kurzerhand „Schêch el-Beled" (Dorfschulzen) benannten. Wir bewundern jene Figur heute fast in allen Kunstgeschichten als ein besonders lebensnahes Meisterwerk der Kunst der Pyramidenzeit. Ich muß gestehen, daß mich noch nie ein heutiger ägyptischer Schêch el-Beled oder sonst irgendein Ägypter aus dem Volke wirklich spontan an die berühmte Holzfigur erinnert hätte. Ich stelle im Bilde drei typische, oberägyptische Fellachen neben jene Holzfigur aus dem Alten Reiche.[1]) Auch ohne Spezialforscher auf anthropologischem und rassekundlichem Gebiet zu sein, wird man sagen müssen, daß sich der hoch aufgeschossene, hagere, schmalgesichtige Typ des heutigen Oberägypters deutlich von dem rundlich behäbigen Typ der Holzfigur unterscheidet. Wohlbeleibtheit, wie sie die Holzfigur zeigt, galt dem alten und gilt dem heutigen Ägypter als Zierde des Alters, der hohen Stellung und der Wohlhabenheit. Ich möchte glauben, daß die Fellachen bei der Ausgrabung allein wegen ihrer besonderen Körperfülle die Figur humorvoll so benannt haben, nicht aber weil sie sich der Figur irgendwie rasse- und blutsmäßig verwandt gefühlt hätten. Stellen wir nun eine Gipsmaske von Amarna[2]) neben ein heutiges Gesicht aus Oberägypten, so scheint mir der Vergleich von Alt und Modern günstiger auszufallen. Das mag daran liegen, daß die Amarnamaske dem wirklichen Aussehen des Menschen wesentlich näher steht; sie ist möglicherweise von einem lebenden Gesicht abgenommen. Andererseits stehen die Gipsmasken von Amarna ägyptischen Fertigwerken, auch solchen aus der Amarnazeit selbst, wesentlich ferner; ja man sollte die Gipsmasken eigentlich überhaupt nicht als ägyptische Kunstwerke anführen und gleichwertig mit Steinplastiken werten und behandeln. Diese beiden Vergleiche mit modernen ägyptischen Menschentypen dürften von vornherein zeigen, in wie hohem Maße die altägyptische Plastik uns Heutigen stilisiert und naturabgewandt zu sein scheint, wie weit

[1]) a: Der Dorfschulze; Prop. Kunstgesch. II, 239. — b: Drei Koptosleute von der deutschen Hermopolisgrabung, nach Aufn. von Dr. H. Brunner.

[2]) a: Schäfer, Amarna in Religion und Kunst Taf. 41. — b: Kopf eines jüngeren Koptosmannes von der Hermopolisgrabung, nach Aufn. von Dr. H. Brunner.

sie sich also von der naturgetreuen Wiedergabe des Menschen im Bilde entfernt.

Um diese sogenannte „Stilisierung" zu verstehen, müssen wir uns ganz kurz das innere Wesen der ägyptischen Darstellungsweise klarzumachen versuchen, so wie es H. Schäfer in seinem Buche „Von ägyptischer Kunst" grundlegend dargestellt hat. Für die Flächenkunst ist das Holzrelief des Hesirê[3]) aus der dritten Dynastie ein bekanntes Schulbeispiel. Die Figur ist sozusagen über ein Linienkreuz gespannt; die ganz in Profil gezeichnete Längsachse wird durch den Kopf, den Rumpf und die Beine gebildet, — die in reiner Vorderansicht gezeichnete Querachse durch die Schulterlinie; nur das in Vorderansicht gezeichnete Auge folgt ebenfalls der Querachse. Von Verkürzungen, Verdrehungen, Schrägansichten ist bei einer solchen Normalfigur nirgends die Rede. Im sechsten Kapitel seines Buches hat nun Schäfer dargelegt, daß diesem hier nur kurz skizzierten Befund beim Relief das Wesen der Rundfigur vollkommen entspricht. Eine normale ägyptische Plastik ist eigentlich nichts weiter als ein Relief, dessen Rückwand durchschlagen und das dann vierseitig ausgeführt ist. Aus dem Linienkreuz wird ein Ebenenkreuz; alle Körperteile und Gegenstände, die die Figur etwa in den Händen hält, liegen in rechtwinklig sich schneidenden Ebenen, die keinerlei Schrägansichten zulassen. Der innere Zusammenhang von Relief und Plastik wird vielleicht am sinnfälligsten durch die Beobachtung von Äußerlichkeiten wie der Beinstellung oder der Stabhaltung. Die normale Reliefigur blickt nach rechts und stellt das linke Bein vor; dabei hält die linke Hand den großen Stab, die rechte den kleinen. Bei der normalen Männerplastik finden wir genau dasselbe; mir ist aus der Masse der ägyptischen Stehfiguren nur eine einzige mit vorgesetztem rechtem Bein bekannt.[4]) Wichtig für die uns gleich beschäftigenden Fragen ist das enge Verhältnis des Kunstwerks

[3]) a: Hesirerelief; Steindorff, Kunst der Ägypter 195 rechts. — b: Schäfer, Grundlagen der ägypt. Rundbildnerei (Der alte Orient Bd. 23, 4) S. 39, vier Strichzeichnungen zur Veranschaulichung der Entstehung ägyptischer Rundbildwerke sowie der Bein- und Stabhaltung von Männerfiguren.

[4]) Ann. du Serv. 13 Taf. 10a zum Aufsatz von Reisner S. 227ff. (Altes Reich).

zur Hieroglyphenschrift. Auch hier ist die Holztafel des Hesirê ein treffliches Beispiel: die große Figur erscheint uns wie eine vergrößerte „Hieroglyphe", — das figürliche Schriftzeichen der oberen Zeile ist in Miniatur genau so ein „Kunstwerk" wie die Hauptfigur. Dazu kommt dann noch, daß die Hauptfigur erst dadurch zur „Persönlichkeit" Hesirê wird, daß die Inschrift mit Titel und Namen oberhalb der Figur angebracht ist. Genau so ist es bei den Statuen: auf der freien Fläche neben dem vorgesetzten linken Bein oder auf dem Rückenpfeiler pflegen Titel und Name des Mannes zu stehen, durch die die an sich beziehungslose Statue erst zum Vertreter einer bestimmten Persönlichkeit wird.

Die Wirkung einer solchen Kunst auf uns Heutige ist die einer völlig abstrakten, stilisierten, unnaturalistischen, während die alten Ägypter selbst ihre Kunstwerke gerade auch auf Grund der für sie selbstverständlichen Verwobenheit von Kunstwerk und Schrift für durchaus naturalistisch gehalten haben mögen. Nach dieser kurzen Skizzierung des Wesens der ägyptischen Kunst, wobei bewußt alle Ausnahmen hier einmal als unwesentlich beiseite gelassen wurden, dürfte es von vornherein klar sein, daß innerhalb einer so gearteten Kunst für die Darstellung der Einzelpersönlichkeit — rein bildmäßig ohne Zuhilfenahme der Schrift — kein Raum war. So erscheint also unser Vortragsthema schon von vornherein zuungunsten des Porträts entschieden zu sein.

Betrachten wir aber vor Behandlung der eigentlichen Hauptfrage noch kurz die Stellung und die Schaffensweise des altägyptischen Künstlers. Nach dem Gesagten dürfte zunächst einleuchten, daß ein Reliefbildhauer und ein Rundbildhauer im Grunde dasselbe tun. Wir haben dafür bei der Plastik schöne Belege in Bildhauerlehrstücken, die uns das Werden einer Rundplastik aus dem würfelförmigen Block, auf den sämtliche Seiten außen aufgezeichnet sind, in allen möglichen Stadien veranschaulichen.[5]) Jede ägyptische Plastik ist also, wie es ihrem Wesen entspricht, von außen nach innen gearbeitet, niemals wie später bei den Griechen von einem inneren Zentrum aus geformt und frei entfaltet. Der altägyptische Künstler, sei er Relief-

[5]) Vgl. vorletzte Anmerkung unter b.

bildner, Maler oder Plastiker, tritt völlig hinter seinem Werk zurück; wie dieses unpersönlich ist, so ist es auch der Verfertiger. Es ist daher müßig, innerhalb der ägyptischen Kunst nach „Meistern" und „Meisterhänden" zu suchen und diese oder jene Darstellung im Sinne einer „Künstlersignatur" deuten zu wollen. Dies alles sind Begriffe, die erst mit der griechischen Plastik des 5. Jahrhunderts v. Chr. möglich werden. Selbstverständlich soll damit keineswegs die Existenz großer Künstlerpersönlichkeiten in Ägypten bestritten werden, nur bleiben sie vollkommen anonym und treten gänzlich zurück hinter ihren Werken. Für den alten Ägypter war der Bildhauer oder Maler „Handwerker" im besten Sinne. Wir sehen den Verfertiger einer Holzplastik neben Tischlern, Metallarbeitern u. a. in den Werkstätten des Amuntempels bei seiner Arbeit.[6]) Dasselbe gilt auch für die Amarnazeit, in der doch für das Gefühl vieler Heutiger die höchsten Kunstwerke überhaupt geschaffen worden sind. Der mit der Verfertigung eines Stuhlbeines beschäftigte Tischler führt denselben — meist mit „Künstler" übersetzten — Titel wie der Maler, der eine Prinzessinnenstatue bemalt; nur ist dieser etwas größer dargestellt und führt den etwas stolzeren Titel „Vorsteher der Künstler". Als eine Art „Künstlersignatur" hat man gemeinhin eine Darstellung des Alten Reiches deuten wollen, ein Relief in der großen, reich mit Bildern geschmückten Grabkammer des Ptahhotep, das den „Oberbildhauer Ni-anch-Ptah" zeigt, wie er gemächlich in einem Boot dahinfährt und sich an Speisen und Getränken, die vor ihm aufgebaut sind, gütlich tut.[7]) Es ist wohl möglich, daß dieser Mann als Architekt, Reliefbildner oder Verfertiger von Grabstatuen an diesem Grabbau mit tätig war. Wenn er uns in dieser Weise sein Bild hinterlassen hat, so geschah dies aber bestimmt nicht, um sich durch eine „Signatur" sozusagen der Nachwelt gegenüber als den schöpferischen Urheber und geistigen Vater der Reliefs oder der Statuen hinzustellen, sondern gewiß darum, weil er nach gut ägyptischer Sitte seine Freude und seinen Dank seinem Herrn

[6]) a: Wreszinski, Atlas I, 73 (aus dem Grab des Neferronpet in Theben, 19. Dyn.). b: Davies, Amarna III Taf. 18 (die Werkstatt des Iûti).

[7]) a: Als Einzelbild am besten in Ägypt. Ztschr. 31, 97 mit Taf. 2. — b: Wreszinski, Altas III, 1.

gegenüber kundtun wollte, der ihn für seine Tätigkeit mit all den schönen Speisen und Getränken so reichlich belohnt hatte. Noch ein anderes Relief, das einen Maler vor einer Staffelei sitzend zeigt, hat man als eine Art Künstlersignatur heranziehen wollen, wogegen sich aber Ähnliches wie vorher einwenden läßt. Das im Grabe des Mererûka (6. Dyn.) befindliche Relief trägt auffallenderweise keine Beischrift; wir wissen also überhaupt nicht, wer der dargestellte Maler sein soll. Auf der Staffelei sehen wir als Bild die göttlichen Vertreter der drei ägyptischen Jahreszeiten. Aus ägyptischem Geiste heraus wäre nun folgende Deutung durchaus möglich: der Grabinhaber Mererûka selbst macht sich Entwürfe von Jahreszeitenbildern, die er in seinem Grabe anbringen lassen will und die sich auch wirklich dort finden. An die Darstellung einer bestimmten Künstlerpersönlichkeit braucht dabei keineswegs gedacht zu werden.[8])

Was haben uns nun die so charakterisierten ägyptischen Kunstwerke, namentlich die rundplastischen zur Frage „Typus und Persönlichkeit" im einzelnen zu sagen? Wir betrachten zunächst zwei Statuenkörper, deren Köpfe fehlen und deren Beine stark beschädigt sind.[9]) Obwohl die eine Figur klein und aus Elfenbein gefertigt ist, die andere dagegen groß und aus Stein, erscheinen sie uns vollkommen gleichartig. Von irgendeinem individuellen Körperausdruck ist auch nicht im mindesten die Rede. Und dabei stellt die Elfenbeinfigur König Mykerînos dar (um 2600 v. Chr.), die Steinfigur den Spätzeitkönig Tahárka aus der 25. Dynastie (um 700 v. Chr.). Rund 2000 Jahre künstlerischen Schaffens liegen zwischen diesen beiden Werken, und dennoch diese Einheitlichkeit! — Lenken wir dann die Blicke auf zwei andere Körperfragmente, denen ebenfalls die Köpfe und Beine

[8]) Hierzu sei ein für allemal bemerkt, daß wir uns gar nicht genug davor hüten können, uns geläufige Auffassungen und Maßstäbe in künstlerischen Dingen unbedenklich auf die altägyptischen Verhältnisse zu übertragen! Wo zwei oder mehr Deutungsmöglichkeiten vorliegen, dürfte in der Regel diejenige die richtige sein, die unserm modernen Empfinden am meisten zuwider läuft. Im Grund gibt es kaum eine uns innerlich ferner liegende Kunst als die ägyptische. Anbiederungsversuchen moderner Kunstenthusiasten und Künstler mit der altägyptischen Kunst sollte man daher stets mit größter Skepsis begegnen.

[9]) a: Reisner, Mycerinus Taf. 63 g—j. b: Legrain, Statues III Taf. 10, Nr. 42202.

fehlen[10]), so ist der Eindruck ein wesentlich anderer, auch abgesehen von dem naturbedingten Unterschied, daß es sich einmal um einen Männer-, einmal um einen Frauenkörper handelt. Diese Körper haben im Gegensatz zu den vorigen Eigenleben; gewaltig, man möchte fast sagen pathetisch, wölbt sich der muskulöse Rumpf König Sesostris' I. aus dem Mittleren Reich (um 1900 v. Chr.), während die weichen rundlichen Körperformen einer Amarnaprinzessin (um 1370 v. Chr.) ältere Forscher gar dazu verführten, hier an griechische Körperformen zu denken. Beide Körper, so verschieden sie im Ausdruck sind, haben als „Torso"-Kunstform Eigenleben und Eigenbedeutung; sie unterscheiden sich dadurch völlig von der großen Mehrzahl der Typenstatuen, wie sie das vorige Beispielpaar vorführte. Gleich hier sei nun auch schon auf die Bedeutsamkeit der Entstehungszeiten hingewiesen: das Mittlere Reich und die Amarnazeit sind Perioden, in denen auch in der ägyptischen Kunst Persönlichkeitsdarstellung möglich ist.

Nehmen wir die vollständige Figur, also mit ihrem wichtigsten Teil, dem Kopf, so zeigt zunächst die Reliefkunst einwandfrei, daß von der Darstellung einer bestimmten Persönlichkeit in der Regel keine Rede ist. Sie sehen im Bilde zwei nach links gerichtete Männer, dem Zeitstil nach beide aus dem Alten Reich.[11]) Bis auf belanglose äußere Unterschiede, z. B. bei der Perücke, sind die beiden Gestalten für meine Augen vollkommen gleich: sie haben keinerlei Merkmale, die sie als Persönlichkeiten unterscheiden. Und doch wissen wir durch die Fundorte und die Inschriften, daß die eine Gestalt einen hohen Beamten namens Ti aus der 5. Dynastie, die andere den Wesir Kagemni aus der 6. Dynastie darstellt. Nur in ganz seltenen Fällen weicht der ägyptische Künstler bei der Reliefgestalt von dieser geregelten Darstellungsweise ab und gibt einer Figur im Gesichtsausdruck persönliche Züge.[12]) Dies geschieht bezeichnenderweise nie bei

[10]) a: Evers, Staat aus dem Stein I Taf. 39. — b: Prop. Kunstgesch. II Taf. XV.

[11]) a: Steindorff, Grab des Ti Taf. 130. — b: Fechheimer, Plastik S. 130.

[12]) a: Speisenträger von einem Relief des Alten Reiches; Prop. Kunstgesch. II, 267 links. — b: Schreiber vom Berliner Henôt — Relief (Inv. 15414), Spätzeit; vgl. Äg. Ztschr. 75, 24 Abb. 2.

Königen oder hohen Würdenträgern, sondern nur bei Nebenpersonen, Schreibern, Dienern, Ausländern[13]); hier erlaubte man sich freier zu geben.

Als Übergang zu unserer endgültigen Beschäftigung mit der Rundplastik allein sei schließlich die Frage gestellt, ob im Falle einer Darstellung derselben Persönlichkeit im Relief und in der Rundplastik eine Ähnlichkeit zwischen den beiden Darstellungsarten feststellbar ist oder nicht? Ich könnte z. B. neben das vorhin gezeigte Relief des Ti dessen Statue[14]) stellen, die aus demselben Grabe wie das Relief stammt und inschriftlich dieselbe Person darstellt. Wohl niemand dürfte eine Ähnlichkeit zwischen dem Ti im Relief und dem Ti der Statue feststellen können. Steindorff hat unlängst den mir nicht geglückt scheinenden Versuch unternommen, auf Grund angenommener Porträtähnlichkeit zwischen Plastik und Relief einen Reliefkopf, der sich ohne Inschrift und ohne Fundzusammenhang im Museum zu Boston befindet, zu benennen[15]): er zeigt den Kopf der bekannten Sitzfigur des wohlbeleibten Prinzen Hemiûn in Hildesheim im Linksprofil neben dem ebenfalls nach links gewendeten Reliefkopf in Boston und findet die Ähnlichkeit so zwingend, daß er den Reliefkopf ebenfalls dem Prinzen Hemiûn zuschreibt. Beweisbar wird Derartiges niemals sein; die Zustimmung oder Ablehnung bleibt dem subjektiven Kunstempfinden anheimgestellt. Ich gestehe, daß ich keinerlei Ähnlichkeit sehe. Auch muß ich diesen Versuch an sich ablehnen, weil er mir dem Wesen der ägyptischen Kunst zuwiderzulaufen scheint und von unserm modernen Standpunkt eine Forderung an die ägyptische Kunst heranträgt, die diese ihrem ganzen Wesen nach nicht erfüllen konnte.

Nicht weniger unbillig ist die von uns so gern gestellte Forderung nach dem Porträt in der ägyptischen Plastik überhaupt. Und zwar möchte ich hier unter „Porträt" in dem bei uns üb-

[13]) Für Ausländerdarstellungen sei etwa auf die Semiten aus dem Grabe des Haremhab in Leiden oder die Negersklaven im Museum zu Bologna verwiesen (s. Steindorff, Kunst d. Äg. 247/8).

[14]) Steindorff, Grab des Ti Taf. 142.

[15]) a: Sitzfigur des Prinzen Hemiûn; s. Prop. Kunstgesch. II, 234. — b: Reliefbruchstück in Boston und Kopf des Hemiûn nach links; s. ÄZ. 73 Taf. 11.

lichen engsten Sinne die möglichst naturgetreue Darstellung einer ganz bestimmten Persönlichkeit verstehen, so daß jeder, der jene Persönlichkeit im Leben gekannt hat, sie sofort in der Statue deutlich wiedererkennen müßte. Allein schon nach dem, was wir früher bei der Betrachtung von Statuenkörpern festgestellt haben, kann die ägyptische Plastik auf Grund ihres gesamten Wesens dieser Forderung nicht genügen; wie sollte es beim Kopf des Menschen anders sein als beim Körper? Die Forderung nach dem Porträt in der ägyptischen Plastik scheint also unbillig zu sein. Weil dem aber nun einmal so ist, daß der kunstverständige Laie die ägyptische Kunst mit denselben Augen betrachtet wie etwa die griechische Kunst und sie mit denselben Maßstäben wie jene zu messen pflegt, wollen wir der Frage hier also genauer nachgehen. Daß diese Frage mit der nach der Qualität eines ägyptischen Kunstwerkes nichts zu tun hat, daß also die ägyptische Kunst, wenn ihr die Porträtgestaltung in vielen Beziehungen abgesprochen wird, darum nicht ärmer, häßlicher oder unbedeutender wird, braucht hoffentlich kaum gesagt zu werden.

Wenn wir die Statuenköpfe — und bei unserer Porträtfrage handelt es sich jetzt nur noch um diese, nicht mehr um die Körper — zweier Männer[16]) und zweier Frauen[17]) aus dem Alten Reich paarweise betrachten, so sind sie nach unserer Meinung alle vier der Typenplastik zuzurechnen. Persönlichkeiten werden die Figuren allein durch die Namen, die auf den Sockelplatten stehen; die schöne New Yorker Frauenfigur wird für uns immer anonym bleiben, weil der untere Teil der Figur mit der Inschrift abgebrochen ist. Und doch empfinden wir einen erheblichen Unterschied: der Braumeister Nofer mit seinem klugen Gesicht erscheint uns als eine wesentlich schönere, hochwertigere Plastik als der steife, stumpfsinnig blickende Ptaherûka des Hildesheimer Museums; ebenso empfinden wir die feinen, weichen Züge der namenlosen New Yorker Frauenstatuette dem leeren Gesichtsausdruck der Statue der Nefer-hétepes in Hildesheim[18])

[16]) a: Prop. Kunstgesch. II, 243 rechts. — b: Roeder, Die Denkmäler des Pelizaeus-Museums zu Hildesheim S. 51 Nr. 417.

[17]) a: Prop. Kunstgesch. II, 236. — b: Roeder a. a. O. S. 51 Nr. 418.

[18]) Die beiden Hildesheimer Figuren stellen ein Ehepaar dar und stammen aus demselben Grabe in Gise.

weit überlegen. Dieser Befund hat aber nichts mit Porträtgestaltung zu tun, sondern er berührt das Qualitätsgebiet. Die beiden gelobten Figuren sind qualitätsmäßig Höhenwerke, die beiden anderen mäßige Durchschnittsarbeiten. Dies ist bei der ägyptischen Plastik nicht anders gewesen als bei jeder Kunst: auf 100 mäßige Arbeiten kommt vielleicht ein überragendes Werk. Und wie wenige von diesen hat uns das zufällige Finderglück überliefert! Diesen großen Qualitätsunterschied muß der Betrachter und Beurteiler ägyptischer Bildwerke sich allemal vor Augen halten. Daß nun aber in der Tat auch bei Meisterwerken nicht von Porträtgestaltung in unserm hier verfolgten Sinne gesprochen werden kann, zeigt ein lehrreicher Versuch, den der Engländer Engelbach mit den Köpfen der beiden berühmten Ranoferstatuen in Kairo (5. Dyn.) unternommen hat.[19]) Manche Forscher haben gemeint, in den verschieden wirkenden Köpfen der beiden inschriftlich als Ranofer beglaubigten Statuen verschiedene Altersstufen derselben Persönlichkeit sehen zu sollen. Man hat nun Gipsabgüsse beider Statuen hergestellt und dem Gesicht, das im Original nur eine Art flacher Kappe trägt, die lange Perücke der andern Figur aufgesetzt. Das Ergebnis ist in der Tat verblüffend: niemand wird den beiden, die Perücke tragenden Köpfen ansehen können, welches Gesicht zu der Statue gehört, deren Original keine Perücke trägt! So ist es also allein die Äußerlichkeit der verschiedenartigen Kopfbedeckung gewesen, die in uns einen scheinbar verschiedenen Gesichtsausdruck hervorruft. Ich persönlich bin darüber hinaus überzeugt, daß der wirkliche Ranofer, wenn wir ihn leibhaftig vor uns erscheinen lassen könnten, porträtmäßig ganz anders ausgesehen haben würde als seine beiden Statuen, die eben Meisterwerke ägyptischer Typenplastik, aber keine Porträtwerke sind.

Es gibt also im weiten Bereich der Plastik der Pyramidenzeit, jener Glanzzeit der ägyptischen Kunst, nach unserer Auffassung überhaupt keine Porträtplastik in dem hier in Frage stehenden, modernen Sinne[20]), und dies scheint mir auch durchaus kein

[19]) a: Steindorff, Kunst d. Äg. S. 185. — b: Engelbach in Mél. Maspero I, 101 mit Taf.

[20]) Am ehesten kann man die sogen. „Ersatzköpfe" zur Porträtplastik rechnen, denen aber eine Sonderstellung außerhalb der üblichen

beklagenswerter Mangel zu sein. Am nächsten kommen dieser Forderung vielleicht der Schreiber des Louvre[21]), wohl das höchste uns überkommene Meisterwerk aus dem Alten Reich, oder der ungemein lebendige Kopf der Kupferstatue des Merenrê in Kairo, bei dem aber das neuartige Material in Rechnung zu stellen ist — die Figur bildet zusammen mit der Kupferstatue Pepis I. (6. Dyn.) die erste Gruppe größerer ägyptischer Metallplastiken, — und die schon einer Zeit angehört, die zum individueller gestaltenden Mittleren Reich hinüberneigt.

Das hier über die Plastik des Alten Reiches Gesagte gilt im ganzen ebenso für die übrigen Perioden der ägyptischen Kunstgeschichte. Wir können innerhalb der durch die Sonderart der ägyptischen Kunst gezogenen Darstellungsgrenzen Stilunterschiede machen und also von einem Stil etwa der 18. Dynastie innerhalb der Kunst des Neuen Reiches sprechen. Wir finden dann diesen zeitlich begrenzten Stil der 18. Dynastie in der Rundplastik dieser Zeit — und zwar vorzüglich bei den Höhenwerken — als ein bestimmtes „Zeitporträt" wieder. In diesem Sinne kann man mit Recht vom ägyptischen „Porträt" sprechen[22]), und dies war gewiß die Auffassung, die die alten Ägypter von dem Begriff „Porträt" gehabt haben. Hierbei handelt es sich um den bestimmten Ausdruck des Zeitstils in der Plastik, der den zeitlich zusammengehörenden Plastiken etwas Gemeinsames verleiht, nicht aber um Individualisierung bestimmter Einzelpersönlichkeiten. Lassen wir rasch ein paar Beispiele hierfür aus verschiedenen Zeiten an uns vorbeiziehen. Den Anfang bilden zwei berühmte Königsstatuen des Alten Reiches, Djoser aus der

Plastik zukommt; vgl. darüber ausführlich Junker, Giza I, 57ff. Bei Anerkennung aller Vorzüglichkeit jener Köpfe beschleicht mich doch auch hier der Zweifel, ob sie wirkliche Porträts darstellen; wer würde, wenn er es nicht wüßte, in dem aus dem Grabe der Prinzessin Jabtet stammenden Kopfe (Giza I Taf. 13 a—b) mit Sicherheit ein Frauenporträt erkennen wollen? — Erst mehrere Monate nach meinem Vortrag wurde mir eine Porträtbüste(!) des Bostoner Museums bekannt, die aus Reisners Gisegrabung, also aus dem Alten Reiche stammt (Bull. Fine Arts Mus. Boston Bd. 37 Nr. 221 S. 41—46); sie stellt allerdings einen bisher nicht geahnten Höhepunkt realistischer Porträtkunst dar und wird sicherlich die Kunstforscher noch erheblich beschäftigen.

[21]) a: Prop. Kunstgesch. II, 237. — b: ebenda 244 rechts.

[22]) In diesem Sinne behandelt H. Schäfer, Das altägyptische Bildnis, die Porträtfrage.

3. und Chefren aus der 4. Dynastie.[23]) Beide Meisterwerke ihrer Art als imposante Vertreter der strengen Königsplastik der Pyramidenzeit. Besonders die herrliche Dioritstatue König Chefrens mit dem schützenden Falken ist wohl der typischste Vertreter des gesunden, kräftigen Ägyptergeschlechts jener großen Zeit. Was diese Figur von der Djosers im Gesichtsausdruck scheidet, liegt nicht in der Darstellung zweier verschiedener Herrscherpersönlichkeiten, sondern im verschiedenen Zeitausdruck der beiden Dynastien begründet. Dieser Zeitausdruck ist z. B. in der 18. Dynastie im Neuen Reiche ein gänzlich anderer. Jugendlich schlank und sehnig, man möchte nach heutigen Begriffen fast sportlich sagen, wirkt die Gestalt des großen Eroberers Thutmosis' III. Aus dem Gesicht strahlt eine hoheitsvolle Überlegenheit und freudige Zuversicht.[24]) Dies „Königsporträt der 18. Dynastie" ist so typisch, daß es auch ebenso für Königin Hatschepsut wie für Amenophis II. gilt. Und zwar beruht die Ähnlichkeit wohl sicher nicht auf blutsmäßig begründeter Verwandtschaft der dargestellten Personen — das wäre zu modern gedacht —, sondern sie ist wieder Ausdruck eines einheitlichen Zeitstiles. Es scheint daher vollkommen müßig, bei einem Königskopf ohne Inschrift und Fundumstände, den man nur auf Grund stilistischer Kriterien der 18. Dynastie zuweisen zu können glaubt, darüber nachzugrübeln, ob Thutmosis III. oder die Königin Hatschepsut dargestellt sei. Ein solcher Versuch wäre doppelt aussichtslos, als sich Hatschepsut in den allermeisten Fällen vollkommen männlich hat darstellen lassen. Wer möchte wagen, bei zwei granitenen Königssphingen mit dem typischen Gesicht der Thutmosiden zu entscheiden, welche Hatschepsut, welche Thutmosis III. darstellt?[25]) Nur die Inschriften können uns wieder einmal den sicheren Weg zur Bestimmung weisen.

---

[23]) a: Prop. Kunstgesch. II, 228/9. — b: ebenda Taf. II.

[24]) a: Ebenda Taf. XIII. — b: Journ. of Eg. Arch. 13 Taf. 27—29. Gerade an diesen Kopf, der im Brit. Museum ursprünglich seltsamerweise unter den Spätzeitwerken stand, hat sich eine fruchtlose Diskussion geknüpft, ob er Thutmosis III. oder Hatschepsut darstelle.

[25]) a: die Berliner Hatschepsutsphinx; s. Scharff im Hdb. d. Archäol. I Taf. 93, 4. — b: Sphinx Thutmosis' III. in Kairo; s. von Bissing, Denkmäler Taf. 38 A.

Man hat auch versucht, die Köpfe wohlerhaltener Mumien zur Gewinnung eines sicheren Porträts heranzuziehen.[26]) Die berühmte Statue Ramses' II. in Turin[27]) darf als Meisterwerk auf dem Gebiete der Königsplastik der 19. Dynastie gelten. Aber hat dies Idealporträt jener Zeit irgend etwas mit den wohlerhaltenen Zügen der Mumie desselben Herrschers zu tun? Ich sehe keinerlei Verbindungslinien zwischen beiden. Dafür daß die Gesichtszüge einer Statue dem Ägypter in der Tat als belanglos gegenüber dem in der Inschrift festgelegten Namen galten, kann als Beweis gerade aus derselben 19. Dynastie der Brauch angeführt werden, daß der König sich beliebige Statuen älterer Herrscher lediglich durch Namensänderung zu den seinigen machte. Wenn auch diese Sitte sicherlich religiös in der Weise zu erklären ist, daß der König der 19. Dynastie durch diese Statuenannexionen seine Ahnen in sich selber wieder lebendig machen wollte, so wäre man doch wohl kaum auf jene Sitte verfallen, wenn man die älteren Statuen als Porträts in unserm Sinne aufgefaßt hätte. Für den Ägypter waren es Bildwerke, die lediglich durch die Aufschrift bestimmt wurden. Es ist sehr bezeichnend, daß man bei einer von König Merenptah der 19. Dynastie annektierten Statue König Amenemhêts III. aus der 12. Dynastie[28]) außer der Inschrift auch an der Backenpartie im Gesicht leicht geändert hat. Wir werden später hören, daß gerade von diesem König wirkliche Porträtköpfe geschaffen wurden, die begreiflicherweise in späterer Zeit vom ägyptischen Kunststandpunkt aus beanstandet werden mußten. Auch Privatleute der späteren Zeit wußten sich ältere Statuen zu beschaffen, die sie durch Namensänderung zu den ihrigen machten, ohne irgendwie Rücksicht auf das angebliche „Porträt" zu nehmen.

---

[26]) Die Malerin Mrs. W. Brunton hat auf diese Weise versucht, ein möglichst naturwahres Porträt verschiedener Könige und anderer Persönlichkeiten zu gewinnen; für Ramses II. vgl. ihr Buch Kings and Queens of Ancient Egypt, London o. J., das Bild bei S. 133.

[27]) a: Steindorff, Kunst d. Äg. S. 228. — b: Kopf der Mumie Ramses' II.; s. Elliot Smith, The Royal Mummies (Cat. Gén.) Taf. 44.

[28]) a: Fechheimer, Plastik 52/3. Der Name Amenemhêt, der also die Statue einwandfrei festlegt, ist von den Steinmetzen der 19. Dyn., die die Inschriften änderten, auf der Gürtelschnalle übersehen worden und uns daher erhalten geblieben.

In einem Falle haben wir zwei nahezu völlig identische Statuen[29]) aus dem späten Mittleren Reich, von denen die eine in der 22. Dynastie, also rund 1000 Jahre später, annektiert wurde. Wir kennen hier also inschriftlich von der nicht annektierten Figur den Namen des einstigen rechtmäßigen Besitzers der beiden Statuen und von der annektierten den Namen des späteren Usurpators. Die Gesichtszüge beider Statuen stellen nun aber bestimmt weder den einen, noch den andern Mann porträthaft dar.

In der ägyptischen Spätzeit, also im 1. Jahrtausend v. Chr., herrscht, abgesehen von später zu betrachtenden Ausnahmen, die Typenplastik durchaus vor. Es genügt hier für unsere Zwecke, etwa auf die Berliner Holzfiguren der 26. Dynastie[30]) oder den glatten Priesterkopf ebenda (wahrscheinlich schon 30. Dynastie) hinzuweisen. Man sucht äußerlich Formen älterer Zeiten (des Alten Reiches bei den Holzfiguren) nachzubilden, kommt aber trotz vorzüglicher Technik über eine völlige Leere im Gesichtsausdruck nicht hinaus.

Alle bisher besprochenen Kunstwerke sollten veranschaulichen, daß die ägyptische Plastik ihrem inneren Wesen nach unpersönlich, unindividuell war. Darum belegen wir heute die weitaus größte Zahl ägyptischer Kunstwerke mit Ausdrücken wie stilisiert oder typisierend. Hinsichtlich ihrer Zweckbedeutung diente die ägyptische Plastik, man kann wohl sagen immer, religiösen Belangen. Wohl sämtliche uns erhaltenen Statuen stammen aus Gräbern oder Tempeln; sie waren einer Gottheit geweiht oder hatten ihre Funktion im Totenkult. Nur in den seltensten Fällen kam es dabei auf eine persönliche Ausprägung des Dargestellten an; sein auf die Statue geschriebener Name, gleichgültig ob König oder Privatmann, genügte in der Regel, um den Weihenden oder den Verstorbenen kenntlich zu machen. Vielleicht gibt dies Zurücktreten der Persönlichkeit im Kunstwerk und genau so, wie wir eingangs sahen, die Anonymität der Künstler dem Gesamtbild der ägyptischen Kunst sein so außergewöhnlich einheitliches, großartiges Gepräge, vor dem wir Heutigen immer wieder in staunender Bewunderung stehen.

---

[29]) b: Legrain, Statues I Taf. 21 Nr. 42034 (Mittl. Reich) und III Taf. 14 Nr. 42207 (in der 22. Dyn. annektiert).

[30]) a: Prop. Kunstgeseh. II, 434. — b: ebenda 439.

Wenn wir nunmehr im zweiten Teile des Vortrags eine Anzahl wirklicher Porträtplastiken an uns vorüberziehen lassen wollen, so sei diesen die nach dem Bisherigen wohl selbstverständliche Bemerkung vorausgeschickt, daß sie immer Ausnahmen darstellen und zahlenmäßig durchaus in der Minderzahl sind. Auch würden die alten Ägypter selbst, wenn wir ihre Kunstsachverständigen fragen könnten, ganz gewiß diese Porträtwerke als aus dem Rahmen fallend ablehnen. Aber wir wollen ja auch als moderne Menschen die ägyptische Kunst genießen, und daß von diesem Standpunkt aus Werke wie die ernsten Königsköpfe des Mittleren Reiches, die Nofretête-Büste aus Amarna oder der Berliner „Grüne Kopf" der Spätzeit höher geschätzt zu werden pflegen als alles übrige, ist ja nur zu verständlich. Damit habe ich schon die drei Zeitperioden genannt, in denen nach meiner Meinung eine Porträtplastik im Sinne einer möglichst naturnahen Persönlichkeitsdarstellung allein möglich war.

Nach schweren Wirren und sozialen Umwälzungen am Ende des Alten Reiches erstand im Mittleren Reiche (rund 2000—1700 v. Chr.) ein neuer, fest gefügter Staat. In der voraufgehenden Zeit der Wirren hatte der religiöse Glaube des Ägypters die stärkste Erschütterung erfahren; wir entnehmen dies verschiedenen Literaturwerken jener Periode, die das Aufbegehren der Menschenseele gegen die göttliche Ordnung zeigen, — Skepsis auf der einen, Schuldbewußtsein auf der andern Seite werden lebendig, — kurz, die Seele des Einzelindividuums tritt uns hier wie nie vor- oder nachher in all ihren Höhen und Tiefen vor die Augen. Traurige Erfahrungen persönlicher Art, die zur Mißachtung seiner Untergebenen, ja auch seiner Freunde führten, nimmt ein alter König aus dem Anfang der 12. Dynastie zum Anlaß, um seinen Sohn vor dem Vertrauen auf die Menschen mit bitteren Worten zu warnen. Ich muß es mir versagen, hierzu Proben aus den Literaturwerken jener Zeit im einzelnen anzuführen, — meine Andeutungen der damals möglichen Stimmungen müssen zur Erklärung der damals aufkommenden meist düster schweren Porträtköpfe genügen.

Wenn wir aber auch diese wahre Porträtplastik des Mittleren Reiches als reifsten Kunstausdruck dieser Periode werten, so müssen wir dabei immer eingedenk sein, daß daneben — und

zwar durchaus in der Überzahl — auch damals die Typenplastik einhergeht. Mit der 11. Dynastie tritt zum ersten Male das oberägyptische Theben ins Licht der Geschichte. Die Königsbilder Mentuhoteps III. von Theben[31]) zeigen in ihrer Ungeschlachtheit, daß hier eine neue Kunst ohne Tradition auf jungfräulichem Boden am Werke ist. Die hochwertige Typenplastik der 12. Dynastie mag eine der zahlreichen Kalksteinstatuen Sesostris' I. aus Lischt (jetzt in Kairo) veranschaulichen. Etwas gänzlich anderes, in der ägyptischen Plastik bis dahin Unerhörtes bringen aber die Porträtstatuen Sesostris' III. und Amenemhêts III.[32]), der beiden mächtigsten Herrscher der 12. Dynastie (etwa 1880—1810 v. Chr.). Zwei gleichgerichtete Profilaufnahmen zeigen uns deutlich, daß es sich hier nicht um Idealporträts als Zeitausdruck handeln kann wie etwa in der 18. Dynastie, sondern um wirklichkeitsgetreu dargestellte Einzelmenschen: der eine, Sesostris, energiegeladen, streng und hart, der andere, Amenemhêt, verschlossen, düster, schwermütig. In diesen Gesichtern ist weder etwas von der frischen Gesundheit und göttlichen Erhabenheit der Könige des Alten Reiches zu spüren, noch von der jugendlich fröhlichen Energie der Herrscher des Neuen; wir sehen in verantwortungsbewußte Menschengesichter, die viel Ernstes und Schweres erlebt haben. Diese beiden Königsporträts des Mittleren Reiches sind derart einprägsam, daß es dem feinsinnigen Kunsthistoriker G. Evers gelingen konnte, auch eine Reihe von inschriftlosen Königsköpfen allein auf Grund der Gesichtszüge mit Sicherheit diesen beiden Herrschern zuzuschreiben[33]), so Sesostris III. z. B. je einen Kopf in Berlin und Wien, Amenemhêt III. je einen in Berlin und Kopenhagen.[34]) Dafür daß wir aber selbst auch hier, wo

[31]) a: Mentuhotep III.; s. Evers, Staat aus dem Stein I Taf. 12. — b: Sesostris I. aus Lischt; s. ebenda Taf. 27/8.

[32]) a: Sesostris III., Statue von Dêr el-Báhari; s. ebenda Taf. 84. — b: Amenemhêt III., Statue von Hawâra; s. ebenda Taf. 103.

[33]) a: Prop. Kunstgesch. II, 281 links. — b: Evers a. a. O. Taf. 89—91.

[34]) a: Der Berliner Dioritkopf Inv. Nr. 17950 nach Phot. des Berliner Museums; dieser prachtvolle Kopf wird seltsamerweise in den meisten Kunstgeschichten übergangen. — b: Evers a. a. O. Taf. 111/112. Gerade die hier gebrachte Gegenüberstellung des Kopenhagener Kopfes mit dem Berliner Dioritkopf macht deren zeitliche und künstlerische Zusammengehörigkeit m. M. nach vollkommen sicher. Dennoch ist die Datierung

wir es sicher mit Porträtplastik im modernen Sinne zu tun haben, irregeführt werden können, sei das einzigartige Obsidianköpfchen der Sammlung Gulbenkian angeführt[35]), das Evers, Schäfer u. a. nach einer älteren Aufnahme mit Sicherheit als Sesostris III. bezeichnen zu können glaubten, während eine Neuaufnahme in anderer Stellung und Beleuchtung die Benennung Amenemhêt III. in der Tat näherlegt. Sollten wir etwa auch hier, wo wir wahre Porträtplastik mit Händen zu greifen glaubten, von der ägyptischen Kunst genarrt worden sein und nur äußerst porträthaft wirkende Idealbildnisse der Könige im Ausdruck ihrer Zeit vor uns haben?

Wir wollen die so bedeutsame Plastik des Mittleren Reiches nicht verlassen, ohne darauf hingewiesen zu haben, daß wir in dieser Zeit einmal eine örtliche Kunstschule in deutlich ausgeprägten Werken feststellen können, die offenbar in Tanis im östlichen Delta ihre Wirkungsstätte hatte. Als Beispiel sei eine Gruppe sogenannter Fischopferer vorgeführt[36]), die sich an die berühmten Tanis-Sphingen Amenemhêts III. (jetzt in Kairo) anschließt und besonders durch die barbarisch wirkenden Gesichtszüge mit großem, umgehängtem Vollbart auffällt.

Als Beispiel für eine Plastik aus der in Vielem noch dunklen und mannigfach umstrittenen Hyksoszeit (etwa 1700—1600 v. Chr.) sei eine kleine Elfenbeingruppe des Brit. Museums, die aus Abydos stammt, vorgeführt.[37]) Erhalten ist der Vorderteil einer Königssphinx, die den Kopf eines angstvoll gekrümmten Menschen zwischen ihren Pranken zerdrückt. Hier ist einmal die gelegentlich ausgezeichnete Rassendarstellung der Ägypter für

---

des Kopenhagener Kopfes den merkwürdigsten Schwankungen unterworfen: er wurde an den Anfang des Alten Reiches gesetzt (Mogensen im Cat. der Ny Carlsberg Glyptothek Taf. 1) und in die Spätzeit, 25. Dyn. (Koefoed-Petersen in Aegypt. Billedhuggerkunst, Kopenhagen 1938, Abb. 31/2). Ich halte diese beiden Datierungsvorschläge für unrichtig.

[35]) a: Prop. Kunstgesch. II Taf. VI. — b: Anc. eg. Sculpture lent by C. S. Gulbenkian Esq., London 1937, Taf. 1. Als ich den im Brit. Museum als Leihgabe ausgestellten Kopf sah, mußte ich zugeben, daß die Aufnahme des Katalogs dem Original weit mehr gerecht wird als die bisher bekannte in ihrer starken Vergrößerung und harten Beleuchtung.

[36]) a: Evers, Staat aus dem Stein I Taf. 129.

[37]) b: Journ. of Eg. Arch. 14 Taf. 7. Auch die Fundumstände wiesen nach Garstang auf die Hyksoszeit.

die Deutung der Gruppe von Bedeutung. Der unglückliche Mensch, dessen Kopf zwischen die Pranken der Sphinx eingeklemmt ist, ist zweifellos ein Ägypter, während das Gesicht der Königssphinx deutlich semitische Züge trägt; in der Königssphinx ist also zweifellos ein ägyptenfeindlicher Hyksoskönig semitischer Herkunft dargestellt.[38]) Wir dürfen dies kleine Bildwerk also durchaus als „Rasseporträt" werten.

Eine zweite Epoche, in der Porträtgestaltung reifen konnte, ist die späte 18. Dynastie, die Zeit Amenophis' III. und seines Sohnes, des berühmten Ketzerkönigs von Amarna. Wiederum handelt es sich um eine Zeit, in der die Einzelpersönlichkeit stärker hervortrat. Für den König war dies politisch bedingt; im ägyptischen Weltreich mit seinen vielseitigen Beziehungen stand er andern mächtigen Herrschern friedlich gegenüber, die sich untereinander als „Bruder" grüßten. Vollends Amenophis IV.-Echnaton tritt uns mit seinem religiösen wie künstlerischen Neuerungsversuch durchaus als Individuum, ja als ein für das Wohl seines Reiches gefährlicher Einzelgänger entgegen, dessen Andenken darum begreiflicherweise bei den späteren Ägyptern keineswegs in Ehren stand. Aber auch jetzt, wo die Bedingungen für eine reiche Entfaltung wirklicher Porträtplastik günstig wie nie zuvor waren, behauptet sich dennoch innerhalb der verfeinerten Kunst jener Zeit durchaus das Typenmäßige. Wir sehen z. B. zwei sehr verschiedene Statuen einund desselben Mannes, Amenophis' des Sohnes des Hapu, des höchsten Würdenträgers unter Amenophis III.[39]) Nur die eine Figur kann ein „Porträt" sein, und zwar gewiß die mit den ausgeprägten, in diesem Falle mürrischen Gesichtszügen. Die andere, an sich eine Typenplastik, wirkt aber in ihrer buddhaartigen Versonnenheit vielleicht noch stärker auf uns; sie ist sicherlich die ägyptischere der beiden. Auch bei der Frau kann Typenplastik bester Qualität und vorzügliche Porträtplastik aus der gleichen Zeit vorgeführt werden: im Kopf der vornehmen, fast

[38]) Diese seit der Erstveröffentlichung fast ganz übersehene Elfenbeinsphinx sollte denen zu denken geben, die in den Hyksos Arier sehen wollen.

[39]) a: Prop. Kunstgesch. II, 338. — b: Hdb. d. Archäol. I Taf. 94, 3.

überfeinert wirkenden älteren Dame im Museum zu Florenz[40]) und in dem wundervollen Holzköpfchen der Königin Teje in Berlin, in dem wir unbedingt eine Porträtplastik erkennen. Von König Amenophis III. selbst fehlt leider eine gute Porträtplastik, doch läßt die kleine Steinfigur ohne Kopf in New York mit ihrer ausnehmend bequemen, durchaus persönlichen Haltung darauf schließen, daß der zugehörige Kopf auch entsprechend persönliche Züge trug.[41]) Mit dem Auftreten Amenophis' IV. bricht dann ein krasser Realismus durch, den Schäfer mit Recht „Expressionismus" im eigentlichen Sinne des Wortes genannt hat. Sicher war der Ketzerkönig keine Idealgestalt, aber daß er das Häßliche an seinem Körper derart übertrieben in seinen Statuen zum Ausdruck bringen ließ, geht weit über das Maß einer sonst üblichen Porträtgestaltung hinaus. Werke dieser übertriebenen Art, die zum häßlichsten gehören, was die ägyptische Kunst je hervorgebracht hat, haben sich denn auch nicht lange gehalten und haben wieder gemäßigteren Platz gemacht.

Bekanntlich hat Amenophis IV.-Echnaton grollend die Hauptstadt Theben verlassen und hat sich eine neue Residenz in Mittelägypten erbaut, deren Ruinen heute unter dem Namen Amarna berühmt geworden sind. Die deutschen und später die englischen Ausgrabungen brachten eine Fülle von Plastiken ans Tageslicht. Unter diesen nehmen die aus einer Bildhauerwerkstatt[42]) stammenden Gipsmasken und Gipsköpfe eine Sonderstellung ein. Über Herstellungsart, Zweck und Benennung im einzelnen gehen heute die Meinungen noch sehr auseinander. Eine Maske ist ihrem Ausdruck nach wohl sicher als Totenmaske in unserm Sinne zu bezeichnen[43]); aber ob sie wirklich die Totenmaske Amenophis' III. darstellt und mit dem rundlich derben Gipskopf

[40]) a: Frauenfigur in Florenz; s. Prop. Kunstgesch. II, 337. — b: Tejeköpfchen s. ebenda 348.

[41]) a: Amenophis III. in New York s. ebenda 345. — b: Karnakstatue Amenophis' IV. s. Hdb. d. Archäol. 1 Taf. 95, 3.

[42]) Der damit im Zusammenhang viel genannte Bildhauer Thutmosis ist genau so wenig eine irgendwie faßbare Künstlerpersönlichkeit wie die anderen, von denen früher die Rede war. Eine Signatur irgendwelcher Art findet sich auf keiner einzigen Amarnaplastik.

[43]) a: Sogen. Totenmaske und sogen. Gipskopf Amenophis' III.; s. Schäfer, Amarna in Religion und Kunst, Taf. 9 und 8. — b: Gipsmaske Echnatons s. ebenda Taf. 13.

aus dem gleichen Fund zu vergleichen ist, den manche für ein Porträt Amenophis' III. halten, scheint mir sehr die Frage. Eine besonders eindrucksvolle Gipsmaske hat uns wohl sicher das Porträt des Ketzerkönigs selbst erhalten; deutlich zeigt es den Abstand auch der porträthaftesten Steinplastiken des Königs vom wirklichen Aussehen, dem diese Gipsmaske wohl am nächsten kommen dürfte. Von den Gipsmasken Privater aus Amarna wurde schon eingangs ein Beispiel gezeigt; weitere dürften sich erübrigen, denn im Grunde sind alle diese Gipsmasken doch anders zu werten als Fertigwerke, und kein ägyptischer Bildhauer dürfte sie zu den Kunstwerken im strengeren Sinne gezählt haben. Sie fallen ja auch gänzlich aus dem Rahmen der sonstigen Amarnaplastik heraus und zeigen nur, vorausgesetzt daß sie von lebenden Gesichtern abgenommen sind und also die wirklichen Menschen von damals zeigen, daß dann alle übrige Plastik — auch die in Amarna — trotz allem Streben nach Porträthaftigkeit eben doch sehr stark stilisiert ist.

Das berühmte Hauptwerk der Amarnaplastik, die bemalte steinerne Modellbüste der Königin Nofretête im Berliner Museum, darf in diesem Zusammenhang natürlich nicht fehlen.[44]) Sie ist schon so oft gepriesen worden, daß hier weitere Lobeserhebungen überflüssig sein dürften. Im Vergleich mit der Büste ist ein Modellkopf aus Kalkstein interessant, der offenbar eine Studie zu der Büste oder den Versuch einer Kopie darstellt; derbe Farbstriche des korrigierenden Lehrmeisters zeigen, daß dieser den Kopf wohl ebenso besserungsbedürftig gefunden hat, wie wir ihn heute auch empfinden. Daß bedeutende Künstler das Porträt desselben Menschen verschieden auffassen und gestalten, wissen wir von unsern heutigen Künstlern. Ähnlich scheint es auch in Amarna gewesen zu sein, wie es manche Köpfe der Königin und der Prinzessinnen lehren. Das Berliner Museum besitzt einen braunen Sandsteinkopf derselben Königin[45]) — wir

[44]) a: Nofretêtebüste; s. Prop. Kunstgesch. II, 350. — b: Kopf der Königin mit Korrekturangaben, Berlin Inv. Nr. 21352; nach Phot. des Berliner Museums.

[45]) a: Sandsteinkopf der Königin; s. Prop. Kunstgesch. II, 351. Der Kopf sollte in eine Statue aus anderem Gestein eingefügt werden, daher die Zapfen am Hals und auf dem Kopf (dieser zur Aufnahme der Krone). — b: Quarzitkopf in Kairo; s. Journ. of Eg. Arch. 19, Taf. 18, 3—4.

wissen nur von einer einzigen Königin und Gemahlin Echnatons in Amarna, die Nofretête hieß — der wesentlich jungfräulicher und zarter wirkt als die bemalte Büste. Diesem ähnlich aufgefaßt dürfte der unfertige Quarzitkopf der Königin sein, der in der englischen Grabung gefunden wurde (jetzt in Kairo). Bei den zahlreichen Köpfen der Prinzessinnen hat man viel Aufhebens um die seltsame Kopfform gemacht, die sicher nicht durch eine sonderbare Perückenform, sondern durch eine krankhafte oder vielleicht auch künstliche Verbildung des Hinterschädels bedingt ist. In der Art der Ausgestaltung des Hinterkopfes, ob auf Formschönheit zielend oder alle Einzelheiten realistisch betonend, sind hier wieder die Unterschiede in der Künstlerauffassung zu spüren.[46])

Aber wenn wir uns auch bei der Amarnaplastik leicht in die uns Moderne bewegenden Kunstfragen verlieren können — darum erfreut sich ja die Amarnaplastik so besonders vieler Verehrer —, so soll uns doch ein letztes Beispiel wieder auf den festen Boden ägyptischer Kunsttradition zurückführen. Mitten zwischen all diesem Proträtstreben konnte sich auch in Amarna ein Idealtyp des Amarnakönigs herausbilden, den z. B. die Statue Echnatons im Louvre gut veranschaulicht.[47]) Wenn man vor Köpfen dieses Typs darüber zu streiten anfängt, ob der Dargestellte Echnaton oder sein Schwiegersohn und Nachfolger Tutanchamun sei, so ist das genau so müßig wie die schon früher erörterte Frage, ob ein Königskopf der 18. Dynastie Thutmosis oder Hatschepsut darstelle. Dieses Idealporträt des Amarnakönigs wirkt noch bis in die nachfolgende 19. Dynastie hinein fort, auch bei Statuen ganz anderer Art wie etwa bei der des Gottes Chons in Kairo.[48]) Es ist im ganzen Ablauf der ägyptischen Kunst sehr bezeichnend für deren innere Kraft, daß sich trotz aller individualistischen Bestrebungen der Amarnakunst auch in ihr wieder die dem Ägyptertum gemäße, unpersönliche Kunst-

---

[46]) a: Prop. Kunstgesch. II, 349. — b: Schäfer, Amarna in Religion und Kunst, Taf. 25 (der realistische Kopf).

[47]) a: Statue Echnatons im Louvre, in Wirklichkeit Teil einer Gruppe; s. Prop. Kunstgesch. II, 347. — b: Karnakstatue Tutanchamuns; s. Steindorff, Kunst d. Äg. 227.

[48]) Ebenda 229.

richtung durchsetzte, die dann in der Folgezeit bis zum Ende nie mehr die Zügel aus der Hand gab.

Die letzte Epoche, in der wir Werke richtiger Porträtkunst finden, ist die Spätzeit im 1. Jahrtausend v. Chr., und zwar handelt es sich hier genauer um zwei verhältnismäßig kurze Perioden, die 25. Dynastie der äthiopischen Fremdherrscher (712—663 v. Chr.) und die 30. Dynastie (378—341 v. Chr.), also die letzte Dynastie vor der Eroberung Ägyptens durch Alexander d. Gr. Hier pflegt das eigentliche Forschungsgebiet des Ägyptologen zu enden, denn in den folgenden Perioden der Ptolemäer und Römer bis zum endgültigen Ende der ägyptischen Kunst in nachchristlicher Zeit hat der klassische Archäologe ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Es ist dies die Zeit der Auseinandersetzung der ägyptischen mit der griechisch-römischen Kunst, die uns heute bei unserer Betrachtung nicht mehr beschäftigen soll.

Die Spätzeitkunst von der 25. bis zur 30. Dynastie, also rund von 700—350 v. Chr., zeichnet sich durch das Suchen nach alten Vorbildern verschiedener Zeiten aus, die mehr oder weniger glücklich wiederholt werden, wie wir das schon früher an einem Beispiel kurz erläutert haben. Der Ausdruck „Renaissance" für dies antiquarische Kunststreben einer sinkenden Kultur ist hier wenig angebracht, denn von einer „Wiedergeburt" zu neuem künstlerischem Leben ist nirgends die Rede. Im allgemeinen ist diese Spätzeitkunst eintönig und innerlich hohl. Aber es gab offenbar damals unter den höheren Priestern und Würdenträgern einige, die wohl einerseits dem Zuge der Zeit folgend ihre Statuen im Stile des Alten oder Mittleren Reiches formen, andererseits aber auch nicht auf ihren persönlichen Ausdruck, ihr „Porträt" verzichten wollten; so entstanden eigenartige Spätwerke, Statuen im Stile der Pyramidenzeit, aber mit modernen Köpfen — vergleichbar etwa manchen Bildwerken von Herrschern unserer Zeit in römischer Toga — oder gar vollkommen porträthafte Statuen, bei denen sogar der Körperbau von Realismus erfüllt ist.

Was in der 25. Dynastie bei einem einzigen Manne an Statuen alles möglich war, veranschaulichen am besten einige Beispiele aus der großen Zahl der Statuen des thebanischen Gouverneurs Montemhêt. Wir sehen diesen Großen im Stile des Alten Reiches,

aber mit Porträtkopf[49]), dann sitzend im Stile der frühen 18. Dynastie mit typischem Kopf[50]), dann kniend mit einer Stele völlig im platten Spätzeitstil. Es gibt noch weitere Statuen dieses einen Mannes, sämtlich verschieden in Auffassung und Ausdruck. Man sieht daraus, daß der Porträtplastik auch in dieser Zeit keineswegs eine führende Rolle zukam. Ähnliches wie für Montemhêt gilt für die zahlreichen Statuen des Harûa. Von ihm gibt es eine Statue[51]), die in ihrer grotesken Häßlichkeit geradezu an die expressionistischen Amarnastatuen erinnert, aber gewiß mehr Anspruch auf Naturtreue erheben dürfte als der glatte, zeitgemäße Würfelhocker mit seinem völlig ausdruckslosen Gesicht. Wir können uns heute nur schwer vorstellen, wie man derartige Kunstextreme, durch die doch inschriftlich dieselbe Person dargestellt werden sollte, nebeneinander vertragen konnte. Manche Porträtköpfe dieser Zeit klingen deutlich an die ernsten Königsköpfe des Mittleren Reiches an, so ein Quarzitkopf des Britischen Museums[52]) und ein würdig ernster Männerkopf aus Sandstein in der Münchener ägyptischen Sammlung. Wieder ein Extrem stellt die Statue des Nubiers Irigadiganen[53]) dar, also eines Nichtägypters, der unter den Äthiopen in Ägypten zu einer höheren Stellung gelangt war. Die unangenehme Fettheit dieser Figur läßt in der Tat Zweifel aufsteigen, ob wir wirklich einen Mann vor uns haben oder nicht doch ein häßliches altes Weib? Das jüngste Beispiel dieser so auffälligen und interessanten Porträtplastik der 25. Dynastie dürfte der Kopf des Petamenôphis in Berlin sein[54]), der auf einem völlig typischen Würfelhocker sitzt. Diese Statue reicht wohl schon in die 26. Dynastie hinüber. Aber es fehlen nun merkwürdigerweise Beispiele, die unsere

---

[49]) a: Steindorff, Kunst d. Äg. 255. — b: Kopf derselben Figur; s. Prop. Kunstgesch. II, 432.

[50]) a: Ebenda 433 rechts. — b: Montemhêt mit Stele; s. Legrain, Statues III Taf. 46 Nr. 42237.

[51]) a: Harûa, Porträtstatue; s. Hdb. d. Archäol. I Taf. 108, 1. — b: derselbe als Würfelhocker, Louvre; s. Gunn-Engelbach in Bull. Inst. Franç. 30, Taf. VI zum Aufsatz S. 791 ff.

[52]) a: Kopf im Brit. Mus.; s. Journ. of Eg. Arch. 13 Taf. 11/12. — b: Der Münchener Kopf: s. Äg. Ztschr. 75 Taf. 10.

[53]) a: Der Nubier Irigadiganen; s. Schäfer, Bildnis Taf. 41.

[54]) b: Petamenôphis; s. Äg. Ztschr. 73 Taf. 5 und 6, 1.

Porträtplastik der 25. Dynastie verknüpfen mit der jüngeren Gruppe der 30. Dynastie.

Um diese letzte Porträtgruppe, die im Berliner „Grünen Kopf" kulminiert, sind noch wissenschaftliche Auseinandersetzungen im Gange. Manche sehen in diesen Spätzeitköpfen schon griechischen Einfluß, manche wollen sie mit der eben besprochenen Gruppe zusammennehmen und ebenfalls um 700 v. Chr. datieren. Inschriftlich festgelegt ist unglücklicherweise kein einziges Beispiel der Gruppe. Ohne einzelne stilistische Gründe hier mitteilen zu können, muß ich sagen, daß ich im „Grünen Kopf" [55]) und seinen Trabanten, von denen hier der schöne Kopf der Sammlung Gulbenkian vorgeführt sei, weder Griechisches erkennen, noch sichere Zusammenhänge mit den Montemhêt- und Harûastatuen der 25. Dynastie herausfinden kann. Ich datiere daher mit von Bissing diese Gruppe in die 30. Dynastie, d. h. um 350 v. Chr., eine Zeit voll eifrigsten, künstlerischen Eigenlebens, in der zwei tatkräftige nationale Herrscher politisch das Fremdjoch der Perser abzuschütteln und nochmals eine künstlerische Blütezeit im Sinne der großen 18. Dynastie für Ägypten heraufzuführen versuchten.

Wir sind am Ende dieser Betrachtung der ägyptischen Plastik unter der Fragestellung: wo Typisierung — wo Porträt?, unter der, wie ausdrücklich nochmals betont sei, keinerlei Wertschätzung verstanden werden sollte. Ich hoffe, Sie nehmen von diesem Vortrage den Eindruck mit, daß die ägyptische Plastik ihrer Struktur nach unpersönlich, also typenbildend und dem Porträt abhold war. So sehen wir sicherlich das Echteste ägyptischer Plastik in dem Gewoge der Typenplastik mit all ihren zeitlich und auch örtlich bedingten Stilunterschieden, im ganzen ein Bild von großartig geschlossener Eindruckskraft. Daß diese selbe Kunst imstande war, unter gewissen Voraussetzungen da und dann Porträtwerke wie die ernsten Königsköpfe oder die Nofretêtebüste oder den Grünen Kopf hervorzubringen, gereicht ihr nach unserer Meinung zum allergrößten, unvergänglichsten Ruhme.

---

[55]) a: Der „Grüne Kopf", Statuenkopf einer kahlköpfigen Priesterfigur; s. Prop. Kunstgesch. II, 436. — b: Kopf Slg. Gulbenkian; s. Ancient Eg. Sculpture lent by C. S. Gulbenkian Esq., London 1937, Brit. Mus., Taf. 5—6.

EIN WIEDERGEFUNDENER PAPYRUS UND DIE ÄLTESTEN HANDSCHRIFTEN DER SCHULE VON TOURS

VON BERNHARD BISCHOFF

Die Bibliothek von St. Martin in Tours besaß im 18. Jahrhundert eine alte Handschrift der Hiob-Erklärung des Philippus, eines Schülers des heiligen Hieronymus. Sie schien vollständig zu sein; nur der Einband des Codex war verfallen, und bei seiner Auflösung kamen Reste eines Papyrus mit altertümlicher griechischer Schrift zutage. Das merkwürdige Stück wurde dem gelehrten Montfaucon bei seinem Besuche (ca. 1703) gezeigt, und er ließ sich durch Dom Leon Le Chevalier, den Subprior von St. Julien, eine Pause anfertigen, die er in der „Palaeographia Graeca" (1708) veröffentlichte.[1]) Bald nach 1800 sind Codex und Einband verschwunden. Leopold Delisle konnte nur zusammenstellen, was Beschreibungen aus dem 18. Jahrhundert an positiven Angaben über beide enthielten.[2]) Später wurde ein einzelnes Blatt aus dem Hiob-Kommentar, das mit dem Turonensis zusammenhängen muß, von der Pariser Nationalbibliothek erworben (Nouv. acq. lat. 2332, fol. 3).[3]) Schließlich gelang es S. G. Mercati, die wenigen Zeilen von Montfaucons Faksimile mit Stücken der Homilie des Syrers Ephrem 'auf den schönen Joseph' zu identifizieren.[4])

Doch das Original des Papyrus ist keineswegs verloren, ebensowenig wie der Philippus-Codex, der nach einer alten Angabe in 'écriture mélangée de demi-onciale et de cursive' z. T. in 'écriture verte' geschrieben war, wozu freilich der Befund des Pariser

---

[1]) S. 215 mit einer Beschreibung von Le Chevalier; deren französischer Wortlaut in Bibl. de l'Ecole des Chartes LIV (1893), 725f.

[2]) In Notices et extraits XXXI, 1 (1884), 214f.

[3]) E. K. Rand, Studies in the Script of Tours I (Cambridge Mass., 1929), 86f. u. Taf. X.

[4]) Vgl. Biblica I (1920), 371ff.

Fragmentes gar nicht passen will. Nur liegen sie jetzt fern voneinander in zwei verhältnismäßig wenig besuchten Sammlungen.

Weder Henri Omont, der in der Phillipps-Bibliothek in Cheltenham nach Handschriften zur französischen Geschichte fahndete[5]), noch Adolf Deißmann, der sich die Papyri der noch immer bedeutenden Sammlung vorlegen ließ und dann ein Fragment einer romanhaften Heiligenlegende bekannt machte[6]), sahen die Nr. 28967, die Heinrich Schenkl mit folgenden Worten beschrieb[7]): „Papyrusfragmente (griechisch, auch viel merovingische Cursive)".[8]) Was sich in diesem Konvolut darbietet, sind Reste eines Einbandes (jetzt ca. 335 × ca. 220 mm), dessen äußere Decke aus festerem Leder besteht — wenn ich mich recht entsinne, aus gelblichem Schweinsleder —, während als Einlage Reste von zweierlei Schriftstücken zusammengeklebt sind. Nicht beide Schriften, die griechische und die merovingische, stehen auf Papyrus, sondern mit stark lädierten griechischen Papyrusblättern wechseln 25 z. T. verstümmelte Pergamentstücke sehr verschiedener Größe ab, die mit merovingischen Schriftzügen bedeckt sind. Auch diese Besonderheit ist schon im 18. Jahrhundert in einer Beschreibung des Tourser Einbandes erwähnt worden[9]), dessen Identität durch die Titelaufschrift „Epistola philippi presbiteri ac commentatoris ad episcopum nectarium Tres libri expositionum supra Iob" (saec. XV) gesichert ist. Die griechische Schrift ist Unziale des koptischen Typs[10]); die Seite scheint wenigstens 30 Zeilen von ca. 110 mm Länge enthalten zu haben. Das von Montfaucon abgebildete

[5]) 'Manuscrits relatifs à l'histoire de France conservés dans la bibliothèque de Sir Thomas Phillipps à Cheltenham' in Bibl. de l'Ecole des Chartes L (1889), 214 (hier über andere Tourser Hss.).

[6]) A. Deißmann und P. Maas in Aegyptus XIII (1933), 11ff. (hier S. 13 Montfaucon und Mercati zitiert).

[7]) Bibliotheca patrum Latinorum Britannica I, 2 (Wien 1892), 154.

[8]) Ich erinnere mich dankbar an die große Liebenswürdigkeit, mit der der kürzlich verstorbene Enkel von Sir Thomas, Herr Fitzroy Fenwick, mir bei einem Besuch der Phillipps Collection (1934) deren Schätze zugänglich machte. Ebenso danke ich Herrn D. J. H. ter Horst von der Königlichen Bibliothek im Haag für die Erlaubnis, im Museum Meermanno-Westreenianum arbeiten zu dürfen, sowie für eine briefliche Auskunft.

[9]) Delisle a. a. O. 215.

[10]) Mercati in Biblica I, 374f.; M. Norsa in Annali della R. Scuola Normale Superiore di Pisa, Ser. II, VII, 1ff.

Stück von Ephrems Homilie über Joseph (Fragment a bei Mercati) ist auch heute noch am besten erhalten. Alle Papyrusblätter sind zerbrochen. Der spätere Leim war teilweise stärker als der natürliche Klebstoff, der die Kreuzlagen des Papyrus verband; Quer- und Längsstreifen lösten sich voneinander und blieben an verschiedenen Pergamentstücken haften. Eine sorgfältige Konservierung könnte jedoch zweifellos einen großen Teil des Textes wiedergewinnen.

Auch zur Erschließung der lateinischen Schrift ist die Ablösung des Papyrus die notwendige Voraussetzung. Es ist merovingische Urkundenkursive mehrerer Hände wohl aus der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts, deren Inhalt von einem Bibliothekar von St. Martin richtig als Zinslisten erkannt worden ist[11]; tironische Noten, besonders das Zeichen für 'semis', sind nicht selten eingestreut. Nach Jahren (Abtsjahren?) und größeren Einheiten ('de iogundiaco in ann. XXII', 'in ann. XXIIII domus ma.doni.'?) sind die Abgaben der Zensualen in den einzelnen 'Colonicae' verzeichnet.[12] In gewissem Grade dürften die 25 Blätter ein einfacheres Gegenstück zu den karolingischen Polyptychen bilden.[13] Dem reichlichen germanischen Namenmaterial verleiht das höhere Alter besonderen Wert, und auch für die Geschichte des klösterlichen Besitzes werden die Listen ergiebig sein. Ohne eine weitere Auswertung nach beiden Richtungen zu versuchen, gebe ich im Anhang den Text einer freiliegenden Seite als Probe.[14]

Als Rest des Hiob-Kommentars des Philippus, zu dem der Einband gehörte, gilt das schon erwähnte Pariser Blatt (Nouv. acq. lat. 2332, fol. 3, aus Buch I, Kap. 12; 318 × 214 mm, Schriftraum 234 × 140 mm, 30 Zeilen), das gleich anderen Turonenses aus der Sammlung Desnoyers stammt.[15] Auf dem

[11]) Delisle a. a. O. 215.

[12]) Die Abgaben sind meist durchstrichen, um die Ablieferung zu bestätigen.

[13]) Über die frühen Formen der Aufzeichnung kirchlichen Besitzes vgl. E. Lesne, Histoire de la propriété ecclésiastique en France III (Lille 1936), 1 ff.

[14]) Es ist dringend zu wünschen, daß die Reste des Einbandes von einer großen Bibliothek erworben und einem ungewissen Schicksal entrissen werden.

[15]) Vgl. das Faksimile bei Rand (Anm. 4).

Recto ist die Zahl '88' vermerkt, die Signatur des Philippus in St. Martin, und ferner — von einer Hand des 18. Jahrhunderts — 'libri operculum vetus membranae aegyptiacae antiquissimae'; damit ist sicher, daß das Blatt sich in dem alten Bande befand, ebenso jedoch, daß es vorgeheftet war und nicht mitten in der ersten Hälfte des vollständigen Werkes[16]) seinen Platz hatte, wo es dem Inhalte nach hätte stehen müssen. Zudem hat E. K. Rand auf das Mißverhältnis zwischen den alten Beschreibungen, die eine recht altertümliche Handschrift erwarten lassen, und der schlichten und entwickelten Minuskel des Fragments hingewiesen[17]), die ich ins erste Drittel des 9. Jahrhunderts setzen möchte.

Unter den alten Codices des Philippus[18]) ist nur einer, dessen Geschichte und Wanderungen nicht seit Jahrhunderten lückenlos überschaubar sind: die im Museum Meermanno-Westreenianum im Haag befindliche Handschrift aus dem 8. Jahrhundert (MS. 10 A 1). Diese umfaßt 199 Blätter und scheint den vollständigen Kommentar zu enthalten, nachdem ein früher Blattverlust im I. Buch durch Einfügung des Doppelblattes 42/43 um 800 wieder ausgeglichen wurde. Sie ist neu gebunden; jedoch paßt das Format (ca. 335 × ca. 225 mm, Schriftraum 250—265 × ca. 160 mm, 30 oder 35 Zeilen) ungefähr zu dem lädierten Einband in Cheltenham, der die Handschrift nur knapp gedeckt haben kann. Ein Besitzvermerk ist nicht vorhanden; ebensowenig findet sich darin das 'Paraphé' von der Aufhebung des Collège de Clermont, aus dem Meermans größte Schätze stammten.[19]) Fehlt also ein direktes Zeugnis für turonische Provenienz, so läßt die Schrift, ja schon die Tinte kaum einen Zweifel an der Identität mit dem vermißten Turonensis zu. In Olivtönen, z. T. ausgesprochen olivgrün steht die Schrift auf dem Pergament. Es ist die gleiche gewandte, abgerundete kursive Minuskel mit halbunzialen Reminiszenzen, die große Teile des von Rand so eingehend stu-

[16]) Bréquigny bei Delisle a. a. O.

[17]) A. a. O. 87.

[18]) Die A. Wilmart, Codices Reginenses Latini I, 236 anführt. Dazu noch die Philippus-Glosse in Leningrad F I 3.

[19]) Wohl im Gedanken an verschiedene Berliner Meermanhss. schrieb Lindsay: 'probably from Metz' (Notae latinae, Cambridge 1915, 458).

dierten Eugippius (Paris B. N., Nouv. acq. lat. 1575) zeigen[20]), der sich gleichfalls im 18. Jahrhundert in St. Martin befand; im Haager Codex scheint sie im ganzen etwas ausgeglichener und einheitlicher und also wohl ein wenig jünger. Der Eugippius wird um 730 datiert[21]); auch der Philippus ist m. E. vor 750 anzusetzen. Mehrere Hände sind daran beteiligt; sie schreiben mit verschiedenem Neigungswinkel, manche recht elegant, andere mit reichlicherem Gebrauch von Ligaturen. Für die erste Zeile des II. Buches (auf fol. 64^{r}) ist Halbunziale verwendet, für Titel u. ä. rote oder schwarze Unziale oder eine vergrößerte Mischschrift. Manche der gleichzeitigen Marginalien sind in grüner Tinte geschrieben; tironische Noten sind häufig und sicher gebraucht. Am Lagenende steht oder stand neben den Quaternionenzahlen die tironische Gruppe 'requisitum est'. Ganz schlicht ist der Initialschmuck; über das Notwendige geht nur das Chrismon am Anfang hinaus. Zwei Schlußschriften werden von Wunschformeln begleitet: 'Explicit liber secundus. Utere felix. Expositionum in Iob liber tertius' (fol. 136^{v})[22]) und 'Finit liber III. Pax legentibus credulitas audientibus vita facientibus. in Christo Iesu domino nostro' (fol. 199^{v}). Das Pariser Philippus-Fragment (ca. 318×ca. 214 mm, Schriftraum 234×140 mm, 30 Zeilen), das schon im 18. Jahrhundert als Vorsatzblatt diente, ist vermutlich nur ein Rest einer unvollendeten und dann makulierten Kopie; es scheint nicht, wie sich denken ließe, ein dem Haager Codex zur Ergänzung eingeheftetes einzelnes Blatt gewesen zu sein, das sich später verirrte.

Mit dem Eugippius und dem Philippus schließen sich mehrere paläographisch eng verwandte Codices zu einer Gruppe zusammen[23]). Ihr beizuzählen ist sicher Wolfenbüttel, Weißenb. 89

[20]) Studies in the Script of Tours II (Cambridge Mass., 1934), T. VI, VII etc. [21]) A. a. O. 81.

[22]) Gleichlautend im Reginensis Lat. 111 saec. IX, der vielleicht mit dem Haager Codex zusammenhängt. Wilmart a. a. O. 237 stellt Ähnlichkeit mit Tourser Schrift fest, während F. M. Carey bei Rand a. a. O. II, 86 Ursprung in Fleury annimmt.

[23]) Ihre Grundzüge sind beobachtet von P. Lehmann, Lateinische Paläographie (bei Gercke-Norden, Einleitung in die Altertumswissenschaft I, 10, 1925), 61. Vgl. auch Ph. Lauer in Mémoires présentés par divers savants à l'Academie des inscriptions et belles-lettres XIII, 2, 429 und 430 Anm. 2.

mit Pompeius, Iulius Severus, Mallius Theodorus u. a. (218 Bl., 220×160 mm, Schriftraum 180×115 mm, 23—24 Zeilen).[24]) Die Schrift, von mehreren ähnlichen Händen etwa aus der Mitte des 8. Jahrhunderts, steht der Hand J des Eugippius sehr nahe.[25]) An den Rändern des Pompeius finden sich zahlreiche Bemerkungen in gewandt geschriebenen tironischen Noten; von den griechischen Stücken auf fol. 216ʳff., die von nachahmender Hand des 8. Jahrhunderts eingetragen wurden, sind das Gloria und das Magnificat mit lateinischer Interlinearversion in tironischen Noten versehen. Neben den Quaternionenzahlen steht regelmäßig tironisches 'requisitum est'. Die Tinte ist graubraun oder grünlich, die der Korrekturen und Noten meist grünlich.

Durchaus verwandt, doch noch etwas weiter von der Kursive gelöst und ein wenig fester geworden ist die Schrift von Köln, Dombibliothek 98[26]): Isidorus, Quaestiones in Vetus et Novum Testamentum (166 Bl., 255×185 mm, Schriftraum 205×130 bis 140 mm, 25—26 Zeilen).[27]) Der Codex ist von mehreren Händen geschrieben, um die Mitte des 8. Jahrhunderts oder kurz danach. Neben den Quaternionenzahlen steht meist 'requisitum est' in tironischen Noten.[28]) Die Tinte ist bräunlich oder grünlich.

Ein sehr wichtiges Glied würde der Kette eingefügt, wenn die Untersuchung des Hieronymus-Codex Epinal 68[29]) (209 Bl., 270×222 mm, ca. 28—30 Zeilen), die wir von Rand erwarten, zu dem Schlusse gelangte, daß auch dieser Codex in der gleichen Schule wie die Eugippius-Handschrift entstanden sein muß, wie ich es für wahrscheinlich halte. Da er datiert ist ('⟨Ainr⟩icus hunc librum scribere abba rogavit anno III childerici regis' d. i. 744), würde die Chronologie der Gruppe einen festen Halt erlangen. Die Schrift des Codex ist teilweise stark bewegte und ligaturenreiche Kursivminuskel, teilweise steht sie der glatteren

[24]) Vgl. M. Ihm, Palaeographia latina (Leipzig 1909), T. X.

[25]) Bes. T. XVIII u. XX bei Rand a. a. O. II.

[26]) Zimmermann, Die vorkarolingischen Miniaturen S. 73 u. T. 116 d/e.

[27]) Die Maße stimmen mit denen des Paris. lat. 1572 (vgl. unten) genau überein (Rand a. a. O. I, 87f.).

[28]) Vgl. W. Schmitz, NA. XI (1886), 116.

[29]) L. Delisle, Notice sur un manuscrit mérovingien de la bibliothèque d'Epinal (Paris 1878); New Palaeographical Society, pl. 207f.; Zimmermann T. 122 a/b u. S. 209f.; Rand a. a. O. II, 79f.

Schrift des Wolfenbütteler Pompeius sehr nahe; sie enthält aber auch schon aufgerichtete, von Ligaturen fast freie Minuskel, in der nur die Größenverhältnisse noch nicht recht ausgeglichen sind.[30])

Von der Schrift abgesehen verbinden diese Handschrift mit dem Eugippius und den anderen oben genannten Codices die tironischen Kollationsvermerke[31]) und die Verwendung grünlicher Tinte.[32]) Gemeinsam haben sie ferner ein Einzelmotiv der durchweg sehr bescheidenen Ausstattung[33]), die nur mit Federzeichnung und bisweilen ganz spärlicher Kolorierung arbeitet, im Gegensatz zu dem überreichen Dekor anderer merovingischer Schulen. Die einfachen Fischornamente usw. gehören dem gemeinmerovingischen Formenschatz an. Dagegen scheint ein schlichtes Füllmuster für diese Gruppe einschließlich Epinal 68 charakteristisch zu sein: über ein wenig ausschwingendes gewelltes Band, das in der Mitte des Initialkörpers läuft, sind über die ganze Breite des Initialkörpers in Zickzackfolge schräge Streifen gelegt, die zwar aneinanderstoßen, jedoch kein ununterbrochenes Band bilden. Ich finde das Motiv nur bei Rand a. a. O. II, T. III, VIII und XVII (im Eugippius), und bei Zimmermann, T. 116 e (nach Köln 98) und T. 122 b (nach Epinal 68 = New Palaeographical Society 208 b).[34]) Es sprechen also starke Gründe verschiedener Art dafür, in der Handschrift von Epinal ein Glied des Kreises um den Eugippius von St. Martin zu erblicken.

---

[30]) T. II bei Delisle.

[31]) Der Gebrauch des tironischen 'requisitum est' hielt sich in Tours. Außer den bei Rand I, 21 Anm. 8 aufgezählten Beispielen findet es sich in Paris, Nouv. acq. lat. 1586 (Rand Nr. 4) und wohl auch in London, B. M. Egerton 2831 (Rand Nr. 7), vgl. E. A. Lowe, Codices Latini Antiquiores Nr. 196a; zweifellos sind die Noten häufig beim Einbinden abgeschnitten worden. In der zweiten Hälfte des 8. Jhs. ist es auch in anderen französischen Skriptorien vereinzelt anzutreffen, vgl. St. Gallen 214 (Zimmermann S. 194 u. T. 102) und Berlin, Lat. fol. 270, fol. 1—13 (vielleicht aus St. Amand).

[32]) Die freilich auch in anderen französischen Hss. der Zeit gelegentlich vorkommt, z. B. in Bern 611 u. Paris, B. N. Lat. 10756.

[33]) Über den Eugippius insbesondere Rand a. a. O. II, 10ff.

[34]) Die Variante mit durchlaufendem Zickzackband begegnet im Lektionar von Luxeuil (Zimmermann T. 55 c), eine andere, die stärker zerhackt ist, im Missale Gothicum (a. a. O. T. 46 b).

Da alle diese Codices von mehreren, manche sogar von vielen Schreibern hergestellt sind, läßt sich durch Abgrenzung, Vergleichung und eventuelle Identifizierung einzelner Hände von Handschrift zu Handschrift hinüber wahrscheinlich exakt beweisen, daß sie unter demselben Dach von einer sich allmählich wandelnden Schule geschaffen wurden. Diese abschließende Untersuchung bleibt der Zukunft vorbehalten[35]); hier ist mit allgemeineren Argumenten einem möglichen Zweifel an der örtlichen Einheit und Festlegung der Gruppe zu begegnen.

Unsere Vorstellung von der Geschichte und den Erscheinungsformen der merovingischen Minuskelschriften ist völlig abhängig von der Gunst oder Ungunst der Überlieferung. Wir bemerken einen 'Typ' dank dem Umstand, daß eine alte Bibliothek relativ glücklich bewahrt blieb und daß man nicht in irgendeinem späteren Jahrhundert die 'unnützen', 'schwer leserlichen' oder 'unlesbaren' Bücher neuen Zwecken zuführte, oder daß die kulturelle Energie und die Beziehungen einer Stätte für die Verbreitung ihrer Hss. gesorgt hatten, so daß die Aussichten für ihre Erhaltung sich vervielfachten; die Tourser Schule des 9. Jahrhunderts ist das beste Beispiel für diesen zweiten Fall.

Grundsätzlich ist für die Hervorbringung kalligraphischer Handschriften nur mit einer verhältnismäßig beschränkten Zahl von Klöstern, nicht so sehr mit den Bischofssitzen zu rechnen; von hier aus wurde die Umgebung mit würdigen Büchern aus-

[35]) In diese Prüfung müßten auch der von Rand I, 204 verworfene Parisinus Lat. 1820 aus Micy (vgl. Delisle, Le cabinet des manuscrits, Planches XVI, 1; A. Wilmart in Revue bénéd. 30, 1913, 31), der mit 'saec. VIII ex.' wohl zu spät angesetzt ist, und der formenreiche Vossianus Lat. Qu. 63 (Gregor von Tours; 93 Bl., 245×195 mm, Schriftraum 190—200×155 mm, 26 Zeilen) einbezogen werden. Die Schrift des Vossianus ist meist mehr oder weniger kursive, schräge Minuskel mehrerer Hände (Arndt-Tangl, Schrifttafeln I[4], T. 13), stellenweise jedoch Halbunziale (24[r]—26[r] etc.) und für kurze Strecken Unziale, auf fol. 31[r], 59[v] und 60[r] auch senkrechte, sehr unruhige Kursive; wie im Eugippius sind die Grenzen zwischen den Schriftgenera nicht immer streng eingehalten, sondern mehrfach bilden Schreiber, die die Grundtypen beherrschen, Übergangs- und Mischschriften zwischen Minuskel und Halbunziale und zwischen Halbunziale und Unziale. Der Vossianus repräsentiert ein ähnliches Stadium der Herrschaft mannigfacher Formen und tastender Versuche, zu Neuem zu gelangen, wie der Eugippius, mit dem er etwa gleichalt sein dürfte. Die Quaternionenzahlen sind von tironischem 'requisitum est' begleitet.

gestattet, schon darum, weil ihre Herstellung an viele Voraussetzungen geknüpft war. Hält man damit die Bedingungen der Überlieferung zusammen, so versteht man, daß die Anzahl der durch mehrere Handschriften belegten Typen nur klein bleiben wird, wenngleich durch die Inventarisierung in E. A. Lowes 'Codices Latini Antiquiores' (C. L. A.) die Feststellung neuer Gruppen erhofft werden darf. In Wirklichkeit aber enthüllen auch die meisten vereinzelt stehenden Handschriften den Zustand einer festen Schule in einer bestimmten Zeit. Da nach Erfahrungen, die aus sehr reichlichem Material abgeleitet sind, auf dem Felde der frühen karolingischen Minuskel fast alle selbständigen Schulen charakteristische Formen ausbilden und festhalten, so daß bei genügendem Vergleichsmaterial eine genaue Lokalisierung möglich ist, ist im späten 7. und frühen 8. Jahrhundert die Voraussetzung für die Entwicklung und Bewahrung von Sonderformen in engem Umkreis noch weit eher gegeben. Der kursive Einschlag und die Vorliebe für den Schnörkel kamen einer solchen Differenzierung auf dem Boden gewisser landschaftlicher Grundformen entgegen. Das alles führt darauf, in der spätmerovingisch-frühkarolingischen Zone, die wir mit Typen beleben, als Normalfall anzunehmen, daß mit einer Schulgemeinschaft, die Tradition besitzt, ein Typ mit eigenem Gesicht verbunden ist, und umgekehrt.

Ausnahmen, die die Verbreitung des 'Luxeuil-Typs' sogar bis nach Oberitalien hinein und jene des ab-Typs von Corbie in einer weiteren Sphäre beweisen sollen, erklären sich wahrscheinlich durch Wanderung von Schreibern sowie dadurch, daß Handschriften in namhaften Skriptorien in Auftrag gegeben wurden.[36]) Die noch wenig untersuchten Schriften aus einer Mehrzahl von Schulen oder einer ganzen Landschaft, die bei einer allgemeinen Ähnlichkeit eine einzige auffällige Form wie das h mit der stark geschwungenen, nach links hängenden Oberlänge oder das über der Basis eingeknickte l gemeinsam anwenden[37]), sind besser nicht als Typ zu bezeichnen oder wenigstens nicht mit jenen anderen auf eine Stufe zu stellen.

---

[36]) Vgl. W. M. Lindsay in Palaeographia latina V (1927), 41 f.

[37]) Lehmann, Lateinische Paläographie 60.

Die hier betrachteten Codices besitzen die Einheit des echten Typs, hinter der eine bestimmte Größe, eine Schule steht, wenngleich ihre Schrift weniger bizarr und beharrend ist als die der meisten anderen Typen. Etwas paradox mag man behaupten, daß gerade ihre Fähigkeit und Tendenz zur Entwicklung und Wandlung, zur Aufnahme und Abstoßung kursiver Züge ihre charakteristischste Eigenschaft und ihr größter Vorzug ist. Neben ihrer stets verwandten Schrift und Ausstattung tragen sie in den Akzidentien, der olivgrünen Tinte, den Kollationsvermerken und tironischen Marginalien die Spuren des gleichen Ursprungs und der gleichen engen Umwelt.

Von dem Eugippius, der im 18. Jahrhundert dem Kloster St. Martin gehörte, hatte Rand angenommen, daß er hier auch entstanden sei.[38]) Damit daß es gelungen ist, diesen Codex aus seiner Einsamkeit zu lösen, ihn in eine Gruppe hineinzustellen, sind verstärkte Argumente für die Festlegung der Schule in Tours und zwar in dem altberühmten Martinskloster gewonnen, neben dem das gleichalte Marmoutier untergeordnete Bedeutung besaß. Statt der einen Handschrift sind nunmehr zwei eng verwandte als altes Eigentum von St. Martin nachweisbar. Die eigenartige Sitte der tironischen Kollationsvermerke war hier fest verwurzelt. Die wesentlichste Bestätigung sehe ich darin, daß an dem neuen Material die Entwicklung der Schrift vom Eugippius bis zu den jüngeren turonischen Codices vom Anfang des letzten Jahrhundertdrittels, Paris B. N. Lat. 1572[39]) und London B. M. Egerton 2831[40]), fast lückenlos zu verfolgen ist; ihre Darstellung erfordert freilich eingehendere Studien, als sie diesem ersten Hinweis zugrunde liegen.

Der Weg führt von der Abkehr von der unzialen Tradition bis zur Ausbildung frühester karolingischer Minuskel. Für die Stilwandlung waren nicht die von Rand im Eugippius beobachteten ‚Anfänge der neuen Minuskel'[41]), mehr oder weniger rohe Schriftmischungen auf halbunzialer Grundlage, maßgebend; vielmehr bedient die überwältigende Mehrheit der jungen Schreiber-

[38]) A. a. O. II, 81.

[39]) Rand Nr. 6: a. a. O. I, T. XI. 1/2; vollständige Photokopie in München StB., Cod. simul. 198, 1—3.

[40]) Rand Nr. 7: ebenda T. XIIf.; C. L. A. Nr. 196a.

[41]) A. a. O. II, 34ff., 78f.

generation sich weiterhin der beweglichen kursiven Minuskel, die im Eugippius vorherrscht. Diese streift zwar ganz allgemein nach und nach alle stärkeren Ligaturen und kursiven Züge ab; aber die kursiven Quellen verleugnet noch die Schrift des Lat. 1572 nicht. An dem Ideal einer ziemlich flachen, ovalen, betont rechtsgeneigten Schrift hat die Schule von Tours in diesem vorbereitenden Stadium wie in ihrer klassischen Zeit stets festgehalten. Wie anders sind die frühen Minuskelschriften von Corbie, St. Amand, der Hofschule, Lorsch, Fulda, Verona usw. stilisiert, die erst allmählich zur Rechtsneigung übergingen, z. T. wohl unter direktem oder indirektem Einfluß von Tours.

Ein folgenreiches, belebendes Moment war das anfangs unklare und willkürliche oder vom Zwang des Raumes abhängige Streben der 'neuen Minuskel'-Hände, die Schrift durch Anleihen bei der Unziale, Halbunziale und sogar der Kapitalis zu bereichern. Später, mit der zunehmenden Verfestigung der Schrift, wurden solche Buchstaben, die der Minuskel Gewicht verleihen konnten, wohl bewußt aufgenommen; einige erlagen jedoch bereits vor der endgültigen Fixierung der karolingischen Minuskel einer natürlichen Auslese. Im Einzelfall kann auch insularer oder — in Tours wohl denkbar — westgotischer Einfluß bei der Vermischung der Schriftgenera mitgespielt haben. Das kleine unziale a, die wichtigste Erwerbung der karolingischen Minuskel, das Rand zuerst im Parisinus Lat. 1572 beobachtete[42]), ist schon im Haager Philippus eine häufige Erscheinung neben dem offenen cc, einer ähnlichen geschlossenen Form aus drei Strichen und unzialem A mit dornförmigem 'Bogen'.[43]) Ebenso tritt es gelegentlich in Weissenb. 86 und in Köln 98 auf. Das unziale oder insulare kleine d, gleichfalls eine stellvertretende Form, ist im Philippus neben dem (halbunzialen) Minuskel-d anzutreffen. Diese Handschrift enthält nebeneinander das Minuskel-g, halbunziales g und streckenweise unziales G — selbst mitten im Wort —, das auch in Köln 98 begegnet.[44]) Majuskel-N wird in allen diesen Codices gern gebraucht.[45])

[42]) A. a. O. II, 37 Anm. 2.

[43]) Diese Form ist in insularen Hss. häufig, z. B. C. L. A. Nr. 152 und 194 b.

[44]) Auch im Voss. lat. qu. 63.

[45]) Vgl. Rand II, 37.

Die Abkürzungen decken sich im allgemeinen mit den von Rand aus dem Eugippius ausgehobenen[46]); ni = nostri, qnm = quoniam sind regelmäßig. Wichtige Ausnahmen sind nur: im Philippus das insulare enim-Symbol, h' = hoc, gelegentliche Kürzung des Schluß-e in Formen wie 'nolite' (fol. 128v etc.) durch gewöhnlichen Kürzungsstrich, überstrichenes r oder r' = rum; im Pompeius: insulares autem-Symbol (208v); Wiedergabe von 'quam' durch das insulare quod-Symbol; in Köln 98: das enim-Symbol in einer Korrektur (162r).

Daß die Schule ein beachtliches Niveau besaß, geht schon daraus hervor, daß regelmäßig eine Kollation von Abschrift und Exemplar vorgenommen und vermerkt wurde. Unter den Texten, die hier, wie es scheint, z. T. nach insularen Vorlagen kopiert wurden: Philippus' Hiob-Kommentar, Eugippius, Isidors 'Quaestiones in V. et N. Testamentum', der Donat-Erklärung des Pompeius usw., vielleicht auch Hieronymus-Briefen, gibt der Grammatikercodex mit dem nur hier überlieferten Schriftchen des Iulius Severus, der sichtlich durchgearbeitet worden ist, dem Bilde eine besondere Note. Auch die stenographischen und offenen Randbemerkungen in den anderen Codices beweisen, daß die Bücher nicht unbenützt den Schrank füllten.

Außer dem nicht ganz sicheren 'Ainricus abbas' sind die Schreiber anonym. Vielleicht wird aber in den Marginalien des Pompeius wie in den 'grünen Korrekturen' des Eugippius[47]) der spiritus rector der frühen Tourser Schule sichtbar[48]), die schon zwei Generationen vor Alkuin für einen soliden Bücherbestand sorgte und ihn nicht brach liegen ließ.

In diesem Kreis vollzog sich das Wirken des steinalten Abtes und Klosterbischofs Wicterp, eines Bayern aus agilolfingischem

---

[46]) S. 38ff.

[47]) Rand II, 53: '... an exceedingly favorable specimen of Merovingian scholarship; one could hardly dream of its existence in such an age.'

[48]) Über die Verhältnisse im letzten Drittel des 8. Jhs. vgl. W. Köhler, Die karolingischen Miniaturen I: die Schule von Tours, Text I (Berlin 1930), 14ff. — Für die Teilnahme insularer Schreiber (vgl. Rand I, 34f.) sind den neuen Codices keine Beweise zu entnehmen; die beiden insular geschriebenen Namen 'uuirinhere' und 'fredegart' in Köln 98, fol. 158v sind etwa um 800, vielleicht am Niederrhein eingetragen worden.

Geschlecht.[49]) Er starb im Jahre 756 'über 80 Jahre alt'; bis in die letzte Zeit seines Lebens war er selbst als Bücherschreiber tätig.[50]) Einen Codex von seiner Hand aus dem Jahre 754, dem Jahre des Gundohinus-Codex in Autun, besaß das Kloster St. Emmeram in Regensburg. Hartmann Schedel[51]) sah ihn dort 1483 und noch später Aventin.[52]) Leider ist dieses zeitlich festgelegte Denkmal, dessen Schriftzüge nach Aventins Zeugnis schwer leserlich waren, verschollen.[53]) Aber selbst die wenigen Nachrichten über Wicterp und den Regensburger Codex erhöhen die Evidenz dafür, daß das Bücherschreiben gerade in St. Martin um die Mitte des 8. Jahrhunderts nicht vernachlässigt wurde.

---

[49]) H. Franck, Die Klosterbischöfe des Frankenreichs (Beitr. z. Gesch. d. alten Mönchtums u. d. Benediktinerordens 17, Münster i. W. 1932), 57.

[50]) Ann. Petaviani (MG. SS. I, 18): 'Anno 756. anno 5. regnante Pippino rege obiit Wicterbus episcopus et abba sancti Martini. Fuit autem Baugoarius, genere Heilolvingus; senex et plusquam octogenarius usque ad id tempus sedebat propria manu scribens libros.'

[51]) Die Notiz am Schlusse seiner Abschrift des Aethicus Hister 'Fuit autem liber vetus scriptus tercio anno regnante Pipino filio Karolo rege Francorum hoc est annus domini DCCLIIII a nativitate Christi' (MG. SS. rer. Merov. VII, 521) kann sich nicht auf seine Vorlage für Aethicus beziehen; diese, Wolfenbüttel Aug. 8o. 6. oct., ist um 800 geschrieben, immerhin vermutlich turonisch. Aethicus und die Wicterp-Hs. (vgl. folg. Anm.) müssen zusammengebunden gewesen sein.

[52]) Er berichtet in den 'Annales', lib. III c. 7 (Sämtl. Werke II, 275): 'Servatur ibi (sc. in templo divi Haemerani) libellus, in quo episcopus hortatur amicum ad pietatem; adeo vetustis literarum notis scriptus est in membranis, ut mihi de integro in literarium pistrinum redeundum et elementorum figurae condiscendae fuerint. ad umbilicum haec verba adscripta sunt: scripsi ego ipse Vhicterbus, quamquam peccator, episcopus iam senex, puto nonagenarius aut supra, dolentibus membris et caliginantibus oculis; hoc non quasi potens sed pro studio charitatis, quam circa te habeo, quia volebam, dum saeculi dignitatem regis, vitam aeternam nunquam perdas. pax tibi et vita a domino augeatur; amen et fiat, fiat. tercio anno regnante Pipino filio Caroli, rege Francorum, in mense Iunio, in diebus decem scripsi hunc libellum, hoc est anno 754 a nativitate Christi, septima indictione.' In der 'Bayerischen Chronik' (III, 58 Sämtl. W. V. I, 78) heißt es: 'ist gar mit alten seltsamen buechstaben geschrieben, die nit ain ieder kent, ist doch lateinisch.'

[53]) Die 'Ratisbona monastica' (4. Aufl., Regensburg 1752, 134f.) vermutet, daß Aventin die Hs. verschleppt haben könnte. I. C. Paricius (Allerneueste und bewährte Nachricht von der ... Stadt Regensburg, II, 137f.), der sie noch 1753 unter den Sehenswürdigkeiten von St. Emmeram aufzählt, schöpft seine Kenntnis aus Aventin.

Beilage.

Textprobe der merovingischen Zinslisten in Cheltenham Ms. 28967 (saec. VIII[1]).

Col. Nouiento

Ademundus sec. sem. or. I
Dodolenus or. I au. I
Corbolenus sec. I or. I au. I
Vedebaudus sec. II or. I au. II
Magnobertus sec. I or. I
Audiernus or. I et sem.
Gundenus sec sem. au. I
Aunecharius or. I au. I
Agnobertus or. I au. I
Landobertus sec. II
Abrebodus or. I au. I
Naudolenus or. I au. I

Col. Brinio

Sileubus et frater suo sec. IIII
Teuderamnus t. sem. sec. I or. II au. II
Teudenus t. sem. or. II
Turnulfus sec. I or. II

Col. Landolena

Aunemundus sec. III or. II
Medardus au. sem.
. . . . . s sec. I or. sem. au. I

Col. . . . ina . . .

Baudohelmus or. I
Medebertus or. sem.
Bodolena uidua or. I
Maurinus sec. I or. . . .

Col. Elna

Petresindus sec. I or. I
Autharius sec. I or. I au. . . .
Teudemarus or. . . .
item Autharius . . .
Gildemarus sec. I au. I
Genomarus or. I
Eoroaldus or. I

Col. Mauriaco

Austrenus or. I au. . . .
. uiddemarus or. . . .
Maurinus or. . . .

Col. . . .

Vicissemus . . .
Diddolenus . . .
Ansoaldus . . .
Chaldebertu(s) . . .
Darebodus or. . . .
Leudobertus or. . . .
Gudehelmus . . .

(au. = avena, or. = ordeum, sec. = secale, sem. = semis, t. = triticum).

GESCHICHTLICHE UND GEOGRAPHISCHE VORAUSSETZUNGEN DER BESIEDLUNG FRANKENS IN GERMANISCHER ZEIT

VON WOLFGANG WIESSNER

Unter Franken soll hier im wesentlichen das Gebiet verstanden werden, das durch die drei heutigen fränkischen Kreise und ihre Randgebiete, Ober-, Mittel- und Unterfranken, umschrieben wird. Denn es ist schwierig, eine allseits befriedigende Erklärung dessen zu geben, was man unter Franken versteht. Es ist dies deshalb problematisch, weil man unter Franken nicht zu allen Zeiten dasselbe verstanden hat. Der Ausweg, ein geographisches Gebilde „Franken" zugrunde zu legen, wie es vielfach versucht wird, ist nicht möglich, weil es ein solches Gebiet nicht gibt: Franken ist eine geschichtlich gewordene, nicht eine geographisch bestimmte Landschaft.[1])

Die Betrachtung der germanischen Zeit Frankens ist von grundlegender Bedeutung für seine spätere Geschichte. Denn viele Erscheinungen können nur erklärt werden, wenn man den eigenartigen Charakter der fränkischen Verhältnisse in germanischer Zeit kennt. Die germanische Zeit beginnt mit der Einwanderung germanischer Stämme — etwa um Christi Geburt — und endet mit der Zerstörung des Thüringer Reiches im Jahre 531.

Wer sich mit der Geschichte Frankens in germanischer Zeit näher befaßt, wird bald eine wichtige Feststellung machen

---

[1]) Ich behalte mir vor, diese kurzen Bemerkungen an anderem Ort zu begründen und auf den „Umfang Frankens" ausführlich einzugehen. — Auch R. Gradmann kennt in seinem Werk „Süddeutschland" (Stuttgart 1931) keine geographische Landschaft, die er mit Franken bezeichnet. Ähnliches gilt von Thüringen; meines Erachtens sehr mit Recht führt Willy Flach darüber folgendes aus: nicht Gesetze des Raums haben Thüringen geformt, sondern der thüringische Raum hat Sinn und Bedeutung erst durch die Geschichte des thüringischen Stammes erhalten. Thüringen ist ein historischer, nicht ein geographischer Begriff (Blätter für deutsche Landesgeschichte 84, 1938, S. 172).

können: das spärliche Vorhandensein von Quellen jeder Art. Mit Neid hat deshalb schon mancher fränkische Historiker auf die günstigeren Umstände geblickt, die sich im benachbarten Württemberg finden. Weil die Alemannen schon im dritten Jahrhundert ins Neckarland einzogen, konnten hier die Probleme der Frühgeschichte, insbesondere der Besiedlungsgeschichte, genau erforscht und gelöst werden.[2]) In Franken ist dies nicht möglich. Hier kann die Landnahme der Germanen kaum in groben Umrissen beschrieben, geschweige denn in genauen Einzelheiten festgestellt werden. Wir können nichts von Hundertschaften wahrnehmen, wie sie sich in Schwaben beobachten lassen; es ist uns in Franken im allgemeinen auch nicht gestattet, die Geschichte der Siedelungen bis in die Landnahmezeit zurückzuverfolgen.

Diese wenigen Bemerkungen mögen genügen, um den Unterschied in der Frühgeschichte Frankens und Württembergs anzudeuten.

Worauf beruht dieser Unterschied? Handelt es sich nur um eine zufällig mangelhafte Quellenüberlieferung oder ist der Unterschied tiefer begründet? Um diese Frage zu beantworten, sollen im folgenden einige Hauptpunkte der Besiedlungsgeschichte Frankens unter dem zweifachen Gesichtspunkt der geschichtlichen und geographischen Grundlagen besprochen werden. Wir stellen zunächst zusammen, was uns die Quellen zur Besiedlung Frankens in germanischer Zeit sagen und behandeln sodann die Einschränkungen, die sich aus den genannten zwei Gesichtspunkten für die Siedlungsgeschichte Frankens ergeben.

Der germanische Staat, der vor dem Eindringen des fränkischen Volksstammes im heutigen Franken bestand, war das thüringische Reich. Da die Franken seine unmittelbaren Nachfolger wurden, ist es nötig, in kurzen Zügen die Geschichte des Thüringer Reiches uns vor Augen zu führen.

Die Bildung des Stammes der Thüringer vollzog sich gegen Ende des vierten Jahrhunderts.[3]) Er ging hervor aus der nörd-

[2]) Vgl. Karl Weller, Besiedlungsgeschichte Württembergs vom 3. bis 13. Jahrhundert, Stuttgart 1938, besonders S. 6.

[3]) Vegeti Renati digestorum artis mulomedicinae libri III 6, 3 ed.

lichen Abteilung der Hermunduren; wenigstens bildeten sie einen wesentlichen Bestandteil des neuen Stammes. Bringt man ja doch den Namen der Thüringer zumeist mit dem der Hermunduren zusammen. Doch sind auch noch andere Völkerschaften in den Thüringern aufgegangen. Es gehören dazu vor allem die Angeln und Warnen, deren Namen man im späteren Werngau und Wernfeld (in der Gegend von Schweinfurt) wiedererkennen will. Die Warnen bildeten neben den Thüringern sogar lange Zeit ein selbständiges Reich. Noch im sechsten Jahrhundert richtete Theoderich der Große sein Rundschreiben, das er vor Ausbruch des Westgotenkrieges an die germanischen Fürsten versandte, an den König der Thüringer und den König der Warnen. Und das Gesetz, das in Thüringen zu Beginn des neunten Jahrhunderts aufgezeichnet wurde, trug die Überschrift: Lex Angliorum et Werinorum hoc est Thuringorum. Durch diesen Zuzug neuer Stämme erhielt das Thüringer Reich eine ungeheure Ausdehnung. Zwar sind die Hermunduren bzw. Thüringer im Osten vor den andringenden Slaven von der Elbe zurückgewichen, im Westen haben sie die Werra ein klein wenig überschritten. Durch die Vereinigung mit den Angeln breiteten sie sich auch im Norden aus. Wie weit ihr Gebiet in dieser Richtung sich erstreckte, läßt der spätere Nordthuringgowe in der Gegend von Magdeburg erkennen.

Von besonderer Wichtigkeit für die Geschichte Frankens ist die Frage nach der Ausdehnung des Thüringer Reiches im Süden, also im heutigen Franken. Wir dürfen wohl annehmen, daß auch die Thüringer als die Nachfolger der Hermunduren und Juthungen an den Limes grenzten. Denn mancherlei Quellen sprechen dafür.

Wo früher Markomannen und Naristen saßen, im oberen Mainland und in der Oberpfalz, werden später Thüringer genannt. In der Vita Severini wird uns erzählt[4]), wie im ausgehenden fünften Jahrhundert fortwährend germanische Stämme die Rö-

E. Lommatzsch (1903) S. 249; vgl. L. Schmidt, Geschichte der germanischen Völker (1909) S. 184ff.; W. Schultze, Deutsche Geschichte Bd. 2 (1896) S. 99ff.

[4]) Eugippius, Vita Severini c. 27 ed. Sauppe, M. G. H., auct. ant I, 2 S. 21.

merherrschaft an der Donau bedrohten. Unter ihnen sind es vor allem die Alemannen und Thüringer, die wiederholt in Noricum einfielen. Sidonius Apollinaris berichtet[5]) zum Jahre 451, daß sich unter den Hilfsvölkern Attilas, des Hunnenkönigs, die Thüringer befanden. Der Geograph von Ravenna erwähnt[6]) die Naab und den Regen als Flüsse, die durch das Land der Thüringer ziehen. Freilich scheinen mir die südlichen Thüringer in einem mehr lockeren Verhältnis zu den eigentlichen Thüringern im Norden gestanden zu haben.

Über den nördlichen Teil des Thüringer Reiches geben uns die Grabfunde allerlei Aufschlüsse. Sie lassen eine kriegerische Bevölkerung erkennen: Langschwert, Messer, Lanzen und Holzschild mit eisernem Buckel werden allenthalben gefunden. Zur Ausrüstung von Roß und Reiter gehören ferner Zaumzeug, Steigbügel und Sporn. Mit dem Ritter wurde häufig sein Roß begraben. Die Frauengräber bergen reichlichen Schmuck und vor allem das Spinngerät, Spindel mit Wirtel.[7]) Besonderen Reichtum weist der Grabfund von Weimar auf, der aus der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts stammt.[8])

Die Thüringer betrieben eine großzügige Politik. Zu Anfang des sechsten Jahrhunderts bestanden zwischen ihnen und den Langobarden, die um diese Zeit unter ihrem König Wacho in Böhmen eingewandert waren, gewisse politische Bindungen.[9]) Lebhafte Beziehungen bestanden um dieselbe Zeit zum Ostgotenkönig Theoderich, der auch das Thüringer Reich in sein germanisches Bündnissystem einbezog: die Nichte Theoderichs des Großen, Amalaberga, war mit Hermanifred von Thüringen verheiratet. Daß unter diesen Umständen auch ostgotische Ein-

---

[5]) Sidonius Apollinaris, carm. VII, 323, M. G. H., auct. ant. VIII S. 211.

[6]) Ravennatis Anonymi Cosmographia ed. Pinder et Parthey (Berlin 1860) IV, 25 S. 229: per quam Turringorum patriam transeunt plurima flumina, inter cetera quae dicuntur Bac et Reganum, qui in Danubio merguntur. — Unter Bac wird gewöhnlich die Naab verstanden, andere wollen die Waag darin erkennen.

[7]) A. Götze, P. Höfer, P. Zschiesche, Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens (1909) S. XXXIX.

[8]) A. Götze, Der altthüringische Fund von Weimar (1912) S. 23 und 32.

[9]) L. Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme Bd. 2 (1911) S. 331; 2. Aufl.: Die Ostgermanen (1934) S. 578.

flüsse festzustellen sind, kann weiter nicht wundernehmen: in den Fibeln und anderen Schmuckstücken sind sie zu erkennen. In der Frauentracht bemerken wir Beziehungen zu Byzanz.[10])

Der erste uns bekannte Thüringer König war Basin.[11]) Nach seinem Tode wurde das Reich unter seine drei Söhne Baderich, Hermanifred und Berthachar verteilt. Hermanifred war der bedeutendste; er war es auch, mit dem Theoderich seine Nichte Amalaberga verheiratet hatte. Diese Heirat hatte ihren politischen Grund hauptsächlich in dem Gegensatz der Thüringer zu den Franken. Schon die Hermunduren hatten gegen die Chatten gekämpft. Diese Feindschaft hatte sich auf die Nachfolger der Hermunduren, die Thüringer, vererbt, wenn sie jetzt gegen die Nachfolger der Chatten, die Franken, wiederum in Feindschaft standen. Als die Franken im Jahre 496 die Alemannen besiegt hatten, wurde die Gefahr eines Zusammenstoßes zwischen den Franken, die allmählich mainaufwärts zogen, und den Thüringern immer größer. Insbesondere war es der fränkische König Theuderich, der den Untergang des Thüringer Hauses betrieb. In der thüringischen Königsfamilie waren Streitigkeiten ausgebrochen, so daß es sogar zwischen Hermanifred und Baderich zu einem offenen Konflikt kam. Hermanifred wandte sich an den Landesfeind, König Theuderich, die nun beide zusammen (516) den Krieg gegen Baderich begannen, in dem dieser Sieg und Leben verlor. Aber Hermanifred hielt sein Versprechen, die Hälfte der Beute dem Frankenkönig abzugeben, nicht. Dennoch kehrte Theuderich nach Hause zurück und nützte seinen Sieg nicht weiter aus. Das Bündnis Thüringens mit Theoderich dem Großen wird wohl der Grund zu diesem Verhalten gewesen sein. Aber sobald der große Ostgotenkönig gestorben war und Thüringen infolge der schwachen Regentschaft am Ostgotenreich keine Anlehnung mehr finden konnte, begannen die fränkischen Angriffe von neuem. Theuderich zog die Truppen seines Sohnes Theudebert und seines Bruders Chlotachar zu Hilfe und verbündete sich gleichzeitig mit den Sachsen. Im Jahre 531 fiel Theuderich in das thüringische Gebiet ein. Die Thüringer wurden sofort zurückgedrängt und wurden

[10]) Götze, Altthüringischer Fund von Weimar S. 11 und 29ff.
[11]) Schultze, Deutsche Geschichte II S. 103ff.

schließlich an der Unstrut besiegt. Damit hatte das Thüringer Reich aufgehört zu bestehen. Die Franken nahmen das Land ein und brachten es unter ihre Botmäßigkeit.

Hier muß aber betont werden, daß die Durchdringung mit fränkischen Elementen im nördlichen Teil des Thüringer Reiches nicht stark war[12]); die thüringische Bevölkerung blieb einschließlich der Oberschicht unbehelligt sitzen. Heimische Sitte wurde nach wie vor gepflegt. Ihre politische und wirtschaftliche Selbständigkeit war trotz der fränkischen Oberhoheit sehr weitgehend. Auch ihr Gesetzbuch wurde ihnen belassen.[13])

Anders war es im südlichen Teil des bisherigen Thüringen, in den Maingegenden und den sich südlich anschließenden Gebieten, also in den Teilen, die wir heute als Franken bezeichnen.

Gibt uns also die Geschichte des Thüringer Reiches einiges über die Besiedlung Frankens in germanischer Zeit an, so können darüber hinaus noch einige andere bemerkenswerte Punkte genannt werden, die für eine gewisse Besiedlung Frankens in germanischer Zeit sprechen. In ganz Franken bis zum Fichtelgebirge läßt sich altgermanisches Sagengut feststellen[14]): Manche Überreste in Sitte und Brauch, wie z. B. der Hammerwurf als Abgrenzungsmethode am oberen Main, haben sich bis tief ins Mittelalter hinein erhalten. Auch die vielfach noch im späten Mittelalter nachweisbaren Gemeindewälder, die als „Landsgemein" bezeichnet wurden, deuten auf germanische Besiedlung hin. Ebenso verweisen die vielen Gewässernamen auf -aha auf germanischen Einfluß.

Aus all diesen Belegen ergibt sich, daß wir durchaus mit einer germanischen Besiedlung in Franken zu rechnen haben. Aber die Frage ist, wie stark wir uns sie vorstellen müssen. Um darüber noch Näheres sagen zu können, stellen wir im folgenden zusammen, was die bisher gewonnenen allgemeinen Ergebnisse im einzelnen erläutert, bestätigt oder einschränkt.

Wenn wir die Frage nach der Besiedlung stellen, so müssen wir ausgehen von den geographischen Grundlagen, d. h. von der

[12]) Götze, Altthüringischer Fund von Weimar S. 24—25, 31.
[13]) L. Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme II (1. Aufl.) S. 340.
[14]) Das Folgende nach E. von Guttenberg, Territorienbildung am Obermain. 29. Bericht des hist. Vereins von Bamberg (1927) S. 22ff.

Frage, welche Gebiete in jenen Zeiten überhaupt für die Besiedlung in Betracht kamen. Wir halten dabei fest, daß die waldlosen Landschaften seit alters besiedelt waren, die waldreichen dagegen erst im frühen Mittelalter, also etwa vom siebenten Jahrhundert ab, in Kultur genommen wurden. Denn der Wald erweist sich überall als kulturfeindlich. In ihn wurde erst eingedrungen, als kein anderes Land mehr zu haben war. Erst dann unterzog man sich der mühsamen Arbeit der Rodung. Es scheiden also für die Besiedlung Frankens in germanischer Zeit alle jene Gebiete aus, die infolge ihrer Waldbedeckung hierzu nicht geeignet waren. Dazu gehörte zunächst der Ost- und Nordostrand Frankens, das Fichtelgebirge, der Bayerische und Böhmer Wald, ferner das Vogtland, der Franken- und Thüringer Wald. Dazu kommt im Nordwesten die Rhön und der Spessart und ein Streifen, der sich von Kocher und Jagst über die Frankenhöhe und den Steigerwald bis zu den Haßbergen hinzieht.[15]) Zur Besiedlung geeignet erscheinen die Gebiete südlich des Thüringer Waldes, die Frankenalb, die Rednitzfurche, die Obermain-Naabsenke und das Maintal sowie der fruchtbare Lößboden der fränkischen Muschelkalkplatte, also im wesentlichen des Maindreiecks und der sich südlich anschließenden Gebiete.

Diese Aufteilung zwischen waldloser und bewaldeter Landschaft findet ihre Bestätigung, wenn wir die Karten der Siedlungsverteilung in den vorgeschichtlichen Perioden betrachten. Schon in der Bronzezeit war in der Hauptsache nur die Fränkische Alb und das Maintal besiedelt, dasselbe Bild zeigt die Karte der Eisenzeit.[16])

Ganz ähnliche Verhältnisse scheinen während der Keltenzeit geherrscht zu haben. Während Tacitus für die Gegenden östlich des Schwarzwaldes und Odenwaldes die Helvetier und für Böhmen die Boier nennt[17]), wird für das dazwischenliegende Gebiet,

---

[15]) Paul Reinecke, Die kaiserzeitlichen Germanenfunde aus dem bayerischen Anteil an der Germania Magna. 23. Bericht der römisch-germanischen Kommission 1933 S. 145f.

[16]) Vgl. die Karten bei Ferd. Birkner, Ur- und Vorzeit Bayerns (München 1936) S. 96 und 136.

[17]) Inter Hercyniam silvam Rhenumque et Moenum amnes Helvetii, ulteriora Boii, Gallica utraque gens, tenuere. Tacitus, Germania c. 28. Vgl. Rud. Much, Die Germania des Tacitus (Heidelberg 1937) S. 252ff.

also für das eigentliche Franken, kein eigener keltischer Stamm angegeben. Die Kelten in Franken unterstanden wahrscheinlich dem böhmischen Reich. Vielleicht dürfen wir weiterhin daraus schließen, daß die Kelten in Franken nur über eine geringe Bevölkerung verfügten. Gerade gegen Ende der La Tène-Zeit muß die Stärke der Besiedlung von neuem nachgelassen haben; denn gerade für die zweite und dritte La Tène-Stufe sind die archäologischen Funde sehr spärlich und zudem recht ungleich verteilt.[18]) Auch die keltischen Viereckschanzen sind gerade hier nicht in so großer Zahl wie anderwärts gefunden worden.[19]) Auch die Funde der römischen Kaiserzeit sind im großen und ganzen äußerst dürftig.[20])

Ferner ist auffallend, daß östlich einer Linie, die etwa von Beilngries über Hilpoltstein (Mfr.), Hersbruck, Dettenheim (bei Weißenburg), Gnotzheim, Pfahlheim, Crailsheim, Uffenheim, Hellmitzheim, Iphofen und Schweinfurt nach Ostheim vor der Rhön führt und die Grenze der merowingischen Reihengräber beschreibt, keine rein merowingischen Grabfelder mehr vorkommen, woraus zu schließen ist, daß in diesen östlichen Teilen Frankens die hermundurisch-naristische Bevölkerung nur sehr dünn gewesen sein kann.[21])

Von der Bronzezeit bis zur merowingischen Zeit deutet also eine große Anzahl von Erscheinungen auf geringe Bevölkerung hin. Das kann unmöglich nur auf Zufall oder auf Lücken in der Überlieferung beruhen.

Das erklärt auch noch eine andere Erscheinung, die uns auffallen muß, wenn wir andere Gegenden zum Vergleich heranziehen. Überall, wo die Germanen siedelten, lassen sich ihre Spuren in den Ortsnamen auf -ingen erkennen. Der Führer einer Abteilung nahm irgendeinen ihm geeignet erscheinenden Platz ein und gründete hier eine Siedlung, die nach ihm genannt wurde. Die Personennamen in Verbindung mit -ing, ingen sind überall die ältesten deutschen Ortsnamen, die wir kennen. Nur

[18]) Reinecke, Kaiserzeitliche Germanenfunde S. 147.

[19]) Ebenda S. 149.

[20]) Vgl. dazu die allgemeinen Ausführungen bei Reinecke a. a. O. S. 164.

[21]) Reinecke, Bayerischer Vorgeschichtsfreund Bd. 7 (1927/28) S. 31 und 37.

in Franken sind die Ortsnamen auf -ingen auffallend gering.[22]) Auch die Ortsnamen auf -heim, die ebenfalls zu den ältesten gehören, finden sich zwar häufiger als die ingen-Orte, doch sind auch sie noch ziemlich selten.

Die ingen-Orte sind nur in den fränkischen Randgebieten vertreten: im nördlichen Franken, wo sie den Übergang zu den thüringischen Ortsnamen auf -ingen und -ungen bilden, im westlichen Teil, wo sie in Württembergisch-Franken auf die Alemannen, im südlichen Teil, wo sie auf die Alemannen und Baiern zurückzuführen sind; der eigentlich fränkische Kern ist frei von ihnen. Denn die wenigen Ortsnamen auf -ingen, die hier vorkommen, sind entweder sog. unechte ingen-Orte oder ihre Anzahl ist so gering, daß sie nicht ins Gewicht fallen. —

Wir waren ausgegangen von der Frage nach der Besiedlung Frankens in germanischer Zeit und hatten festgestellt, daß mit einer solchen durchaus zu rechnen ist und sind dann weiter fortgeschritten zu der Frage nach der Stärke dieser Besiedlung. Wir mußten dabei aus einer Reihe von Gründen zu der Anschauung kommen, daß es sich nur um eine dünne Besiedlungsschicht gehandelt haben kann. Das erklärt auch, weshalb im südlichen Teil des ehemaligen Thüringer Reiches eine so vollständige Durchdringung mit dem fränkischen Element stattfinden konnte. Erst seit der Kolonisierung der Franken kann von einer Geschichte des fränkischen Landes gesprochen werden. Der fränkische Staat war es, der hier seine Tätigkeit entfaltete: durch die Erbauung von Kastellen und Königshöfen wurde das Land militärisch, wirtschaftlich und verwaltungstechnisch in das ostfränkische Reich der Merowinger eingegliedert; es wurde gleichzeitig mit dem Netz der fränkischen Grafschafts- und Gaueinteilung überzogen und so völlig zu einem Teil des fränkischen Staates gemacht. In der Wirksamkeit des fränkischen Staates ist das epochemachende Ereignis für das fränkische Land in seinem heutigen Umfang zu sehen.

Wenn wir zum Schluß noch die Gründe untersuchen, die eine so schwache Besiedlung Frankens in germanischer Zeit zur Folge

[22]) Vgl. Theod. Seibert, Die ländlichen Siedlungsformen im bayerischen Franken. Erlanger Diss. (Maschinenschrift) 1921, bes. Kartogramm 5.

hatten, so sind hier vor allem die zahlreichen Durchzüge germanischer Völkerschaften zu erwähnen.

Die germanischen Völker, die das fränkische Land durchzogen und vorübergehend besiedelten[23]), nahmen ihren Ausgang zum größten Teil von den suebischen Stämmen, die im Lande der Semnonen, zwischen Elbe und Oder, im Gebiet der Spree und Havel wohnten. Von diesen Sueben wurde um 100 v. Chr. die Landschaft im Süden des Maines bis zur oberen Donau und zum Rhein hin bevölkert, und bald entwickelte sich aus den Ansiedlern in diesem Grenzlande der Stamm der „Grenzmänner", die Markomannen, die anfangs noch mit dem Muttervolk in Verbindung standen, später aber zur vollen Selbständigkeit erstarkten. Von hier aus, im Herzen Deutschlands, konnten sie ihre Streifzüge nach allen Richtungen ausdehnen. Durch das beständige Vordringen der Römer bis an Rhein und Donau kamen die Markomannen in eine gefährliche Lage. Infolgedessen führte Marbod sein Volk um 8 v. Chr. in das rings von Gebirgen geschützte Böhmen.

Gleichzeitig mit der Übersiedlung der Markomannen nach Böhmen nahmen die Mainsueben Mähren in Besitz, wo sie unter dem Namen der Quaden bekannt wurden. Mit den Markomannen, vielleicht auch schon etwas früher, kamen die Naristen ins Land.[24]) Sie wohnten am Regen[25]) in der Oberpfalz und östlich davon in der Landschaft Stadevanga.

In Verbindung mit den Markomannen und Naristen werden häufig die Hermunduren genannt.[26]) Im ersten Jahrhundert nach Christus nahm eine Abteilung der Hermunduren, die ursprünglich zwischen Harz und Erzgebirge wohnten, das Gebiet des Maines und seiner Zuflüsse sowie des oberen Werralandes

[23]) Vgl. zum folgenden L. Schmidt, Allgemeine Geschichte der germanischen Völker (1909).

[24]) Vgl. Much, Die Germania des Tacitus S. 366ff.

[25]) „ὑπὸ δὲ τὰ ὄρη Νουάριστοι". Ptolemäus 23; O. Cuntz, Die Geographie des Ptolemäus (Berlin 1923) S. 65 nr. 265, 1.

[26]) Reinecke, Kaiserzeitliche Germanenfunde S. 154; Tacitus, Germania c. 42: Juxta Hermunduros Naristi ac deinde Marcomani et Quadi agunt (vgl. Much a. a. O. S. 366ff.). — Julius Capitolinus, Vita Marci 22, 1: gentes omnes ab Illyrici limite usque in Galliam conspiraverant, ut Marcomanni, Varistae, Hermunduri et Quadi . . . Scriptores historiae augustae, ed. Herm. Peter (Leipzig 1884) Bd. 1 S. 66.

westlich bis zum Spessart und Rhön ein. Östlich grenzten sie an die erwähnten Naristen. Im dritten Jahrhundert waren das Obermain-, Regnitz- und Rezatgebiet bis zum Ostende des rätischen Limes hermundurisch, während die westlichen Teile vielfach in den Alemannen aufgegangen waren. Eine östliche Abteilung der Alemannen waren die Juthungen. In der Mitte des dritten Jahrhunderts breiteten sich die Burgunder, aus Mitteldeutschland kommend, immer mehr mainabwärts aus. Den Taubergrund und die Hohenloher Ebene dürfen wir als ihre Sitze ansehen, bis sie seit dem Anfang des fünften Jahrhunderts am linken Rheinufer wohnten[27]). Von den Thüringern war schon oben die Rede.

Schon aus diesem kurzen Überblick erhellt zur Genüge, wieviel Völkerschaften innerhalb weniger Jahrhunderte Franken durchzogen. Kaum hatte sich ein Volksstamm niedergelassen, wurde er durch einen anderen wieder von seinen Sitzen aufgescheucht. Die Folge war, daß keine stete Entwicklung stattfinden, daß sich keine bleibenden und dauernden Zustände herausbilden konnten. Wenn überhaupt feste Siedlungen angelegt wurden, so wurden sie doch sicherlich bald wieder zerstört. Nur für wenige Jahrzehnte wurde das Land von einer jeweils dünnen Schicht germanischer Stämme besiedelt, mit dem einen Fuß noch in der alten Heimat, mit dem anderen schon wieder neuem Land zustrebend. „Kaum gegrüßt, gemieden."

Daß gerade in Franken so viele germanische Völkerschaften vorübergehend ihre Wohnsitze aufschlugen, hat seinen Grund in der Mittellage des Landes, deren Bedeutung für spätere Epochen der deutschen Geschichte ausführlich gewürdigt wurde[28]), die aber auch für diese Zeit, wie mir scheint, von schicksalhafter Bedeutung war. Denn Franken liegt mitten im Herzen Deutschlands, durch das man immer hindurch muß, wenn man von Norden nach dem Süden oder von Osten nach dem Westen will. Auch die germanischen Völker haben diesen Weg einschlagen müssen.

---

[27]) Reinecke, Kaiserzeitliche Germanenfunde S. 156ff.

[28]) B. Schmeidler, Franken und das Deutsche Reich im Mittelalter. Erlangen 1930.

Wir fassen unsere Ergebnisse zusammen: eine Anzahl von Gründen hat eine dünne Besiedlung Frankens in germanischer Zeit zur Folge gehabt. Die dünne Besiedlung führten wir auf die infolge der Mittellage Frankens besonders zahlreichen Durchzüge germanischer Völkerschaften zurück, was erst gegen Ende des vierten Jahrhunderts zu einer Befestigung der inneren Zustände führte. Die schwache Besiedlung macht auch verständlich, warum die Franken nach dem Jahr 531 einen so gewaltigen Einfluß hier ausüben und das Land so vollständig durchdringen konnten, daß es zum „Frankenland" geworden ist.

ZUR BEURTEILUNG ENGELBERTS VON ADMONT

VON ERNST SCHULZ

Abt Engelbert von Admont, der dreißig Jahre lang sein Kloster regierte (1297—1327), dann abdankte und 1331 starb, ist trotz einer umfangreichen und vielseitigen Schriftstellerei weder zu seinen Lebzeiten noch später eigentlich bekannt geworden. Seine persönlichen Verbindungen[1]) reichten anscheinend nicht weit; man hört nur von Beziehungen zum Diözesan-Erzbischof in Salzburg, zu einzelnen Äbten und Mönchen benachbarter Klöster, zu Bischof Heinrich II. von Regensburg, zu den Landesfürsten in Wien und zu dem Rektor Ulrich der dortigen Stephans-Schule.[2]) Dieser provinziell begrenzte und größtenteils amtliche oder selbstverständliche Verkehr erscheint recht dürftig bei einem Manne, der in seiner Jugend einiges von der Welt gesehen, etwa drei Jahre in Prag und volle neun Jahre in Padua studiert, von dort aus Venedig besucht[3]) und damals

---

[1]) Zusammenstellungen bei Jakob Wichner, Admont und seine Beziehungen zur Wissenschaft, Admont 1892, 40f., und bei Andreas Posch, Die staats- und kirchenpolitische Stellung Engelberts v. A., Paderborn 1920, 13.

[2]) Behandelt von Anton Mayer, Die Bürgerschule zu St. Stephan in Wien: Blätter des Vereins f. Landeskunde v. Niederösterreich NF. 14, 1880, 374—76. Ulrich ist urkundlich zuerst 1287 nachweisbar und wird 1342 als verstorben erwähnt. Zwei kleine logische Traktate von ihm sind in Münchener Hss. erhalten; doch nicht sie haben seinen Namen unsterblich gemacht, sondern das wortreiche Enkomion im Epilog der Fabelsammlung „Doligamus" seines Schülers Adolphus, die im 15. Jahrh. als Schullektüre diente, von Pol. Leyser 1721 nach einem Wolfenbütteler Codex gedruckt wurde, handschriftlich auch in Bonn, Danzig, Krakau, München, Prag, Raudnitz, Wien vorliegt, sich jetzt aber keines guten Leumundes mehr erfreut (F. W. V. Schmidt in s. Ausg. d. Disciplina clericalis, Berlin 1827, 20; Karl Strecker im Reallexikon d. dt. Lit.-Gesch. II 389).

[3]) Nach eigener Aussage im Tract. de fascinatione cap. 21, bei Gelegenheit einer Nachricht über den Kompaßgebrauch auf venezianischen Schiffen, den E. sich hatte erklären lassen. Der Traktat verdiente eine

mancherlei Beziehungen[4]) angeknüpft hatte, deren spätere Pflege ihm als Abt doch hätte möglich sein müssen. Aber Engelbert scheint (das mußte man wenigstens bisher annehmen) darauf ebensowenig Wert gelegt zu haben wie auf literarischen Ruhm. Daß er als Verfasser von rund vierzig Werken[5]) zu einer Zeit, da Deutschland an produktiven theologischen und wissenschaftlichen Autoren durchaus arm war, kein berühmter und gelesener Schriftsteller geworden ist, hat er selbst dadurch verschuldet, daß er es nicht verstand, seine Schriften (die einzige Ausnahme bildet das Speculum virtutum) den geeigneten hochgestellten Persönlichkeiten zu widmen, was abseits von den Universitäten im späteren Mittelalter der sicherste Weg war, ein neues Buch an die Öffentlichkeit zu bringen. Engelbert berichtet in einem Briefe an den schon genannten Ulrich, in dem er seinen Bildungsgang skizziert und seine Arbeiten aufzählt[6]), er habe diesem

---

Ausgabe; Hss. in Bamberg, Danzig, Klosterneuburg, Melk, München, Reun, Wien, Wilhering. Auszüge bei G. M. Thomas, Miscellen a. lat. Hss. d. Münchener Bibliothek (Münchener phil.-hist. SB. 1875 II 209—40) Nr. 5, und (unabhängig davon) bei Lynn Thorndike, History of magic and experimental science III, New York 1934, 433ff.; die erwähnte Stelle dort p. 437 n. 34.

[4]) Dazu gehörte nach der ansprechenden Vermutung von Paul Buberl die Bekanntschaft mit jenem bedeutenden Paduaner Künstler unbekannten Namens, dem Admont den Hauptschmuck seines Prunkmissale (cod. 229a) verdankt, und der später auch für Seitenstetten gearbeitet hat. Der Admonter Band ist behandelt von Buberl im Verzeichnis d. illum. Hss. in Österreich IV 1, Leipzig 1911, 121—32; das ehemals Seitenstettener Exemplar zuletzt von E. G. Millar, Cat. of the Western MSS in the Libr. of A. Chester Beatty II, Oxford 1930, 17ff.

[5]) Wichners Listen (a. a. O. 41ff. und Gesch. v. Admont III, 1878 516ff.) sind nicht ganz vollständig.

[6]) Dieser Bericht (formell ein Schreiben an Ulrich, nach Absicht und Inhalt ein „Brief an die Nachwelt") wurde in die Admonter Bibliothekskataloge von 1370 und 1380 aufgenommen und mit deren älterem von Wichner veröffentlicht (Zentralblatt f. Bibliothekswesen, Beiheft IV 2, 1889, 14—17), nachdem schon Pez ihn separat daraus gedruckt hatte (Thes. anecd. I 1, 429—36). Außerdem liegt er in Reun cod. 60 s. XV. f. 139v—411 vor; es ist dringend nötig, diese abseitige Sonderüberlieferung daraufhin zu prüfen, ob sie von der unfertigen Admonter Entwurfüberlieferung unabhängig ist oder nicht. Erst wenn das klargestellt ist, wird man in die Erörterung der formalen, literarischen und psychologischen Probleme eintreten können, die dieses kostbare autobiographische Dokument in und zwischen den Zeilen bietet.

Freunde verschiedene „opuscula et tractatus" nach Wien gesandt; wenn das in der Absicht geschehen war, sie dadurch bekannt zu machen, dann ist dieses Ziel nicht erreicht worden, denn ein von Wien ausgehender Überlieferungszweig von Bedeutung ist innerhalb der Gesamtüberlieferung nicht erkennbar. Andererseits hat Engelbert offenbar nicht einmal dafür gesorgt, daß seine Arbeiten für sein eigenes Kloster abgeschrieben und gesammelt wurden. Als man in Admont i. J. 1370 die Katalogisierung der Bibliothek begann und dabei an Hand jenes Briefes auch seine Werke zusammenstellen wollte, fanden sich zunächst nur noch 13 zumeist kleine Schriften vor[7]), alle übrigen, und gerade die wichtigsten, wurden nicht mehr gefunden oder nicht mehr erkannt. Bei solcher Ungeschicklichkeit des Autors steht es mit der Erhaltung seiner Werke natürlich nicht gut; ein nach Umfang und Wert wesentlicher Teil von ihnen ist verschollen. Als nach der Mitte des 15. Jahrhunderts der Buchdruck aufkam und schon im ersten Anlauf die Gesamtheit der damals lebendigen Literatur so gut wie restlos erfaßte, gelangte keines seiner Werke zum Druck; ein Zeichen dafür, daß sie bedeutungslos waren, obwohl in den durch die Melker Reform neu belebten Skriptorien österreichischer und bayerischer Benediktinerklöster gerade damals manches davon kopiert wurde. So kann es nicht wundernehmen, wenn Engelberts Ordensbruder Johannes Trithemius um 1492 für seine verschiedenen Literaturkataloge[8]) über ihn gar nichts mehr in Erfahrung bringen konnte; er half sich mit dem für solche Fälle vorrätigen Klischee lobpreisender Redensarten ohne Inhalt, reihte ihn kurzerhand unter die Autoren der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts ein und unterschob ihm, um doch etwas zu nennen, einen Traktat De virtutibus et vitiis und Sermones elegantes[9]); ein echtes Werk Engelberts hat Tri-

[7]) Der ursprüngliche Befund in Wichners Ausgabe des Kataloges S. 18; ein nachträglich aufgetauchtes Werk S. 20; mehrere weitere S. 22, bezeichnenderweise als Legat eines Klosternotars von 1376.

[8]) De scriptoribus ecclesiasticis cap. 379 (bei Fabricius, Bibliotheca ecclesiastica, Hamburg 1718, 96); De viris illustribus ord. s. Benedicti II 100 (Opera spiritualia ed. Busaeus, Mainz 1604, 51); Catalogus illustrium virorum Germaniae (Opera historica ed. Freher, Frankf. 1601, I 136, 50).

[9]) Wer die Gepflogenheiten des Trithemius kennt, wird nicht mehr,

themius in den vielen Bibliotheken, die ihm direkt oder durch Kataloge bekannt waren, nach eigener Andeutung nie gefunden.

Später (1553) edierte Caspar Bruschius aus persönlicher Vorliebe für eschatologische Literatur nach einer Admonter Handschrift den Liber de ortu et fine Romani Imperii, der dann noch mehrmals gedruckt und um des Inhaltes willen auch gelesen wurde, ohne für seinen Verfasser irgendwo Interesse zu wecken.[10]) Entdeckt wurde Engelbert recht eigentlich erst von Bernhard Pez, der seit 1721 sieben seiner Schriften und den Prolog einer weiteren selbst herausgab, die Edition von vier anderen (darunter des Tractatus de regimine principum) anregte und zweimal eine Charakteristik und Bibliographie ihres Verfassers gab.[11]) Pez schätzte ihn als scholastischen Theologen sehr hoch, rühmte seine umfassende Erudition, seinen Scharfsinn, seine Unbefangenheit und besonders die Konsequenz und Kühnheit seiner Methode.[12]) Dieses günstige Urteil hält sich seitdem in den theologischen Handbüchern, hat aber bisher niemand zu eindringlicher Beschäftigung mit diesem so hoch gepriesenen Autor ver-

---

wie Pez und Wichner getan haben, in Admont oder anderen österreichischen Klöstern nach diesen „Werken" suchen.

[10]) Bruschius selbst hatte kein weiteres Interesse an E. Wenn er bei dem Admonter Abte Valentin Abel die Drucklegung seiner Opera omnia durch Oporinus in Basel anregte, in der irrigen Annahme, daß die in dem Briefe an Ulrich genannten Schriften noch lückenlos in Admont vorhanden wären (De ortu p. 14), so wollte er wohl nur seinem damaligen Gastfreunde und Verleger Oporinus einen lohnenden Druckauftrag seitens des reichen Stiftes verschaffen. Sein Zeitgenosse und von ihm heftig befehdeter Konkurrent Wolfgang Lazius beabsichtigte aus einer Hs., die er selbst besaß (Wichner, Gesch. III 535), die Veröffentlichung des Speculum virtutum (Tituli ac catalogi operum ... veterum autorum ..., qui nondum in orbe visi sunt, Viennae Austr. ex off. Egid. Aquilae, s. a., p. 14 no. 31); doch kam auch dieser Plan nicht zur Durchführung.

[11]) Thes. anecd. I, diss. isag. p. LXI—LXVII, und Bibliotheca ascetica III praef.

[12]) Id universe de scriptis Engelberti affirmare licet, vastum quoddam et subtile ingenium ex omnibus relucere. Ubi semel difficiliorem quaestionem in medium attulit, eam nunquam deserit, nisi re funditus exhausta. Nec nodus ullus tam intricatus est, cuius dissolutionem non tentet aut desperet, modo argumentum eiusmodi sit, cuius fines ab humano ingenio circumspici et circumscribi possint. Superstitiosus nequaquam est, reicere solitus, quidquid cum divinis scripturis aut ratione aut saltem cum magnorum virorum auctoritate non satis aperte cohaeret.

anlassen können[13]); auch ist, abgesehen von der Publikation des Tractatus de musica durch Martin Gerbert (1784), seither nichts weiter von seinen Werken veröffentlicht worden. Ungünstig wirkte auf die allgemeine Einschätzung Engelberts das Urteil der Historiker ein, die seinen beiden staatspolitischen Traktaten nicht viel Interesse abzugewinnen vermochten und in ihrem Verfasser nur „einen Repräsentanten der geistigen Durchschnittshöhe der Zeit"[14]) oder einen weltfremden und ahnungslosen Stubengelehrten[15]) sahen. Ein Politiker war Engelbert allerdings nicht, und einen Vergleich mit den Werken der wirklichen Staatsdenker und politischen Köpfe der Zeit halten seine Staatsschriften nicht aus; aber für seine Gesamtbeurteilung ist das sehr belanglos. Auch wenn, wie zu erwarten ist, die bevorstehende Ausgabe dieser Traktate in den Monumenta Germaniae[16]) ihren literarischen Wert deutlicher erkennen lassen wird, als das bisher möglich war, werden sie doch für das Urteil über Engelbert immer ebenso unerheblich bleiben müssen wie seine geistlichen Gedichte oder seine Musiklehre. Engelberts Bedeutung beruht auf seinen theologischen und philosophischen Werken; daß sie viel größer ist als man glaubt, und daß er den ihm gebührenden Platz in der Geschichte der deutschen Scholastik noch durchaus nicht erhalten hat, mag fürs erste die folgende Feststellung zeigen, die später durch andere ergänzt werden soll.

Im Jahre 1304 überraschte der Pariser Dominikaner-Magister Johannes Quidort, ein enfant terrible seines Konventes, die Theologen der Universität mit einer eucharistischen Lehre, die ihn (nicht zum ersten Male) mit den wissenschaftlichen und kirchlichen Autoritäten in Konflikt brachte.[17]) Zunächst ver-

[13]) Das bei weitem Beste über E. als Theologen und wissenschaftlichen Kopf überhaupt steht in aller Kürze bei Hauck, Kirchengesch. V 1, 1911, 244ff.; verfehlt sind nur die Bemerkungen zu dem Briefe an Ulrich.

[14]) Sigm. Riezler, Literar. Widersacher der Päpste, Leipzig 1874, 163.

[15]) Dies der Sinn der Ausführungen über E. bei Alois Dempf, Sacrum Imperium, München 1929, 497f.

[16]) Dem Herausgeber, Ottokar Menzel in Berlin, verdanke ich viele freundschaftliche Mitteilungen von Wert.

[17]) Zum Folgenden vgl. die grundlegende Arbeit von Martin Grabmann, Studien zu Joh. Quidort (Münchener phil.-hist. SB. 1922 III) nebst der fördernden Besprechung von Franz Pelster (Gregorianum 5, 1924, 144f.) und die abschließende Untersuchung von Heinrich Weis-

suchte man, den Gegensatz zwischen seiner Impanationstheorie und der geltenden Transsubstantiationslehre in der akademischen Form einer großen Disputation auszugleichen, deren Verlauf in einer ausführlichen Reportatio niedergelegt wurde. Eine Einigung kam nicht zustande, und Quidort präzisierte in einer kürzeren Determinatio seine Auffassung, die nunmehr der Bischof von Paris beanstandete. Ihre nähere Prüfung durch eine dazu berufene Kommission unter dem Vorsitze des bekannten Scholastikers Aegidius Romanus, Erzbischofs von Bourges, führte zu ihrer Verurteilung und zur Suspension des Verfassers vom Lehramt.[18]) Hiergegen appellierte Quidort an den Papst und begab sich selbst an die Kurie nach Bordeaux, wo er jedoch, bevor eine päpstliche Entscheidung erfolgte, am 22. September 1306 starb. Da er offenbar keine Anhänger seiner Lehre hinterließ, erledigte sich die aktuelle Streitfrage durch sein Ableben von selbst[19]); wohl daraus erklärt es sich, daß ihr unmittelbarer literarischer Niederschlag bis auf die erwähnte Determinatio verloren ging (oder vernichtet wurde). Um so wertvoller ist es, daß Grabmann in einem anonymen Texte des Münchener cod. lat. 15801 eine ganz ausführliche Gegenschrift gegen Quidort[20]) entdeckte, die auf der Kenntnis des vollständigen[21])Disputationsprotokolls beruht und einen genaueren Einblick in den Gang der Disputation und in die Standpunkte beider Parteien ermöglicht.

Darüber hinaus erkannte Grabmann in dieser Streitschrift eine eigenwertige wissenschaftliche Leistung und in ihrem anonymen

---

weiler, Die Impanationslehre des Joh. Quidort (Scholastik 6, 1931, 161—95). Ein Gesamtverzeichnis der Werke Quidorts und ihrer Hss., Drucke u. Literatur jetzt bei Palémon Glorieux, Répertoire des maîtres en théologie de Paris I, Paris 1933, 189—93.

[18]) So scheint der Ablauf der Ereignisse gewesen zu sein; ganz sicher ist er nicht rekonstruiert. Wer die Kommission berufen hat, bleibt unklar.

[19]) Während das dogmatische Problem in den Sentenzenkommentaren und in der Quaestionenliteratur des 14. Jahrh. noch fortlebte (Grabmann S. 19, Weisweiler S. 162).

[20]) Der jedoch nach den noblen Spielregeln damaliger wissenschaftlicher Polemik nicht namentlich genannt wurde, wie auch sein Gegner zweifellos absichtlich anonym blieb.

[21]) Das muß man trotz der von Weisweiler S. 183 berührten Auffälligkeit annehmen.

Verfasser einen Dogmatiker von Rang, der mit einer „vor keiner Schwierigkeit zurückbebenden Denkenergie" den behandelten „Einzelproblemen bis in die letzten Verästelungen nachging". Die sorgsame Analyse und dogmengeschichtliche Würdigung der ganzen Schrift durch Weisweiler hat dieses Urteil voll bestätigt; auch Weisweiler sieht in dem Anonymus einen „bedeutenden, selbständigen Theologen" (S. 195), einen „wirklich bedeutenden Geist" (S. 191), der bei der Behandlung der aufgeworfenen Fragen „die letzten Tiefen zu suchen und zu finden weiß" (S. 185). Grabmann dachte vermutungsweise an keinen Geringeren als Aegidius Romanus als Verfasser; Pelster wollte in ihm einen Franziskanertheologen sehen; Weisweiler erklärte beides wegen gewisser Lehrmeinungen für unwahrscheinlich; alle drei Autoren waren darin einig, daß der Anonymus offenbar eine der päpstlichen Kurie nahestehende Persönlichkeit von wissenschaftlichem Ansehen gewesen sei. Die Streitschrift selbst sah Grabmann als ein „Fachgutachten" an, das die Kurie vom Verfasser angefordert habe.

In Wahrheit ist der Anonymus niemand anders als Engelbert, und die Streitschrift gegen Quidort mit dem Initium „Cum propter diversos modos" ist sein verlorengeglaubter Tractatus de corpore domini, der in dem Briefe an Ulrich mit dem Anfang „Cum propter plures modos" aufgeführt wird. Die geringe Abweichung in den Eingangsworten ist belanglos, weil derartige Varianten in Engelberts Brief auch sonst vorkommen[22]), und die Identifizierung leidet an sich keinen Zweifel; da sie aber angesichts der Richtung, in welche die bisherigen Vermutungen gingen, wohl die denkbar unwahrscheinlichste Lösung der Verfasserfrage darstellt, muß sie noch etwas erläutert und gestützt werden. Dazu ist es erforderlich, noch einmal die Vorrede[23])

[22]) Die Musiklehre soll nach dem Briefe beginnen: Propter instantiam, beginnt aber: Propter amicorum et familiarium dilectionem et complacentiam; die Quaestiones super antiphonam „Cum rex gloriae" sollen anfangen: De illo laudabili, fangen aber an: De illo glorioso et laetabili. Offenbar hat E. die Initia z. T. aus dem Gedächtnis angegeben; vielleicht auch nach Konzepten, die bei der Reinschrift noch verändert worden waren.

[23]) Gedruckt bei Grabmann S. 15f., mit Versehen, die hier nach der Hs. berichtigt sind.

und erstmals das Nachwort der Streitschrift zu veröffentlichen, weil durch deren Fehlinterpretation bzw. Mißachtung die bisherigen abwegigen Vermutungen verursacht worden sind. Diese Texte lauten folgendermaßen:

⟨Clm. 15801 f. 1 ra⟩ Cum, propter diversos modos possibiles divine omnipotencie circa exhibicionem et existenciam corporis Christi in altari sub celebracione misse, de ipso modo exhibicionis et existencie corporis Christi in altari olim fuerint et adhuc forsitan esse possent diverse posiciones sive opiniones aput diversos (sicut recitat primo dominus Hostiensis in sua summa in titulo de celebracione misse, et sicut dicit magister in sentenciis libro IV distinctione XI, sicut etiam tangunt Hugo de sacramentis et Petrus cantor Parisiensis et dominus Innocencius III in libello suo de officio misse et sacramento altaris), modus tamen communis, videlicet qui est per transsubstanciacionem panis et vini in corpus et in sanguinem Christi, pre omnibus aliis est ab ecclesia approbatus et sub fide receptus (quem eciam doctores communiter docent et tenent, et fideles in eius fide et devocione firmiter conquiescunt) ita et in tantum, ut, licet alius modus qualiscumque deo sit possibilis, cum omnia sint possibilia aput deum, iste tamen modus ita positus sit in esse et tenendus sub fide, ut frivolum sit et illicitum cuicumque doctori vel scolastico contrarium ponere vel sentire.

Quia tamen nuper extiterunt aliqui in civitate Parisiensi, qui propter evadendas aliquas philosophie difficultates, que sequuntur ex predicto communi modo, qui tenetur de existencia corporis Christi in altari, voluerunt invenire de novo vel pocius prius inventum quendam modum denuo renovare, per quem modum ita diceretur corpus Christi esse et existere per sacerdotalem confectionem in altari, quod aliqua difficilia philosophie tollerentur, quae ut dictum est sequuntur ex modo transsubstanciacionis, quem tenet ecclesia et doctores, non attendentes vel non curantes, quod ipsum eundem modum sic inventum ⟨f. 1 rb⟩ et positum intollerabilia inconveniencia quantum ad theologiam et doctrinam catholicam consequuntur, que magis expedit circa talem fidei articulum evadere quam philosophie difficilia sustinere, que oportet circa talia, in quibus de fide et salute agitur, vel fide transcendere vel racione solvere, ideo iste modus novus vel de antiquo renovatus nuper fuit Parisius disputatus publice, presentibus magistris theologie et scolasticis universis, et fortiter defensus a respondente et determinante et argumentis magistrorum et scolasticorum in contrarium satis fortibus pro illa posicione racionibus est responsum, ita ut proinde tota questio et ipsius disputacio cum sua responsione et determinacione ab universitate magistrorum ad examen sedis apostolice mitteretur, unde michi ad partes nostras per amicos et socios transmissa est in scriptis.

Posicio ergo predicta de isto novo modo talis est, quod panis in altari per consecracionem fiat corpus Christi non per transsubstanciacionem, ut panis substancia convertatur in substanciam corporis Christi, sicut ecclesia communiter et doctores dicunt et tenent, set quod panis suppositum, id est illud quod est panis, per consecracionem in altari desinat secundum suum esse, et quod paneitas remaneat, id est substancia vel

natura panis, et assumatur a verbo non per se et immediate, ut verbum dicatur panis, set mediante corpore Christi, ut sic corpus Christi fiat ille panis, et ille panis dicatur et sit corpus Christi, non per conversionem in corpus, set per assumpcionem ad corpus Christi, sicut verbum dei dicitur homo non per conversionem, set per assumpcionem humanitatis in deum. Et quia per predictum modum, sublata conversione panis in corpus Christi et posita assumpcione paneitatis a verbo, mediante corpore Christi, cessant multe difficultates, que sequuntur ex conversione substancie panis in substanciam corporis Christi (sicut infra videbitur et dicetur), ideo positor et defensor huius posicionis videtur eam amplecti, forte aliis ⟨f. 1 va⟩ racionibus forcioribus in contrarium vel non perspectis vel non curatis.

Quia vero michi hanc posicionem perspicienti prima fronte, inter alia contraria huic posicioni, precipue hoc occurrit, quod per istum modum assumpcionis paneitatis a corpore Christi vel a verbo, ipso corpore Christi mediante, nequaquam natura humani corporis Christi de virgine sumpti est in altari (ut infra videbitur), cuius, in quantum est principalis pars humane nature de virgine sumpte et in cruce redempte, est omnis et tota salutis efficacia et dignacionis gracia in sacramento altaris, ideo tantum vel plus devocione urgente affectum quantum racione movente intellectum michi ipsi ad consolacionem saltim aliqua, que deo dante scire et videre potui, collegi, contra predictam posicionem et eius defensionem procedendo, et distinguendo ea que dicentur in decem tractatus breves, secundum ordinem et numerum articulorum distinctionis eiusdem posicionis et sue declaracionis et defensionis, quem in scripto michi de Romana curia apportato inveni. Licet autem plures et maiores aliqui iam forte dixerint aut eciam scripserint contra predictam posicionem, quod adhuc nescio nec vidi, tamen hunc laborem meum superfluum non estimo, cum, sicut dicit philosophus XII Metaphysice, amicabile sit veritati, si unus quidem melius, alter vero non deterius idem dicat.

⟨f. 50 rb⟩ Plura non vidi nec ad me pervenerunt de ista posicione et defensione ipsius et racionibus factis contra eam. Si qua autem contra predictam posicionem et defensionem ipsius minus bene dixi et posui in premissis, vel circa declaracionem et confirmacionem modi transsubstanciacionis, quem cum ecclesia firmiter credo et simpliciter profiteor, super illis caritativam et veram correctionem doctorum et maiorum non recuso, propter duas causas confidens, quod videlicet non meis doctoribus et maioribus, sed michi ipsi ad consolacionem et exercitacionem et minoribus ista scripsi, impugnando falsitatem, defendendo veritatem fidei huius salutaris sacramenti, cuius defensio ita favorabilem causam habet aput animos fidelium et devotorum, ut sive per occasionem sive per veritatem omnimodis acceptabilis sit et grata.

Diese Sätze sagen nichts davon, daß der Verfasser sich an oder in der Nähe der Kurie aufhielt; im Gegenteil, der Ausdruck „ad partes nostras ... transmissa“ macht deutlich, daß er sehr weit entfernt, in einem anderen Lande lebte. Jedoch

hatte er alte Studienfreunde an der Kurie[24]), die ihm von dort das Disputationsprotokoll abschriftlich übersandten; da sich für die gegenteilige Annahme nicht der geringste Anhaltspunkt findet, ist diese Sendung als reine Privatangelegenheit der Absender anzusehen. Einen ebenso privaten Gebrauch hat der Empfänger von ihr gemacht; zu seiner Gegenschrift hat ihn die fromme Verehrung für das Glaubensgeheimnis und Sakrament der Eucharistie ebenso stark oder noch stärker bewogen, wie die wissenschaftliche Ablehnung der Pariser Neologie. Der Verfasser zeigt sich über den Instanzenzug und den gegenwärtigen Stand des Streites schlecht unterrichtet; er versichert zweimal, daß ihm weitere Literatur dazu, über die Reportatio der Disputation hinaus, weder zugekommen noch bekanntgeworden sei, und er betont (wiederum zweimal), daß er die Gegenschrift lediglich zu seinem eigenen Troste geschrieben habe.[25]) Wenn er außerdem noch erklärt, seine Arbeit sei nur übungshalber und ohne jede Prätension[26]) unternommen, so schließen diese Bemerkungen insgesamt die Möglichkeit, daß hier ein bestelltes offizielles Gutachten vorliegt, mit aller Deutlichkeit aus.

[24]) Sicher nachzuweisen ist dort für die Zeit des Quidort-Prozesses Engelberts ehemaliger Paduaner Lehrer Wilhelm von Brescia als Arzt und Kaplan Clemens' V. (Posch S. 7 N. 3; E. Wickersheimer, Dictionnaire biogr. des médecins en France au moyen-âge, Paris 1936, 230f.). Wilhelm war das geworden, was man später einen „Curtisan und Pfründenfresser" nannte, und so mag er auch einzelnen seiner früheren Paduaner Schüler, Engelberts Studiengenossen, zu kurialen Ämtern verholfen haben. Mit ihm selbst hatte E. damals wohl kaum noch Kontakt, da er sich in dem viel später geschriebenen Briefe an Ulrich nur über die Anfänge seiner Karriere unter Bonifatius VIII. unterrichtet zeigt. Jedenfalls ergibt sich aus der Vorrede, daß E. als Abt weitreichende wissenschaftliche Beziehungen unterhalten hat.

[25]) Ein ähnlicher Beweggrund erscheint bei E. im Nachwort des Tract. de providentia dei (Bibl. ascet. VI p. CL): Istum tractatum in quodam tempore cuiusdam magnae tribulationis et afflictionis meae composui ad hoc, ut in deo spe posita ... flagella ipsius discerem cum patientia tollerare ... Obwohl Wichner das nie recht wahr haben wollte, ist doch kaum daran zu zweifeln; daß E. die Verwaltungsgeschäfte der Abtei nicht zur Zufriedenheit seines Konventes geführt und daß es darüber Streit gegeben hat. In solcher Lage mag ihm die Flucht aus der Wirtschaft in die Wissenschaft des öfteren Trost gewährt haben.

[26]) Die angebliche Prätensionslosigkeit gehört mit den sonstigen hier vorkommenden Bescheidenheitsfloskeln zu den τόποι des mittelalterlichen Prologstiles; dagegen ist die Versicherung, daß jemand nur übungshalber schreibe, ungewöhnlich.

Wenn diese Angaben also nichts gegen Engelberts Anspruch besagen, so weist der Stil der Streitschrift direkt auf ihn als den Verfasser. Engelberts Sprachstil kann hier nicht eingehend analysiert werden; das soll später geschehen bei Gelegenheit des Nachweises dreier Werke, die ihm zugehören, obwohl der Brief an Ulrich sie nicht nennt; hier, wo Engelberts Autorschaft nicht mehr bewiesen zu werden braucht, mag zunächst eine kurze allgemeine Charakterisierung genügen. Engelberts Diktion ist sehr sonderbar, und ihre Eigenart beruht im wesentlichen auf der Verbindung zweier Redestile, die sonst nicht vereinigt vorzukommen pflegen, des scholastischen und des rhetorischen. Scholastisch ist einerseits der durchgehende Wortreichtum, der an sich den Zweck hat, jeden Gedanken und jede Aussage möglichst umfassend, restlos, eindeutig und unmißverständlich zu formulieren, der bei Engelbert aber allzu oft über das Ziel hinausschießt und in eine schwerfällige Umständlichkeit ausartet; andererseits der enge Anschluß an den (man muß schon sagen) Jargon der Aristotelesübersetzer, deren Streben nach wortwörtlicher, lexikalisch und syntaktisch getreuer Wiedergabe der übersetzten Texte zur Bildung zahlreicher neuer Wörter und Ausdrucksweisen (Gräzismen) geführt hatte, die von allen scholastischen Autoren mehr oder weniger weitgehend, von Engelbert sehr reichlich, übernommen wurden. Dazu kommt ein bei ihm ganz ausgeprägtes, den Scholastikern sonst fremdes Bedürfnis nach rhetorischem Schmuck der Rede, das sich sowohl auf die kunstgerechte Periodisierung der Sätze wie auf ihren Aufputz durch Schemata und Colores erstreckt und zeitweilig so zwingend wird, daß Engelbert sogar Zitate aus den ehrwürdigsten Autoritäten (Aristoteles, Boethius, Petrus Lombardus) einer rhetorischen Steigerung unterzieht. Diese Kombination von scholastischem Stil und antiker Schulrhetorik ist Engelbert eigentümlich und kommt sonst m. W. so nicht vor. Ihre beiden Elemente treten in seiner Sprache in verschiedener Mischung und mit abwechselndem Übergewicht auf[27]), und es gibt auch Schriften, in denen beide (durchgehend oder streckenweise) sehr auffällig zugunsten einer im ganzen schlichteren Diktion zurück-

[27]) In der Streitschrift tritt die Rhetorik i. a. wenig, an einzelnen Stellen aber um so krasser hervor.

treten[28]); aber auch dann bleiben ihr Vorkommen und ihre Verschmelzung stets noch deutlich genug, um Engelberts Feder mit Sicherheit erkennen zu lassen. Unterstützt wird der Stilvergleich, hier wie gewöhnlich, durch die Feststellbarkeit vieler oft wiederkehrender Lieblingsworte, -wendungen und -konstruktionen, gedanklicher Wiederholungen, gleichbleibender einteilungstechnischer Formeln, gleich oder ähnlich gebauter Vorreden oder Nachworte usw. Wer also unter stilkritischen Gesichtspunkten Engelberts gedruckte Werke mit der Streitschrift gegen Quidort vergleicht, wird seine Autorschaft nicht einen Augenblick bezweifeln können.

Weiterhin sind noch einige äußere Umstände bemerkenswert. Die einzige erhaltene Handschrift des Traktates stammt aus der Salzburger Dombibliothek[29]); die einzige als verschollen nachweisbare wurde um 1402 dem Kollegiatkapitel bei St. Stephan in Wien von dem Canonicus Nikolaus Hechs geschenkt[30]); beide Tatsachen passen zu Engelberts Autorschaft ebensogut, wie sie bei einem kurialen Verfasser anstößig wären. Quidorts Werke sind (mit zwei Ausnahmen) wenig verbreitet gewesen; um so bedeutsamer ist es, daß Admont außer dem Correctorium corruptorii auch seinen seltenen Sentenzenkommentar schon im Jahre 1370 besaß und jetzt noch besitzt[31]); da die Handschrift dem frühen 14. Jahrhundert angehört, darf man vermuten, daß sie (oder ihre Vorlage) bereits zu Engelberts Zeit nach Admont gekommen ist, wo ihr Vorhandensein in jedem Falle auffällig wäre, wenn es sich nicht eben durch sein Verhältnis zu Quidort zwanglos erklärte.

Der von Engelbert „ad fidem et testimonium veritatis" angemeldete Anspruch auf die Autorschaft an der Streitschrift

---

[28]) Da nur wenige Werke datierbar sind oder in eine sichere zeitliche Relation zueinander gesetzt werden können, läßt sich nicht sagen, ob E. in den schlichter geschriebenen Traktaten seinen persönlichen Stil noch nicht gefunden oder bereits überwunden hat.

[29]) Sie kam erst 1815 über Paris nach München (Karl Foltz, Gesch. d. Salzburger Bibliotheken, Wien 1877, 88).

[30]) Mittelalterliche Bibliothekskataloge Österreichs I (Wien 1915) 280, 16.

[31]) Wichners Katalogausgabe S. 14 Z. 5; Grabmann S. 33; Glorieux S. 190.

muß also anerkannt werden. Die Folge davon ist, daß die dem bisherigen Anonymus entgegengebrachte Hochschätzung jetzt auf Engelbert übertragen werden muß, und daß er in Zukunft als ein Theologe von hohen Graden und, da es in Deutschland um 1300 sonst keinen bemerkenswerten Theologen gab, als der einzige bedeutende deutsche Scholastiker seiner Zeit angesehen werden muß. Die weitere Folge wird hoffentlich sein, daß seine sonstigen gedruckten und ungedruckten theologischen Werke bald ebenso gründliche Untersuchungen und Würdigungen erfahren, wie sie der Streitschrift bereits zuteil geworden sind; soweit der Laie darüber urteilen kann, werden die meisten von ihnen die Mühe durchaus lohnen und das günstige Urteil über Engelbert bestätigen.

ZU HERMANN VON SALZA

VON BOTHO ODEBRECHT

Eine umfassende, modernen Ansprüchen genügende Biographie des Ordensmeisters Hermann von Salza steht noch aus, doppelt notwendig in unserer Zeit, die dem Zug des deutschen Volkes in den Osten größtes Interesse entgegenbringt. Das Buch von Koch ist im wesentlichen veraltet, das von Caspar hat sich ein anderes Ziel gesetzt als die Biographie Salzas. Und die Lebensgeschichte, die 1930 von W. Cohn herauskam, hat mit Recht eindeutige Zurückweisung erhalten. So begnügen wir uns einstweilen mit dem meisterhaften Essay Erich Maschkes und der Charakteristik durch Bernhard Schmeidler in seiner Geschichte des späten Mittelalters. Bernhard Schmeidler, der zwei hervorragende Quellen zur Geschichte des deutschen Nordwestens neu herausgab, sei die Studie gewidmet, die in einigen Punkten Hinweise für eine neue Geschichte des Begründers deutscher Herrschaft im Nordosten geben will.[1])

---

[1]) Wegen Raummangels müssen hier alle Nachweise und Quellenzitate unterbleiben. Dafür nenne ich einige Literatur. A. Koch, Hermann v. S. 1885. E. Caspar, H. v. S. und die Gründung des Deutschordensstaates 1924. W. Cohn, H. v. S. und dazu die richtungweisende Besprechung W. v. d. Steinens in HZ. 1934. B. Schmeidler, Das Späte Mittelalter (Handbuch für den Geschichtslehrer) 1936. E. Maschke, Der deutsche Orden 1936. A. Lorck, H. v. S., Diss. Kiel 1880. H. Prutz, Die Besitzungen des Deutschen Ordens im heiligen Land. Quellennachweise finden sich in den beiden Haupturkundenbüchern für die Geschichte des Ordens: Strehlke, Tabulae, und Perlbach, Statuta. Für die Kaiserurkunden: Huillard-Bréholles, Hist. Frider. sec. und Böhmer-Ficker, Regesta Imperii V, 1. Für das Wirtschaftsgeschichtliche sind die Arbeiten von Krollmann (Bezzenberg-Festschrift, Politische Geschichte des Deutschen Ordens) und Oppermann (Hans. Geschichtsbl. 1911) abzulehnen. Grundlegend hierfür sind die Arbeiten F. Rörigs (Hansische Beiträge zur deutschen Wirtschaftsgeschichte, Die europäische Stadt, Territorialwirtschaft und Stadtwirtschaft HZ. 1934) und die seiner Schüler. In ähnlichem Sinne Höhlbaum, Die Gründung der deutschen Kolonie an der Düna. Hans. Geschichtsbl. 1872. Sattler, Der Handel des Deutschen Ordens. Hausmann, Der Kampf der Deutschen und Dänen um den Besitz Estlands.

Es bedeutet keine Herabsetzung oder Geringschätzung Hermanns, wenn man ernstlich die Frage stellt, ob er die Bedeutung der baltischen Frage in ihrem ganzen Umfang erkannt, ob sie für ihn zunächst aktuell gewesen ist. Es geht nicht an, den Orden schon zu seiner Zeit als die stärkste Macht in der Ostsee und im Baltikum zu bezeichnen, eine Stadt wie Lübeck erst durch ihn die Front nach Osten nehmen zu lassen. Es kann vielmehr nicht der mindeste Zweifel daran bestehen, daß Hermann nicht Lübeck für seine Ostpolitik gewann, wie Krollmann und Oppermann, auch Caspar meinten, die den Satz aufstellten, Hermann habe das bisher westlich eingestellte Lübeck erst auf den Osten hingewiesen. Vielmehr ist genau das Gegenteil richtig. 1226 soll Hermann der Stadt Lübeck diese Richtung gewiesen haben, zu einer Zeit, da der Ordensmeister in Deutschland noch völlig unbekannt war, sich bemühte, sich in Palästina und Sizilien festzusetzen, und zu einer Zeit, in der Lübeck bereits einen schwunghaften Ostseehandel betrieb. Längst blühte die deutsche Kolonie an der Düna, deutsche Unternehmerkräfte waren schon seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Livland tätig, der Handel Lübecks nach dem östlichen Becken des Meeres war seit langem blühend. Keineswegs überwog der Englandhandel, der Ostseeverkehr stand durchaus an erster Stelle. Unzweifelhaft hat nun der Ordensmeister aber an dem Privileg für Lübeck Interesse gehabt. Mit Hilfe Lübecks wollte er 1226 eine feste Stütze im Osten haben. Denn dort hatte er um diese Zeit noch nicht festen Fuß gefaßt, noch Jahre danach war er sogar im Altreich ein noch vielfach sehr Unbekannter und noch 13 Jahre danach bestimmten die Ordensstatuten, der Hochmeister müsse seinen dauernden Wohnsitz im heiligen Lande haben, am heiligen Grab.

Bedarf so das Verhältnis Hermanns zu Lübeck einer Richtigstellung, so erhebt sich im Zusammenhang damit eine zweite Frage: war für Hermann wirklich die baltische Politik die wichtigere, lagen die Interessen des Ordens nicht an ganz anderen Stellen? Wir haben die Tatsache festzustellen, daß fast um dieselbe Zeit, zu der man meinte, daß der Meister die Politik Lübecks richtunggebend entschieden hätte, er ganz im Gegenteil zusammen mit dem Kaiser eine ganz andere Politik betrieb.

Die zielte nicht auf die Beherrschung des Nordostens, sondern auf die Festsetzung des Ordens entweder in Sizilien oder in Palästina. Friedrich II. hat ganz bewußt und konsequent in den Jahren, in denen er Lübeck das Privileg ausstellte, dahin gewirkt, daß sich der Orden ein für allemal entweder in seinem sizilischen Staat oder im Königreich Palästina niederlasse. Die kaiserlichen Urkunden, bisher kaum verwertet, reden eine deutliche Sprache.

Betrachten wir die von Friedrich seit 1225 ausgestellten. Mit Honorius stand der Meister in freundschaftlicher Beziehung und auch Gregor IX. hat mit der Begünstigung des Deutschordens zunächst nicht aufgehört. Friedrich hat dem Deutschorden bis etwa 1226 vorzugsweise in Deutschland Schutz und Bestätigung versprochen, ihm hier Einkünfte, Güterschenkungen usw. gemacht. Nur gelegentlich erfolgten solche für die sizilischen und palästinensischen Gegenden, in Brindisi, Messina, Palermo und Mezzano 1217, 1219, 1221. Seit diesem Jahr hatte Hermann ganz offensichtlich an seiner deutschen Stellung stärkeres Interesse, er bekam vom Kaiser Bestätigungen an der Saale, Rabensburg, Culm, Könitz und ganz allgemein für Deutschland. Seitdem nahm das Interesse Friedrichs für den Orden ab. Hatte Hermann noch 1221 nicht weniger als ein Dutzend Schenkungs-, Vergünstigungs- und Bestätigungsurkunden vom Kaiser für sich bekommen, so fielen in die Jahre 1222 bis 1226 nur drei Privilegien im Jahr auf den Orden, während in den Jahren 1227 und 1228 Friedrich überhaupt kein Interesse am Orden nahm. Nun darf man daraus nicht schließen, daß der Kaiser dem Hochmeister in diesen Jahren weniger freundlich gegenüberstand als bisher. Aber es ist doch auffallend, daß in diesen Monaten der Meister nicht so häufig am Kaiserhof anwesend war, daß wir ihn manchmal ganz aus den Augen verlieren. Wichtiger noch ist, daß der Meister dagegen in engen Beziehungen zu Gregor IX. stand, der dem Orden gerade in dieser Zeit entschieden entgegenkam.

Es muß nun gegen die bisherige Forschung ganz allgemein betont werden, daß Hermann niemals alleiniger Staatsmann des Kaisers war, daß er ebensogut auch päpstlicher Diplomat war, daß er immer der vermittelnde Dritte zwischen beiden sein wollte und auch war. In den Jahren 1227 bis 1228 war eine innerliche Entfremdung zwischen Hermann und dem Kaiser eingetreten,

während die Beziehungen des Meisters zu den Päpsten, erst zu Honorius, dann zu Gregor freundlicher als bisher waren. Ein sehr radikaler Umschwung tritt März 1229 ein, eingeleitet und hervorgerufen durch das Schreiben Hermanns an den Papst. Hermann mißbilligt, wenn auch in äußerlich freundlichen Worten, aber doch recht deutlich die Bannung des Kaisers während des Kreuzzuges. Seitdem begann sich das Verhältnis Hermanns zum Papst deutlich zu verschlechtern. Noch immer blieb er äußerlich in korrekten Beziehungen zu ihm, aber die päpstlichen Urkunden nehmen ganz rapide ab, sowohl nach Zahl wie an Bedeutung. Und nicht nur das, Gregor sah es auf Schädigung und Vernachlässigung des Deutschordens ab, er gab ihm vielfach Unrecht, entschied zu seinen Ungunsten in manchen wichtigen Fragen; die alte Frage des Tragens des weißen Mantels, die vordem zugunsten des Deutschordens entschieden zu sein schien, stellte er wieder zur Diskussion. Um so wichtiger nun wurde für Hermann das Verhältnis zum Kaiser, das er fester knüpfte als bisher. Das drückt sich nicht nur darin aus, daß der Meister wieder häufiger am Stauferhofe ist, sondern vor allem in den Gunstbezeugungen, die er vom Kaiser in diesen drei Jahren bekam. Und hier hat nun Friedrich ein festes Programm entworfen.

Nicht die Ansiedlung des Ordens in Deutschland stand jetzt im Vordergrund, er legte es ganz offensichtlich darauf ab, die Ritter entweder in Palästina oder in Sizilien dauernd anzusiedeln. Hier wollte er in ihnen eine starke Stütze, eine militärische Hilfe haben. Und Hermann hat dem keineswegs widersprochen, er hat sich von 1229 bis 1232 fast ständig in Unteritalien, nachweislich nie in Deutschland aufgehalten. Schließlich wird er nicht nur der Empfänger, sondern letzten Endes auch der Inspirator jener Kaiserurkunden gewesen sein. Um dieselbe Zeit, da Hermann Lübeck die entscheidende Ostrichtung gegeben haben soll, bemühte er sich, dem Orden in Sizilien, Apulien oder im heiligen Land eine bleibende Stätte zu geben. Die palästinensische Politik hatte der Ordensmeister ja schon seit 1226 spätestens betrieben. Im Januar 1226 hatte der Orden jenen gewaltigen Grundstein gelegt zu seinem umfangreichen palästinensischen Besitz durch die Erbschaft des ausgestorbenen Hauses Edessa, auf Umwegen

über die Henneberger, denn des letzten Grafen von Edessa Tochter war Ottos von Henneberg Gemahlin. Friedrich hatte schon damals den umfangreichen palästinensischen Besitz des Ordens bestätigt. Schon ansehnlich waren die finanziellen Einkünfte des Ordens namentlich von den Acconer Hafeneinkommen; der Kaiser berechnete sie auf 3000 Byzanzer. Der Orden verfügte nach Aussage des Kaisers über feste Häuser, Türme, Mauern usw. 1228 noch hatte Hermann viel weiter im Norden eine Erwerbung gemacht. Fürst Boemund von Antiochia gab ihm ein Grundstück, eine Mühle in seiner Residenz, Einkünfte in Accon. Und zu eben jener Zeit gab ihm auch der Herr von Sidon Grundbesitz. Der Kaiser, nun selber hier im heiligen Land, stellte sich als Aufgabe, den Orden in Palästina weiter zu stärken. Schon bald nach dem Brief Hermanns an den Papst, im April 1229 begann er mit dieser Politik.

Er war noch in seiner palästinensischen Residenz Accon, aber schon mit der Rückreise nach Europa beschäftigt, als er dem Orden verschiedene Orte und Grundstücke in Palästina: Maro, Kabrikha, Bloch, Kades, Haris, Mes, duo Megeras, die 1186 König Veit seinem Marschall Joscelin geschenkt hatte, 7000 Byzanzer Einkünfte in Accon teils restituierte, teils neu schenkte. Auch die Orte gehörten zur großen Schenkung Veits an Edessa 1186. So war es äußerlich lediglich eine Besitzbestätigung und Restitution des von den Sarazenen geraubten Landes, tatsächlich war es eine Neuschenkung. Ursprünglich hatte der Orden auf alle diese Orte verzichtet zugunsten Humfrieds von Toron, wofür der Orden Toron bekommen sollte, was zahlreiche Streitereien ergab. Der Orden bekam schließlich die Orte bei Kades, Sur und Bledeh. Friedrich vermachte zu gleicher Zeit in einer neuen Urkunde dem Orden weitere 6400 Byzanzer wiederum in Accon. Hier in Accon dachte der Kaiser dem Orden einen dauernden Sitz zu geben. Er hat bald nach der Anweisung der Einkünfte dort und der Restitution der palästinensischen Güter zwei weitere Acconer Besitzungen zwar nicht selbst geschenkt, die Erwerbung des Ordens dort aber gutgeheißen. Es handelte sich um ein Haus, das ein Johann von Chonchi für 620 Mark dem Orden abgetreten hatte, und ein anderes Gebäude ganz in der Nähe des heiligen Grabes. Der Orden konnte auf dem neuen

Gelände völlig frei vorgehen, darüber verfügen und Straßen anlegen. Dem Orden wurde nun gestattet, das Chonchi-Haus mit dem restituierten Hause durch Gewölbe zu verbinden. Anscheinend hatten die Ordensbrüder nun um das heilige Grab, die Grabeskirche und das Haus des Apostels Thomas einen großen, zusammenhängenden Gebäudekomplex. Friedrich hieß es auch gut, daß der Orden die Besitzungen übernahm, die König Johann ihm früher in Accon geschenkt hatte, ein großes Grundstück, einen Barbacan, zwischen der Acconer Stadtmauer und dem Mittelmeer. Auch hier hatte der Orden freies Verfügungsrecht, das Bau- und Befestigungsrecht, das Recht zum Anlegen von Straßen. In einer neuen Urkunde schenkte Friedrich ihm auch das Haus des Königs Balduin, also wohl den Palast oder ein festes Schloß in der Armenierstraße nahe der St. Thomaskirche, mit allem Zubehör, den Gärten und mehreren Grundstücken. Der Kaiser bestätigte bei der Gelegenheit alle bisherigen jerusalemitanischen Besitzungen des Ordens, restituierte ihm auch ein Haus in Jerusalem, das, früher in seinem Besitz, durch die Sarazenen ihm geraubt war. Der Ordensmeister sah alle diese Neuschenkungen usw. im heiligen Land nicht ungern, wir können unzweifelhaft behaupten, daß er auch der Urheber jener Kaiserurkunden war. Denn er hatte sich schon früher um den palästinensischen Besitz des Ordens stark bemüht. Wir wissen positiv, daß er Initiator jener gewaltigen Burg des Ordens im heiligen Land war, deren Ruinen noch heute Staunen erregen, der Feste Montfort. Eben um diese Zeit, da er an Gregor den Absagebrief schrieb, hat er sich um deren Ausbau stark bemüht. Nun hatte Hermann schon 1220 den Grundstein dazu gelegt, zum Teil mittels eines Kaufes vom Grafen Otto von Henneberg, Schwiegersohnes des letzten Grafen von Edessa, für 9000 Mark. Das wichtigste Stück der Erbschaft des aussterbenden Hauses Edessa gehört dem zweiten Schwiegersohn, Jacques de la Mandeleé. Eine Fülle von Burgen war schon damals dem Orden heimgefallen, die große Königsburg, 30 weitere Burgen und Orte, alle in der Nähe Accons bis nach Montfort und dem Tiberiassee. Indessen war dieser Besitz doch nicht allzu umfangreich, vieles war nur nominell, da es in den Händen der Sarazenen war. Ohne das Erbstück, das in den Händen Mandeleés war, war es nur

ein Torso. Friedrich sorgte dafür, daß der Orden alleiniger Herr hier bei Accon wurde.

Im April kaufte Hermann den Rest von Jacob teils mit den Einkünften, die er vom Kaiser eben in Accon bekam, teils durch Tausch. Hermann verzichtete auf den Hof Mobilir und bekam dafür von Jacob Trefila und die Burg Montfort; Friedrich genehmigte es. Noch während Kaiser und Meister in Accon waren, kam mit Jacob ein neuer Vergleich zustande. Der gab nun auch seine Ansprüche auf Trefila, Jalim, Tarbuca, Terbasta, Suru, Beaueer, Tertramme, Feues, Tercia, Gianot, Get, Cabbeba, Junite, Butun ua. auf, begnügte sich mit den Einkünften, die Hermann aus den Acconer Hafengeldern bekommen hatte. Nun begann Hermann mit dem Bau der neuen Burg, die nördlich von Accon lag. Die Lage der Burg fern vom Meer und die wirtschaftliche Schwäche des Ordens ließen den Bau keineswegs rasch vonstatten gehen. Er sollte nicht nur den Besitz des Ordens in Palästina schützen, er sollte auch Schutz sein für alle die Pilger, die nach dem gelobten Lande künftig kämen, wohl auch Gotteshaus und Spital für die Erkrankten und Verwundeten. 1230 hat Gregor IX. den Bau gutgeheißen, sicher dem Orden auch reiche finanzielle Hilfe dafür angedeihen lassen, so daß sich die Burg schon nach wenigen Jahren erhob.

Palästina stand dem Orden und dem Kaiser im Vordergrund, solange sie dort waren, Italien weniger. Es ist bezeichnend, daß der Orden die Acconer Einkünfte nicht bekam, ohne dem Kaiser ein Gegengeschenk zu machen: die Burg Misagna bei Brindisi und das Haus des Margaritus, nach dem der Orden lange gestrebt hatte. Das Haus des Margaritus hatte ihm der Kaiser im Oktober 1215 geschenkt. Konstanze hatte es 1216 und 1221 bestätigt. Friedrich hatte damals Zoll und Münze ausgenommen, die nach wie vor dem Königsgut gehörten. Bedeutender war noch der apulische Ort Misagna, unfern Brindisi gelegen. Kaiser und Hochmeister waren schon nicht mehr im Heiligen Land, als auch Heinrich von Cypern dem Orden ein Geschenk machte, das nicht unerheblich war. Der bisherige Besitz des Ordens auf der Insel war minimal. Was bisher ein Lehensmann des Königs zu Lehen trug, fiel an den Orden, die Burg Chavodia mit allem Zubehör und das Haus in der Königsresidenz Nicosia.

Heinrich bestätigte auch die Schenkungen seines Vorgängers Aimerich an den Orden in Nicosia, viel war es nicht. Möglich, daß jene Schenkung noch während der Anwesenheit des Kaisers und Meisters in Cypern erfolgte, sicher aber bald danach, denn am 10. Juni waren beide schon in Brindisi.

Mit beider Rückkehr nach Unteritalien traten die sizilisch-apulischen Interessen des Ordens mehr in den Vordergrund, ohne daß deshalb das palästinensische Projekt ganz aufgegeben wurde. Friedrich kam jetzt auf den sizilischen Plan, den er vielleicht schon um 1218 und 1219 gelegentlich für den Orden hatte, energisch zurück. Während der neuerlichen Verhandlungen mit dem Papst machte Friedrich im August 1229 in Barletta dem Orden eine bedeutende Vergünstigung. Es war sonst durchaus nicht seine Absicht, gerade Schenkungen in Sizilien zu machen, zumal finanzielle Einkünfte; war er doch ganz im Gegenteil auf die Erhöhung der Staatseinkünfte hier stetig bedacht. So war es etwas ganz Außerordentliches, daß Friedrich Hermann gestattete, die Wasser, Weiden und Forsten auf der Insel für den Orden auszunutzen, und zwar nicht nur auf den königlichen Domänen, auch auf den Lehen der Vasallen, der Grafen und Barone. Es sollte auch die bevorrechtete Stellung des Ordens äußerlich dokumentieren, daß seinen Mitgliedern in Sizilien gestattet wurde, Waffen zu tragen. Zugleich spricht daraus auch des Kaisers Wunsch, sie zu einer bewaffneten Schar im kaiserlichen Dienst zu machen, denn eben als er jene Urkunde ausstellte, waren von neuem die Aussöhnungsversuche mit dem Papst gescheitert, und Hermann bat selbst den Kaiser, mit Waffen gegen die päpstlichen Soldaten vorzugehen. Es verging über ein Jahr zunächst, ehe Friedrich sich wieder den territorialen Interessen des Ordens widmen konnte, Mai 1230. Inzwischen hatten die Verhandlungen mit dem Papst bedeutende Fortschritte gemacht; daß man aber noch weit vom Ziele war, konnte sich der Kaiser nicht verhehlen. Während dieser Jahre war Hermann dauernd im Süden, nicht einmal hat er die deutsche Heimat damals gesehen, so war er auch im Mai 1230 um den Kaiser bei Foggia. In einer Urkunde, in der sich Friedrich rühmend des Ordens entsinnt und auf die Vergünstigungen seines Vaters und Großvaters hinweist, in deren Sinne er fort-

fahre, bestätigte er dem Orden, was er vom Grafen von Constia, Racio de Balbano, vor kurzem als Geschenk erhalten hatte, Gebiete bei Castillo, vor allem auch die Geschenke des Grafen Mattheus von Alesina und des Grafen Robert von Lecce in Apulien. Friedrich bestätigte bei der Gelegenheit auch alles, was der Orden in der Capitanata besaß, in Belluvedere bei Precina, Horia, in Astone und das, was Roberto de Licio ihm im Sabinerland übereignet hatte.

Den unermüdlichen Anstrengungen des Hochmeisters war es dann doch noch 1230 gelungen, in San Germano den Frieden zwischen den beiden Häuptern der Christenheit herzustellen. Noch in San Germano, am 20. Juli tat der Kaiser einen weiteren Schritt zur Stärkung der sizilischen Macht des Ordens. Er gab dem Erzbischof Caesar von Salerno damals die Anweisung, er möge die bisher der salernitanischen Kirche gehörige Burg Olevano bei Eboli dem Orden übertragen, bis der Friede zwischen Kaiser und Kirche ganz hergestellt sei. Tatsächlich mag der Kaiser die Absicht gehabt haben, die Ordensbrüder im dauernden Besitz der wichtigen sizilischen Burg zu belassen. Wir wissen, daß Olevano auch über San Germano hinaus während der ganzen Lebenszeit Hermanns dem Orden verblieben ist. Der Friede war nur zustande gekommen unter der Bedingung, daß der Kaiser eine Bürgschaft stellte, und hierfür gab er der Kirche im August 1230 ein Pfand. Nicht der Kirche selbst, sondern dem Meister übertrug er sizilische und apulische Burgen, der sie angeblich im Namen der Kirche, aber auf Kosten des Kaisers verwaltete; tatsächlich sollte der Orden allein darüber verfügen. Es waren dies Castrocielo, Rocca Guglielma, Rocca d'Evandro, San Angelo d'Alife, Mondragone, Atina und Tocco Gaudis. Hermann seinerseits bestätigte den Empfang der Burgen und Grundstücke, sie lagen bei Sora, Gaëta, Caserta und Benevent. Alle diese also waren Burgen oder befestigte Orte in der Terra di Lavoro. Friedrich gab weiter als Pfand alles, was er bisher um Ancona und im Herzogtum Spoleto besaß. An den Erzbischof Lando von Reggio und Nikolaus von Reggio kamen, ebenfalls als Pfand, die Burgen Sessa bei Capua, Cajazzo, Maddalon bei Capua und die von Capua, sowie Gebiete am Fucinersee. Auch diese Verpfändungen an die beiden Reggio-Bistümer wurden dem Hochmeister zur

Verwaltung übergeben. War es auch nur eine vorübergehende Schenkung und hatte der Kaiser keineswegs die Absicht, sie endgültig aufzugeben, so war es doch für Hermann ein stattlicher Gewinn; jedenfalls konnte er vorläufig allein darüber verfügen. Im folgenden Jahr nun, 1231, setzte der Kaiser den sizilischen Plan für den Orden energisch fort, er gab ihm nun in Unteritalien dauernde Schenkungen, Vergünstigungen und Einkünfte, wie vordem in Palästina. Er wählte nicht die Insel, sondern den festländischen Teil, die Capitanata, das Gebiet um Foggia und vor allem das um Ascoli. Von Melfi aus gab Friedrich im September 1231 dem Meister für seine treuen Dienste für 16 Pflüge Ackerland im Gebiet von Ascoli in Aqualata bei Corneto und für 38 im benachbarten Bisilletum. Der Kaiser hat später die Schenkung auf 45 bzw. 48 Pflüge erhöht. Es ist eine der wenigen Urkunden Friedrichs, in der der Kaiser der großen Verdienste des Meisters besonders herzlich gedenkt. Der Kaiser sprach von der reinen Treue und dem lobenswerten Gehorsam des Meisters. Er hat am 8. September des Jahres dem Hofrichter Heinrich von Morra den Auftrag gegeben, den Orden in das vom Kaiser ihm übertragene Geschenk einzuweisen. Friedrich gab genau die Grenzen des an den Orden abzutretenden Gebietes an, ließ auch durch Zeugen feststellen, daß es von je im Besitz der Krone gewesen sei. Noch einmal brachte der Kaiser den Orden in seinen sizilischen Staat, genau nach einem Jahr, September 1232. Er gedachte zunächst wieder der großen Verdienste Hermanns in Übersee und überall. Er gab ihm zum Dank dafür die Hälfte vom Montichielli bei Radicofani, „Castellumcelo" und bei Montepulciano die Orte Fabrica und Crusianu, also im wesentlichen Besitz in Umbrien. Friedrich gab ihm weiter das große Vorrecht, auf den königlichen Domänen Wasser, Weiden und Holz unbeschränkt zu benutzen, zugleich auch den Orden im ganzen heiligen Reich von allen Straßengeldern und Steuern zu Lande und zur See zu befreien. Es war der größte Schritt, den Friedrich bisher im Zuge seiner sizilischen Ordenspolitik getan hatte, zugleich wohl aber auch das Aufgeben dieser Idee. Noch einmal hatte Friedrich dem Orden und seinem Meister den kaiserlichen Dank abgestattet für alle seine Bemühungen und Dienste. Es war der Abschluß der ganzen sizilischen Angelegenheit, Friedrich

hat sich seitdem um die Besitzungen des Ordens in Sizilien nicht mehr bemüht.

Es vergingen drei Jahre, ehe er wieder für den Orden urkundete, 1235 und später noch 1236, 1237, 1238, aber kaum, daß er einmal in diesen Jahren ihm eine Urkunde ausstellte. Der Unterschied liegt auch darin, daß es im wesentlichen sich von nun an um Bestätigungs- und Schutzversprechen handelt, niemals um Neuschenkungen, und durchweg in Deutschland, in Könitz, um Magdeburg, Boppard und Altenburg. Nur einmal noch, 1235, gab Friedrich ihm eine gleichgültige Besitzbestätigung für Sizilien und 1238 Einkünfte in Brindisi zur Beschaffung weißer Ordensmäntel: das letzte Zeichen kaiserlicher Gnade für den im Sterben liegenden Hochmeister.

Friedrich hat 1231 die Absicht aufgegeben, den Orden für dauernd in seinen beiden fernen Königreichen anzusiedeln. Die letzte große Schenkung für Hermann, die wir nannten, traf den Meister auf dem Wege nach dem heiligen Land. Dies Projekt hatte Friedrich nicht aufgegeben, er hat neben Sizilien auch dort versucht, den Orden anzusiedeln. Wir wissen, dies Land stand im Vordergrund seiner Absichten, als er sich dort aufhielt. Aber er hat auch später noch nebenher sich um die Stärkung des Ordens dort bemüht. Vor dem Aufgeben des sizilischen Planes hat er 1231 dem Orden noch eine Urkunde für Palästina ausgestellt, die letzte. Er hatte ihm dort ein großes Stück unbebauten Landes übereignet, wieder wie vor zwei bis drei Jahren um Accon. Das Land erstreckte sich beim St. Spiritoturm an der Grenze der genuesischen Niederlassung und am Wege, der zum Saphetfluß führt. Auch diese Urkunde stellte Friedrich nicht aus, ohne der großen und gehorsamen Dienste des Ordensmeisters zu gedenken. Das neue Land, das vom Orden bebaut werden sollte, sollte eine wirtschaftliche Stärkung des Ordens im Kampf gegen die Ungläubigen sein. Es ist dieselbe Zeit, da Hermann bei den Lombarden nicht den Erfolg erzielt hatte, den der Kaiser erwartete und erhoffte.

Der Meister ging wieder ins heilige Land. Es wird ganz unzweifelhaft eine wesentliche Entfremdung zwischen dem Kaiser und dem Hochmeister eingetreten sein, wenn das auch nicht der einzige Grund dafür war, daß Friedrich seine Ideen und

Absichten aufgab, die er mit dem Orden gehabt hatte. Auch später noch bis zu seinem Lebensende stand der Hochmeister dem Kaiser treu zur Seite, aber unzweifelhaft trat doch Deutschland jetzt mehr in den Vordergrund seines Interesses, wie er sich jetzt auch mehr nördlich der Alpen aufhielt als früher. Jetzt griff er auf die Kolonisationsaufgabe wieder zurück, mit der er früher im Burzenland gescheitert war. Jetzt erst, 1232, nicht früher, nach dem Aufgeben des sizilischen und palästinensischen Planes erkannte er die Zukunftsbedeutung der baltischen Politik. Mit fiebernder Eile betrieb er sie, 1231 die Gründung der Burg Thorn, 1232 die Gründung der Städte Kulm und Thorn, 1233 die der Stadt Marienwerder. Jetzt wurde er der Bahnbrecher deutscher Herrschaft im Nordosten, der Wegbereiter deutscher Siedlung dort, als der er in unserem Gedächtnis lebt. Den Deutschen war er in den Jahren, da er sich in Sizilien und Palästina bemühte, wesentlich aus den Augen entschwunden, oder ihnen ganz unbekannt geblieben. 1235 sprechen die Marbacher Annalen von ihm als einem homo novus. Er war es ja, der 1235 auserwählt wurde, zwischen Friedrich II. und seinem Sohn zu vermitteln, er war der Hauptbeteiligte. Aber keiner von den Schriftstellern nennt ihn, die sonst das Begebnis berichten, der Eberbacher, die Verfasser der Erfurter und Kölner Annalen. Wie wenig auch der Orden selbst noch die Bedeutung der baltischen Politik erkannte, zeigt doch treffend die Bestimmung, die lange Jahre nach Hermanns Tode erlassen wurde: der Hochmeister sollte immer seinen Wohnsitz im heiligen Lande haben. Nach dem Gesagten scheint es also, als habe für den Kaiser und den Meister neben dem burzenländischen und dem preußischen Plan noch ein dritter bestanden, der der Festsetzung des Ordens entweder im heiligen Land oder in Sizilien. 1235 war endgültig das ungarische Projekt des Ordens gescheitert, und zwar so gründlich, daß an eine Wiederaufnahme dieses Unternehmens nicht mehr gedacht werden konnte. Im folgenden Jahr schon bekam Lübeck jenes Kaiserprivileg, an dem Hermann deutliches Interesse bekundete, und der Hochmeister jene berühmte Goldbulle aus Rimini, die ihm das Kulmerland anvertraute. Beides waren deutliche Zeichen dafür, daß der Hochmeister nun einen neuen Plan verfolgte, den der Ansiedlung im

Nordosten mittels Eroberung, Christianisierung und Besiedlung und mit Hilfe der lübeckischen Macht. Von 1226 ab aber tritt der Plan, der nur ein erstes Fühlen und Tasten war, wieder völlig in den Hintergrund und nun betrieben beide in eben den Jahren, die wir betrachteten, 1226 bis 1231, das mittelmeerische Projekt in Wiederanknüpfung früherer Ideen. Hier kann sich der Meister auf die tatkräftige Hilfe des Kaisers verlassen. Bis auch das aufgegeben wird und der Hochmeister nun endlich den dritten Plan wirklich durchführt, den er 1226 aufgegriffen, dann aber zunächst hatte zurücktreten lassen. Diese einzelnen Projekte des Ordensmeisters, die sich ganz deutlich voneinander trennen lassen, müßten einmal herausgearbeitet werden. Es bedeutet keine Geringschätzung Salzas, wenn man hinsichtlich der Behauptung skeptisch ist, der Ordensmeister habe nach dem Scheitern des ungarischen gleich den baltischen Plan aufgegriffen und habe nur für die nordostdeutsche Ansiedlung des Ordens Interesse gehabt. Das zweite, was neu zu untersuchen ist, ist die Stellung Hermanns als neutraler Dritter zwischen Kaiser und Papst. Wir haben schon oben gesehen, daß er erst Honorius und Gregor nahestand, dem Kaiser wesentlich ferner, daß sich aber nach jenem Acconer Brief das Verhältnis genau umkehrte, der Papst den Orden, den er vorher begünstigt hatte, nun schikanierte. Anfang Januar 1230 näherte sich dann der Papst dem Orden wieder, ohne daß es auf das Verhältnis des Kaisers zum Orden zunächst Einfluß hatte. Gregor bestätigte ihm die Burg Kulm, unterstützte die Brüder im Juni beim Bau Montforts, bei der Eroberung und Christianisierung des Preußenlandes. Man darf Hermann nicht zu sehr und ausschließlich als kaiserlichen Vertrauensmann betrachten. Gewiß war er einer der bedeutendsten, treuesten und uneigennützigsten Helfer des Kaisers. Aber er selbst betrachtete sich doch immer auch als Ratgeber des Papstes, als vermittelnder Dritter und in manchen wichtigen Punkten als Neutraler. Das hat auch der Kaiser gewußt und ihn immer so eingeschätzt, wenn er ihn beispielsweise zu den Lombarden sandte. Er kam dann nicht nur als kaiserlicher Gesandter, sondern auch als Vertreter des Papstes, der ihn ebenfalls auch rein äußerlich in dieser Stellung anerkannte. Das eben macht gerade die überragende und einzigartige Bedeutung des

Meisters als Staatsmann aus. Nicht seine staatsmännische Leistung aber und seine Erfolge als Politiker, über die gestritten werden kann, sind letzten Endes bei ihm für uns das Bewundernswerte. Es ist vielmehr seine große Tat der Gewinnung des Nordostens für das Deutschtum, die er in Angriff nahm, zum Schluß seines Lebens durchführte, nachdem gänzlich andere Absichten teils gescheitert, teils aufgegeben waren.

Im Jahre der 700. Wiederkehr seines Todestages sprechen wir den Wunsch nach einem neuen Bild seines Lebens aus. Es muß die gewaltige Tat des Meisters im baltischen Raum hervortreten lassen, seine gewaltige Leistung für das Deutschtum dort. Sie darf andererseits manches nicht übertreiben, was nicht den Tatsachen entspricht, muß manches ins rechte Licht setzen und in die Erinnerung bringen, was bisher kaum wahrgenommen wurde. Dazu gehört sein Verhältnis zu Lübeck. Hier war er an der Urkunde lebhaft interessiert, aber nicht im Sinne eines so grundsätzlichen Handelns, als wollte er einer so gewaltigen Ostseemacht wie Lübeck die Richtung geben, zu einer Zeit, da der Orden weder einen Handel hatte, noch im Osten irgendeine Macht. Mit Hilfe Lübecks gedachte er für später im Osten selbst festen Fuß zu fassen. Das zweite, was der Korrektur bedarf, ist die Abgrenzung der einzelnen territorialen Pläne des Meisters, die einfache Wahrnehmung der Tatsache, daß zwischen dem burzenländischen und preußischen Plan der sizilisch-palästinensische bestand. Das dritte ist die richtige Erfassung des Verhältnisses Hermanns zu Papst und Kaiser und seine eigenartige Stellung zwischen beiden, die sich deutlich in den Urkunden der beiden Mächte für den Orden widerspiegelt.

DER BRAUNSCHWEIGER STIFTSHERR JOHANNES SCHORKOP UND SEINE BIBLIOTHEK

VON HERMANN HERBST

Der folgende Beitrag stellt eine Probe dar aus einem seit Jahren von mir gesammelten „Repertorium von mittelalterlichen Autoren, Handschriftenbesitzern, Schreibern, Buchmalern, Buchbindern usw. Niedersachsens". Nur in diesem Zusammenhang bitte ich den hochverehrten Jubilar, in dessen Vorlesungen und Seminaren ich als Leipziger Student in mittelalterliches lateinisches Schrifttum und Schriftwesen eingeführt worden bin, diese kleine Probe aus einem ziemlich umfangreichen Material anzusehen und zu werten. Für sich allein gesehen und betrachtet, mag sie nicht allzu bedeutungsvoll erscheinen. Erst die Fülle des Materials, das einmal vorzulegen ich hoffen darf, wird die Vielseitigkeit und den Reichtum niedersächsischen mittelalterlichen Schrifttums erkennen lassen.

Auf den Kanonikus des Braunschweiger St. Blasiusstiftes Johannes Schorkop wurde erstmals meine Aufmerksamkeit gelenkt durch eine Notiz in der zum größten Teil noch ungedruckten Chronik des Benediktinerklosters Klus bei Gandersheim, deren Verfasser Henricus Bodo alias Angelonius ist.[1]) Aus dieser Notiz lassen sich zwei sichere Angaben herauslesen: Schorkop vermachte dem Kloster Klus ein jährliches, von den Benediktinern zu St. Ägidien in Braunschweig auszuzahlendes Legat von zwei Gulden und hinterließ ihm testamentarisch zahlreiche Bücher, vermutlich Handschriften.[2])

[1]) Über diese Chronik und ihren Verfasser vgl. H. Herbst, Das Benediktinerkloster Klus bei Gandersheim und die Bursfelder Reform (1932) S. 8ff.

[2]) Die Notiz befindet sich in cod. 19. 13 Aug. 4° der Wolfenbüttler Bibliothek auf fol. 40^{v} und lautet: De duorum aureorum donatione quotannis sublevanda.

Interea temporis reverendus dominus Joannes Scorcop sacre theologie doctor ecclesie Brunsvicensis canonicus diem vite sue extremum obivit. Hic duos aureos quotannis levandos a patribus sancti Egidii ibidem nobis testamentaria auctoritate delegavit et plurimis libris nostram bibliothecam dotavit anno 1511.

Die letztere Angabe ließ sich rasch überprüfen. Denn die ehemalige Bibliothek des Klosters Klus ist zu einem großen Teil unversehrt erhalten und befindet sich im Fonds der Helmstedter Handschriften der Wolfenbüttler Bibliothek. Dort mußten sich auch die Schorkopschen Handschriften finden, wenn sie sich als solche überhaupt erkennen ließen. Als unzweifelhaft zu diesem Schorkopschen Bücherlegat zugehörig und als sein wichtigster Bestandteil gibt sich der jetzige Cod. Helmst. 542 zu erkennen. Denn er enthält auf fol. 283[r] die folgende, mit der eingangs erwähnten Notiz ziemlich korrespondierende Nachricht:

Liber sancti Georgii in Clusa.

Anno domini MDIX obiit venerabilis dominus Johannes Schorcop / licentiatus canonicus ecclesie sancti Blasii in Bruns-/ wick qui cupiens reficere animas fratrum suorum / in Clusa dedit eis non parvum thesaurum sacrarum / scripturarum ut et anima sua saciari posset vultu / dei suffragantibus orationibus et meritis eorundem fratrum / presentium et futurorum.

Hii sunt libri quos contulit.

4 Nicolaus de Lira super bibliam in quatuor partibus.
5 Passionale sanctorum cum consolatione theologie Johannis de Tambaco.
6 Sermones Pomerii de tempore. Compendium juris canonici Petri Ravennatis.
7 Sermones Pomerii de sanctis cum stellario.
8 Preceptorium Johannis Nider. Expositio psalterii Johannis de Turrecremata.
9 Partes Alexandri de Villa Dei cum aliis multis.
10 Tres vocabularii in uno volumine.
11 Compendium de laniis et maleficiis et aliis.
12 Parvulus philosophie et libri Alberti de anima.
13 Viridarium consolationis quod ego ipse sum 13[us] et mecum commorantur
Ars sermocinandi secundum Thomam de Thuderto,
Penitencia pro singulis peccatis injungenda,
XII questiones de horis canonicis dicendis,
Concessa tempore interdicti,
Dialogus quidam,

Felix cantor Thuricensis contra bechardum et lolhardum,
Tituli librorum diversorum auctorum,
Augustinus de predestinatione divina,
Errores Wickleff,
De invocatione demonum,
Sermo doctoris Hinrici Token in concilio Basiliensi,
De sortibus et sortilegiis et veneficiis,
Epistola Luciferi 146,
Septem adinventiones diaboli,
Capitula biblie versifice,
Marcolfus follus,
Tituli et rubrice summe confessorum,
Decadicon magistri Johannis Clenkok contra XXI errores speculi saxonum.

Dieser Eintrag ist in Klus selbst geschrieben worden, vermutlich bald nach Eintreffen des Büchergeschenkes. Er gibt darüber Auskunft, was damals aus Schorkops Besitz nach Klus gewandert ist. Nicht alle Bücher dieses Verzeichnisses haben sich wieder auffinden lassen; auf die nicht gefundenen will ich zunächst kurz eingehen. Auf Grund der Titel läßt sich mit ziemlicher Sicherheit vermuten, daß es sich bei ihnen um gedruckte Bücher handeln wird, die also nicht im Fonds der Helmstedter Handschriften in Erscheinung treten können. Dazu werden gehören die vierbändige Glosse zur Heiligen Schrift des Nikolaus von Lyra und das Passionale sanctorum des Jacobus de Voragine, dem offenbar des Johannes von Dambach De consolatione theologiae angebunden gewesen ist. Das gleiche trifft zu für des Petrus Ravennas Kompendium des kanonischen Rechts, das auf die Sermones Pomerii de tempore des Minoriten Pelbartus de Temesvar folgt. Von demselben Verfasser folgen noch die Sermones de sanctis und sein Stellarium coronae virginis Mariae. Auch bei den beiden Werken, die unter Nummer 8 vereinigt sind, handelt es sich höchstwahrscheinlich um Drucke, nämlich die Erklärung der Zehn Gebote des Dominikaners Johannes Nider und die Psaltererklärung des Kardinals Johannes von Turrecremata. Dann aber werden die Angaben der Titelliste etwas undurchsichtig. Ob es sich bei dem Doctrinale des Alexan-

der de Villa Dei cum aliis multis um einen Druck handelt, ist nicht zu entscheiden. Auch der Eintrag „Compendium de laniis et maleficiis et aliis" ist in dieser Hinsicht nicht ganz sicher. Vielleicht handelt es sich um ein Exemplar eines der zahlreichen Drucke des ähnlich betitelten Werkes von Ulrich Molitor. Was dann von der Titelaufzählung noch übrig bleibt, sind eindeutig erkennbare Handschriften, mit denen wir uns noch weiterhin zu beschäftigen haben.

Im ganzen zählt das Verzeichnis 13 Nummern, die mit dreizehn Bänden gleichzusetzen sind. Das ergibt sich einmal daraus, daß die Aufzählung sogleich mit Nummer 4 beginnt, also die vier Bände der Glosse des Lyra zusammenfaßt. Zum anderen zeigt es sich darin, daß die letzte Nummer der Liste eine umfangreiche Inhaltsangabe des betreffenden Bandes gibt, ohne die einzelnen Posten besonders zu zählen. Die Aufzählung des Inhaltes dieses Bandes in der Liste läßt bereits erkennen, daß es sich um eine Handschrift handeln muß. Es ist der heutige Cod. Helmst. 542, wie schon gesagt, ein Sammelband mannigfaltigsten Inhalts, der von verschiedenen Händen des 15. Jahrhunderts geschrieben worden ist, auf den ich aber hier nicht näher einzugehen brauche, denn über seinen früheren Besitzer Johannes Schorkop erfahren wir aus ihm weiter nichts.

In dieser Hinsicht weit aufschlußreicher ist die unter Nummer 12 des Verzeichnisses aufgeführte Handschrift „Parvulus philosophie et libri Alberti de anima". Damit identisch ist der jetzige Cod. Helmst. 906 (Heinemann 1008). Ein auf dem Vorderdeckel befindlicher alter Pergamentzettel mit der Bibliothekssignatur E 21 verrät die Herkunft aus Klus. Ein ebenda aufgeklebter alter Pergamentstreifen mit Inhaltsangabe korrespondiert mit dem Eintrag im Bücherlegat. Sie lautet: Parvulus philosophie. Omnes libri Alberti cum commentis. Regimen principum. Disputata libri de anima. Hierzu kommen nun einige uns hier besonders interessierende Schreiberangaben aus dem Innern der Handschrift, aus denen sich ergibt, daß der Kodex in der Hauptsache von Johannes Brunswik d. i. Johannes Schorkop selbst geschrieben worden ist.

Einen Hauptteil des 380 Blätter zählenden Kodex füllt auf fol. 61v—227v die Philosophia pauperum oder philosophia

naturalis, eine auch noch unter anderen Namen gehende Schrift wohl des Dominikaners Albert von Orlamünde, die bis in die neuere Zeit hinein Albert dem Großen zugeschrieben worden ist.[3]) Der Text der Philosophia pauperum ist in unserer Handschrift mit einem umfangreichen Kommentar des Tangermünder Stadtschulrektors Vincenz Varnholt versehen. Wo und wann Johannes Schorkop diesen Text niedergeschrieben hat, ergibt sich deutlich aus seinem Schlußwort auf fol. 227^{v}. Es lautet: Explicit commentum super quin-/tum librum Alberti et per / consequens terminatur totus Alber-/tus in omnibus suis libris / philosophie naturalis cum commento. / Collectus per me Johannem Scor-/cop in Tangermundis a venerabili / rectore schole prefate civitatis / Vincencio Varnholte baccalaureo / artium necnon magistrando / Rostockcensi anno incarna-/tionis domini millesimo quadrin-/gentesimo quinquagesimo septimo / pro quo deus gloriosus sit / benedictus in secula seculorum. / Amen. Auch am Ende des dritten Buches der Philosophia pauperum auf fol. 128^{v} findet sich eine Notiz des Schreibers Schorkop: Explicit liber tertius Alberti per me Johannem Bruns-/wick in Tangermundis anno domini M°CCC°LVI / in estate a venerabili magistro Vincentio de Span-/dow.

Aus diesen Schreibernotizen ergeben sich Angaben zur Lebensgeschichte Schorkops, die um so bedeutsamer sind, als sie von ihm selbst herrühren. Er besuchte demnach in den Jahren 1456 und 1457 die städtische Lateinschule zu Tangermünde, also eine zur Vorbereitung auf den Universitätsbesuch dienende Anstalt. Er mag also damals etwa 16 bis 17 Jahre alt gewesen sein, wird demnach um 1440 geboren sein. Rektor der Tangermünder Stadtschule war damals der Magister Vincenz Varnholt aus Spandau, über den wenig bekannt ist. Er ist im Sommersemester 1446 an der Universität Rostock immatrikuliert worden unter dem Rektorat des Johannes Stammel.[4]) Ein Jahr darauf ist er dort Baccalarius artium geworden. Wo er die Magisterwürde

[3]) Vgl. M. Grabmann, Die Philosophia pauperum und ihr Verfasser Albert von Orlamünde (1918) und neuerdings B. Geyer, Die Albert dem Großen zugeschriebene Summa naturalium (philosophia pauperum), 1938.

[4]) Vgl. A. Hofmeister, Die Matrikel der Universität Rostock. Bd. 1 (1889) S. 78a. Im Sommersemester des folgenden Jahres 1447 wird Varnholt baccalarius, a. a. O. S. 82b.

erworben hat, habe ich nicht ermitteln können, wohl auch in Rostock, da ihn sein Tangermünder Schüler Schorkop als Magistrandus Rostockcensis bezeichnete.[5])

Unsere Handschrift vermittelt uns noch die Kenntnis einer weiteren Schrift des Tangermünder Rektors, nämlich eines Kommentars zu dem Parvulus philosophiae auf fol. 1v—42r. Dieser Parvulus steht in engstem Zusammenhang mit der eben behandelten Philosophia pauperum, aus der er einen Auszug darstellt. Sein Verfasser ist der Dresdener Rektor Petrus Gerticz.[6]) Verfasser des Kommentars ist, wie gesagt, Vincenz Varnholt, und die Niederschrift ist von Schorkop besorgt worden. Diese beiden letzteren Tatsachen ergeben sich aus dem Schlußwort (fol. 42r): Finivi librum, scripsi sine manibus ipsum in jeiunio feria / quarta post letare, hora prima / per me Johannem Brunswick / in Hildensem tunc temporis visitans / a Vincencio collectum. Nicht unmittelbar aus diesem Schlußwort ersichtlich, aber als sicher anzunehmen ist, daß auch dieser Text in der Tangermünder Stadtschule wird behandelt worden sein. Niedergeschrieben ist er von Schorkop während eines Besuches in Hildesheim. Den Schlußteil dieser wichtigen Handschrift füllt endlich auf fol. 231r—380 eine dritte umfangreiche Schrift des Tangermünder Rektors „Tres libri disputatorum vel exercitii de anima", die Schorkop ebenfalls in Tangermünde von seinem Lehrer gehört hat, wie er es redselig in einem Schlußwort verkündet.[7])

Über den hohen wissenschaftlichen Stand der Tangermünder Stadtschule, von dem die soeben behandelte Handschrift ein treffliches Bild gibt, dürfen wir nicht verwundert sein. Daß

---

[5]) M. Grabmann a. a. O. S. 36 möchte Varnholt nicht die Magisterwürde zuerkennen. Wenn ihn sein Schüler Schorkop einmal Magister nenne, so drücke das hier nicht den akademischen Grad aus, sondern bezeichne nur das Amt des Lehrers und Leiters der Stadtschule. Bei O. Krabbe, Die Universität Rostock im 15. und 16. Jahrhundert (1854) kommt ein Varnholt als Rostocker Lehrkraft nicht vor. Ich möchte trotzdem an der Magisterwürde Varnholts festhalten.

[6]) Über den Parvulus philosophiae und seinen Verfasser vgl. M. Grabmann a. a. O. S. 29f.

[7]) Fol. 380r: et sic habetur finis huius exercicii / collectum a Johanne Brunswick / lectum in Tangermundis ubi tunc temporis / Vincencius Varneholte rector erat / scholarum etc.

während des Mittelalters die Mark Brandenburg keineswegs von der Pflege der Wissenschaften ausgeschlossen gewesen ist, hat bereits Priebatsch überzeugend nachgewiesen.[8]) „Über das Schulwesen ist wenig überliefert", mußte er freilich noch zugeben.[9]) Diese Lücke ist durch die Forschungen von K. H. Schäfer ausgefüllt, der eine Unsumme von Nachrichten zum märkischen Bildungswesen beigebracht und an 100 Lateinschulen in fast 90 märkischen Ortschaften in den Jahrhunderten vor der Reformation nachgewiesen hat.[10]) Über Tangermünde hat allerdings auch Schäfer nur spärliche Nachrichten. Um so willkommener müssen uns die Mitteilungen Schorkops aus seiner dortigen Schulzeit sein.[11]) Die Mitteilungen über den Lernstoff, die wir seinen Kollegniederschriften entnehmen können, stützen die Beobachtungen Grabmanns, daß die Philosophia pauperum ein vornehmlich für Schulzwecke angefertigter Auszug aus den naturwissenschaftlichen Schriften Alberts des Großen ist, und erst recht gilt dies für den Parvulus, ein ziemlich ausschließlich für Stadtschulen bestimmtes Textbuch.[12])

Bis etwa Ostern 1457 wird Schorkop die Tangermünder Schule besucht haben. Im Mai desselben Jahres wurde er in Rostock immatrikuliert unter dem Rektor Hinricus Schone.[13]) Und ein Jahr darauf ist er ebenda baccalarius artium geworden.[14]) In der Matrikel ist er als Johannes Scorcop de Bruns(wik) eingetragen. Danach verlieren wir ihn für längere Jahre aus den Augen. In der Kluser Chronik wird Schorkop sacrae theologiae doctor genannt, im Bücherlegat des Cod. Helmst. 542 erscheint

[8]) F. Priebatsch, Geistiges Leben in der Mark Brandenburg am Ende des Mittelalters. In Forschungen zur Brandenburgischen und preußischen Geschichte. Bd. 12 (1899) S. 325—409.

[9]) A. a. O. S. 399.

[10]) K. H. Schäfer, Märkisches Bildungswesen vor der Reformation (1928) und dazu: Neue Funde und Ergänzungen. In: Wichmann-Jahrbuch 2/3 (1932).

[11]) Über nur wenig spätere Nachrichten über die Tangermünder Schule aus den Jahren 1460f. vgl. Herbst, Das Benediktinerkloster Klus a. a. O. S. 82ff.

[12]) A. a. O. S. 53.

[13]) A. Hofmeister, Die Matrikel der Universität Rostock. Bd. 1 (1889) S. 113a.

[14]) Ebenda S. 119a, wo Schorkop als Johannes Starkop aufgeführt wird.

er als licentiatus. An welchen Universitäten er diese akademischen Würden errungen hat, habe ich nicht ermitteln können. An ihrer Richtigkeit zu zweifeln, ist aber keinerlei Anlaß vorhanden. Die beiden genannten Quellen nennen ihn zugleich canonicus ecclesiae sancti Blasii in Brunswick. Damit wird die Stellung bezeichnet, die Johannes Schorkop späterhin nach Beendigung der Universitätsstudien als Lebensstellung eingenommen hat, nämlich die eines Stiftsherren am Braunschweiger St. Blasiusstifte, als welcher er in zahlreichen Urkunden bezeugt ist, von denen einige erwähnt seien.

Erstmalig erscheint er in einer Stiftsurkunde vom 2. Mai 1471, darin das namentlich aufgeführte Kapitel dem Hildesheimer Bischof Ernst die Wahl eines neuen Stiftsdekans, Johann Woldenbergs, anzeigt. Schorkop steht als Mitglied des Kapitels an drittletzter Stelle von insgesamt achtzehn Stiftsherren.[15]) Er ist also im Jahre 1471 noch eines der jüngsten der damals anwesenden Mitglieder des St. Blasiusstiftes und hat dieser Korporation offenbar noch nicht lange angehört. In zahlreichen weiteren Urkunden des Stiftes erscheint er als Testamentar von verstorbenen Mitgliedern des Kapitels.[16]) Im Jahre 1500 fundiert Schorkop am Altar des Apostels Mathias in der neuen Kapelle St. Cyriaci des St. Blasiusstiftes auf den Fall seines Todes eine Commende und dotiert sie mit einer jährlichen Rente von 16 rheinischen Gulden.[17]) Daß Schorkop überhaupt ein sehr vermögender Stiftsherr gewesen sein muß, ergibt sich aus zahlreichen Nachrichten über von ihm getätigte Rentenkäufe beim Rat der Stadt Braunschweig. Auf diese Dinge kann ich hier nicht näher eingehen. Viel wichtiger sind dagegen einige noch zu behandelnde Hinweise, aus denen sich ergibt, daß sich Schorkop auch literarisch betätigt hat.

Die Jahre, in denen er als Stiftsherr in Braunschweig gelebt

---

[15]) Staatsarchiv Wolfenbüttel. Urkunden S. Blasius Nr. 707.

[16]) Ebenda. Urkunde Nr. 766 (Testamentar des †can. Friedrich von Berfelde 1481). Urk. Nr. 793 (Testamentar des †can. Ernst von Grone 1486), Urk. Nr. 817 (Testamentar des †can. Luder Pyper 1489), Urk. Nr. 830 (Testamentar des †can. Johann Hovemester 1491), Urk. Nr. 854 (Testamentar des †can. Johann Glißmann 1495) Urk. Nr. 855 (Testamentar des †can. Cord Swanenflogel 1495).

[17]) Ebenda. Urkunde St. Blasius Nr. 876.

hat, werden ihm Zeit und Gelegenheit gegeben haben, seine Büchersammlung auszubauen, zu der er bereits in Tangermünde den Grund gelegt hatte. Das Bücherlegat an das Kloster Klus gibt uns darüber teilweise Kenntnis. An dieser Stelle wäre noch der jetzige Cod. Helmst. 303 als Bestandteil dieser Bücherschenkung nachzutragen. „Tres vocabularii in uno volumine" enthält er gemäß der Bücherliste unter Nr. 10, je einen Vocabularius de nominibus, de verbis, de particulis. Geschrieben ist der Kodex von Schorkop selbst. Daß die nach Klus geschenkten Bücher seine gesamte Bibliothek dargestellt haben, ist von vornherein nicht anzunehmen. Wenn wir auch über ihren Gesamtumfang keinerlei Vorstellung haben, wenn Schorkop möglicherweise noch weitere Bände außerhalb Braunschweigs verschenkt hat, so sollte man doch annehmen, daß der Hauptteil seiner Büchersammlung in der Bibliothek seines eigenen Stiftes verblieben ist, die sich heute im Fonds der Augusteischen Handschriften der Wolfenbüttler Bibliothek befindet. Leider ist daselbst als alter Schorkopscher Besitz nichts nachweisbar bis auf eine einzige Handschrift, die dafür für die Kenntnis Schorkops um so bedeutsamer ist.

Es handelt sich um den Cod. 19. 6 Aug. 2° der Wolfenbüttler Bibliothek, auf den schon wiederholt von Forschern die Aufmerksamkeit gelenkt worden ist, ohne daß dabei das Verdienst Schorkops ins rechte Licht gerückt worden wäre.

In neuester Zeit hat sich verhältnismäßig eingehend mit dieser Handschrift P. Ludger Meier beschäftigt in einer Abhandlung über den Franziskanertheologen Johannes Bremer und über sein Eingreifen in den Streit um das Wilsnacker Wunderblut.[18]) Dieser Streit hat bekanntlich um die Mitte des 15. Jahrhunderts einen umfangreichen literarischen Niederschlag gefunden, der sich schließlich zu der Frage zuspitzte: Gibt es Reliquien des Hl. Blutes, denen dann natürlich Verehrung zu zollen ist, oder gibt es keine? In letzterem Falle wären dann alle Formen der Verehrung wie Wallfahrten u. a. überflüssig. Die offenbaren Mißbräuche, die sich bei der bekanntesten dieser Reliquien, dem

[13]) Ludger Meier, Der Erfurter Franziskanertheologe Johannes Bremer und der Streit um das Wilsnacker Wunderblut. In Grabmann-Festschrift (1935) S. 1247—1264.

Hl. Blute in Wilsnack, herausgestellt hatten, hatten eine starke Gegnerschaft auf den Plan gerufen, deren Wortführer die Dominikaner waren. Sie konnten sich auf den Hl. Thomas berufen, der in seiner Summa theologiae lehrte, daß Christus bei der Auferstehung alles auf Erden verlorene Blut wieder an sich genommen habe, daß demnach eine Reliquie des Hl. Blutes unmöglich sei. Auf der Gegenseite standen als Verteidiger der Blutreliquien die Minoriten, von denen namentlich Matthias Döring, Johannes Kannemann und Johannes Bremer hervorgetreten sind. Mit den Augen eines Verteidigers mußten diesen Streitfall auch natürlich alle jene Stellen ansehen, die wie Wilsnack im Besitz einer Reliquie des Hl. Blutes waren, deren Wert und Bedeutung sie zunehmend gemindert sehen mußten, je mehr Zweifel an ihrer Wirksamkeit geäußert wurden. Zu diesen mit berechtigter Furcht erfüllten Besitzern einer Blutreliquie gehörte auch das Benediktinerkloster St. Ägidien in Braunschweig. In mehreren Schriften treten hier um 1450 die beiden Magister Johannes Witten und Hermann Bansleben als Verteidiger der Hl. Blutreliquie auf.[19])

All dies erwähnte, im Sinn einer Verteidigung gehaltene Schrifttum findet sich nun gesammelt in dem genannten Kodex, als dessen Besitzer sich Schorkop ausweist. Er hat es aus einem besonderen Grunde zusammengebracht, denn er gibt sich selbst als Verfasser eines Traktats über den gleichen Gegenstand zu erkennen. Diese Schrift befindet sich auf fol. 46^{r}—54^{v} der Handschrift, von Schorkops eigener Hand geschrieben. Das Schlußwort, aus dem sich seine Verfasserschaft ergibt, lautet: Explicit questio de sanguine Christi per me Joannem Schorkopp canonicum Brunswicensem comportata et conscripta anno domini M°CCCC°XCIII tertia feria post festum nativitatis virginis Marie dei matris quam subicio emendationi et correctioni juxta protestationem theologorum fieri solitam et consuetam.[20])

Diese Schrift ist also eine ziemlich späte Behandlung des Gegenstandes, sie fällt bald ein halbes Jahrhundert nach den Trak-

[19]) Über dieses Schrifttum vgl. H. Herbst, Literarisches Leben im Benediktinerkloster St. Ägidien zu Braunschweig. In: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte. Bd. 13 (1936) S. 131—189.

[20]) A. a. O. fol. 54^{v}.

taten der oben genannten Minoriten wie auch der Braunschweiger Benediktiner. Aktuelles Interesse wird, wenigstens in Braunschweig, die darin behandelte Frage kaum noch gehabt haben. Welcher unmittelbare Anlaß zu der Behandlung dieses Themas geführt hat, ist nicht ersichtlich. Schorkop macht sich noch einmal an die Behandlung der Grundfrage, die die Quintessenz des Streites um die Blutreliquien darstellt: Queritur utrum totus sanguis Christi qui per eum effusus est pro humana redemptione, ad corpus eius redierit in sua resurrectione. Wie schon ausgeführt, hatte der Hl. Thomas diese Frage bejaht und damit die Blutreliquien verworfen. Mit dieser Ansicht beschäftigt sich Schorkop zunächst: Opinio multorum est quod totus sanguis, in eius passione pro redemptione humani generis effusus, fuerit in resurrectione Christi reassumptus. Die Argumente dieses Hauptgegners, die auch der Kardinal Johannes de Turrecremata in neuerer Zeit zu den seinen gemacht hatte, legt Schorkop in der üblichen scholastischen Weise zunächst dar, um sie dann zu zerpflücken. Er selbst gelangt dann zu einer Verneinung der aufgestellten Quaestio: „sic non est totaliter reassumptus (sc. sanguis Christi) in resurrectione, sed tantum quantum sufficiebat ad gloriosi corporis perfectionem et decorem." Die Begründung für diese Entscheidung entnimmt Schorkop natürlich älteren Schriften, die sich in diesem gleichen Sinne geäußert haben und über die er uns auch unterrichtet. Es handelt sich um einen Sermo des Minoriten Franziskus de Mayronis über das Heilige Blut und dann vor allem um die Schrift De sanguine Christi des Minoriten Francesco della Rovere, des späteren Papstes Sixtus IV., auf die Schorkop zuletzt ausdrücklich hinweist.[21]) Es ist nicht unwichtig zu betonen, daß Schorkop in seinem Traktat nicht etwa Bezug nimmt auf die in seiner Sammelhandschrift befindlichen Schriften über denselben Gegenstand.

Dieser Quaestio de sanguine Christi, die in der Foliohandschrift neun Blätter umfaßt, geht ein weit umfangreicherer Traktat auf fol. 1^r—44^v vorauf, der ein nicht minder oft behandeltes Thema betrifft, die unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria.

[21]) Über Sixtus IV. und seine Stellung in diesem Streit vgl. L. Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Bd. 2 S. 200, 407, 409.

Ein Verfasser ist nicht angegeben, es kann aber nicht zweifelhaft sein, daß er ebenfalls von Schorkop herrührt. Von seiner Hand ist er niedergeschrieben, seine ganze Haltung auch in dieser Streitfrage ist die gleiche wie bei dem vorgehenden Thema, seine Quellenbenutzung, die eigene bescheidene Zurückhaltung oft mit den gleichen Worten, wie es das sogleich mitzuteilende Schlußwort bereits erkennen läßt. Es lautet: Et per hoc presens tractatus de virginis Marie immaculata conceptione finem habet quem / premissa laudabili et consueta theologorum protestatione ad laudem omnipotentis dei et / matris eius sanctissime ut premissum est, ex doctoribus quos ad hoc habere potui comporta-/vi. Si quid autem in premissis erroneum dixissem, id simpliciter casso revoco anullo / et pro non dicto habere volo, subiciens presens opusculum pie correctioni illius vel illorum ad / quem vel ad quos de jure competit et spectat ipsum emendare. Deo gratias 1487. / Finit tractatus de immaculata virginis Marie conceptione anno / domini millesimo quadragentesimo octuagesimo septimo ipso die sancti / Michaelis. Deo gratias et matri eius.

Fertiggestellt ist der Traktat im Jahre 1487, also nur wenige Jahre nach der 1483 erlassenen Konstitution Papst Sixtus' IV.[22]), die eine Entscheidung von höchster Stelle in dem schon Jahrhunderte währenden Streite über die unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria brachte. Wie in dem Streite um das Blut Christi waren zuletzt die Fronten auch hier dieselben, hier Dominikaner dort Minoriten. Die Gegner des Dogmas, die Dominikaner, werden in dem Schreiben Papst Sixtus' IV. deutlich gekennzeichnet. „Nonnulli, ut accepimus, diversorum ordinum predicatores in suis sermonibus ad populum publice per diversas civitates . . . affirmare hactenus non erubuerunt et quotidie predicare non cessant, omnes illos qui tenent aut asserunt, eandem gloriosam et immaculatam Dei genitricem absque originalis peccati macula fuisse conceptam, mortaliter peccare vel esse hereticos . . . sed et prefatis predicationibus non contenti, confectos super his suis assertionibus libros in publicum ediderunt." Das Urteil des Papstes über diese lautet: Reprobamus et damnamus, und diese Stellungnahme ist nicht verwunderlich,

[22]) Extrav. commun. lib. III tit. XII. c. 2 „De reliquiis et veneratione sanctorum".

da Sixtus selbst Minorit war, der seine berühmteste Schöpfung, die Sixtinische Kapelle, ausdrücklich der unbefleckt Empfangenen geweiht hatte. Und so ist wohl schon klar, in welchem Sinne Schorkop seinen Traktat über diesen Gegenstand wird abgefaßt haben. Wie schon im Streit um das Blut Christi steht er auch hier auf der bejahenden Seite und gibt dem schon im Vorwort einen deutlichen Ausdruck.[23]) In vier größere Abschnitte zerfällt der Traktat Schorkops[24]), von denen der zweite eine Darstellung der positiven Lösung der Streitfrage im Sinne der päpstlichen Entscheidung gibt, der sich Schorkop natürlich anschließt. Die Meinung der Gegner und ihre Widerlegung enthält der dritte Abschnitt. Näher auf diesen umfangreichen Traktat einzugehen, ist hier nicht der Raum, und es lohnt wohl auch kaum die Mühe. Denn Neues zu bringen, lag nicht in der Absicht des Verfassers. Nur noch in einer Hinsicht ist dieser Traktat nicht unwichtig, daß er nämlich erkennen läßt, welche umfangreiche Belesenheit Schorkop aufweist. Daß er all die Schriften kennt und womöglich in seiner Bibliothek besessen hat, die vor ihm über den von ihm behandelten Gegenstand geschrieben worden sind, wird uns nicht mehr überraschen, nachdem uns der Cod. 19. 6 Aug. 2° seine Arbeitsweise bei einer anderen Frage gezeigt hat. Des Franciscus de Mayronis tractatus de conceptione virginis, oder des Petrus de Candia quaestio de virginis conceptione, oder des Petrus Aureoli Schrift über diesen Gegen-

[23]) Fol. 1v: Premissa igitur laudabili theologorum protestatione in omnibus et per omnia ad omnipotentis dei et ad dicte virginis precelse laudem et gloriam, ego in hoc opere de virginis conceptione locuturus, non mei est propositi quodcumque provocare aut commovere. Nec me ipsum qui modicus sum ingenio atque doctrina ostentare sed ad utilitatem meam et michi similium doctores de materia conceptionis virginis gloriose loquentes et ipsam sine originali peccato conceptam dicentes, labore aliquo quantum possum comportare.

[24]) Fol. 1v: Curavi igitur hoc opus in 4 distinguere partes. In prima parte quandam historiam de conceptione virginis gloriose editam secundum doctores theologos in et ex quibus ipsam fundatur declaraturus. In secunda parte auctoritates et rationes quibus virgo sine originali peccato a doctoribus probatur adducturus. In tertia parte auctoritates cum quibusdam rationibus quibus ipsa ab aliis doctoribus in originali concepta asseritur cum solutionibus earundem subiuncturus. In quarta parte tenores duarum bullarum concilii sc. Basiliensis et domini Sixti pape quarti de dicta virginis conceptione notabiliter loquentes ultimo posituras.

stand oder schließlich des Dominicus Bollanus quaestio de virginis conceptione zitiert er besonders häufig als Spezialliteratur, und nicht minder häufig dienen ihm Johannes Duns Scotus mit seinem Sentenzenkommentar, desgleichen Michael de Mediolano mit seinen verschiedenen Predigtwerken als Autoritäten. Nikolaus de Lira, Johannes Gerson, Johannes de Turrecremata, des Petrus de Candia Sentenzenkommentar, des Guillelmus Altisiodorensis Summa de officio werden von Schorkop benutzt, um nur einige der öfters zitierten Werke zu nennen. Und nicht uninteressant ist es festzustellen, daß er auch den Sentenzenkommentar des Minoriten Nikolaus Lakemann benutzt hat. Die Benutzung gerade dieses jungen Werkes beweist, daß Schorkop durchaus selbständig gearbeitet hat und seine Kenntnis der älteren Schriftsteller nicht bloß auf Zitaten aus anderen Autoren beruht.

Zum Schluß kann ich auf eine dritte Schrift Schorkops wenigstens noch einen Hinweis geben, da sie selbst offenbar nicht mehr erhalten ist. Sie hat sich voreinst ebenfalls in der Bibliothek des St. Blasiusstiftes befunden. Aus den Jahren kurz vor deren Abwanderung nach Wolfenbüttel ist ein im Jahre 1602 von Paul Chemnitz angelegter handschriftlicher Katalog dieser Bibliothek überliefert[25]), darin folgende Handschrift verzeichnet steht: „Repertorium super disputatione primi sententiarum M. Stephani Burlifer per Joh. Schorkop canon. Brunsv. elaboratum. 4°. Repertorium textus formalitatum eiusdem".[26]) Es ist wohl niemandem zweifelhaft, daß wir es hier mit unserem Braunschweiger Stiftsherrn zu tun haben, der sich nach der obigen Angabe mit Schriften des Minoriten Etienne Brulifer beschäftigt hat, der zu Ausgang des 15. Jahrhunderts Professor der Theologie zu Paris gewesen und um 1496 verstorben ist. Leider sind meine Bemühungen, den Verbleib dieser Handschrift festzustellen, ohne Erfolg geblieben. Nach Wolfenbüttel ist sie jedenfalls nicht gekommen.

Ein stilles Gelehrtenleben ist vor unseren Augen abgerollt, das nach der eingangs aufgeführten Nachricht im Jahre 1509 aus-

[25]) Gedruckt bei H. Nentwig, Das ältere Buchwesen in Braunschweig (1901) S. 52ff.

[26]) A. a. O. S. 53.

gelöscht ist. Umhegt von den Mauern des reichen St. Blasiusstiftes, oder des St. Ägidienklosters, oder des Minoritenkonvents haben in Braunschweig so wie Schorkop noch eine Reihe anderer gelehrter Männer still ihr Leben verbracht, von denen heute kaum noch der Name bekannt ist, von denen aber wie im Falle Schorkop ihre Schriften noch Zeugnis ablegen. Und diese verraten uns etwas von dem geistigen Ringen jener Zeit, von den Ausstrahlungen der Kämpfe in den geistigen Metropolen jener Zeit bis in die Provinz: Minoriten und Dominikaner, oder Scotisten und Thomisten, oder beide als Realisten den Nominalisten gegenüber usw. Schorkops Stellungnahme ist in seinen Schriften bescheiden aber eindeutig gekennzeichnet. Er ist ausgesprochen Scotist. Im Sinne dieses Meisters Johannes Duns Scotus entscheidet er sich in den Streitfragen über die Blutreliquien, über die unbefleckte Empfängnis der Jungfrau Maria. Die Schriften des Scotus und seiner wichtigsten Schüler, des Franciscus de Mayronis, des Petrus de Aquila, des Hugo de Novocastro u. a. dienen ihm als Stütze seiner Beweisführung, während er die Ansichten der Dominikaner verwirft. Seine Schrift über die Blutreliquie erhält im Katalog der Bibliothek von St. Blasius des Paul Chemnitz ausdrücklich den Zusatz „contra magistrum Johannem de Turrecremata". Wieweit Schorkop den Minoriten verbunden ist, ergibt sich daraus, daß er sogar den Sentenzenkommentar des Nikolaus Lakmann kennt, den er selbst sicherlich in einer Handschrift kaum besessen haben wird. Die Kenntnis dieser Schrift hat er wahrscheinlich im Braunschweiger Minoritenkonvent erlangt, der eine ausgezeichnete Bibliothek besaß und über den wir hoffentlich noch einmal von berufener Seite ausführlich unterrichtet werden. Hier hat Schorkop vielleicht auch Kenntnis erlangt von den Schriften des Minoriten und Scotisten Stephanus Brulifer.

DAS BUCH DER HEILIGEN DREIFALTIGKEIT

EINE DEUTSCHE ALCHEMIE AUS DEM ANFANG DES 15. JAHRHUNDERTS

VON W. GANZENMÜLLER

Das Germanische Museum in Nürnberg besitzt in dem „Buch der heiligen Dreifaltigkeit" wohl das älteste, uns erhaltene alchemistische Werk in deutscher Sprache. Gleich nach der Erwerbung hat Peters 1893 in den „Mitteilungen des Germ. Nationalmuseums"[1]) darauf hingewiesen und einiges daraus veröffentlicht. Doch galt sein Interesse vorwiegend den „ewigen chemischen Wahrheiten, die aus den theosophisch-alchemistischen Unwahrheiten und Hirngespinsten herausgesucht" werden konnten. Inzwischen hat die Forschung einen andern Standpunkt gefunden: heute wissen wir, daß ein Denkmal der Vergangenheit sich uns nur erschließt, wenn wir es als ein Ganzes aus dem Geist seiner Zeit betrachten und vor allem wissen wir, dank den Forschungen von Lippmanns, Ruskas und anderer, daß eben in den „alchemistischen Hirngespinsten" wichtige Aufschlüsse über die Geistesgeschichte und die seelische Haltung früherer Zeiten zu finden sind. Und gerade das „Buch der hl. Dreifaltigkeit" verspricht wegen seiner Eigenart eine besonders reiche Ausbeute.

Die Handschriften

Als das Buch 1893 auftauchte, war es eine völlige Neuentdeckung. Keine Geschichte der Alchemie wußte etwas von ihm. Das ist um so merkwürdiger, als es früher eine ziemliche Rolle gespielt haben muß. Im 16. Jahrhundert war es wohl bekannt. In der Cheiragogia Heliana des Nicolaus Niger Hapelius[2]), wo allerhand alchemistische Bücher erwähnt werden, heißt es: „Addam et aliud (testamentum) monachi monstrosis-

[1]) Mitteilungen des Germ. Nationalmuseums 1893 S. 98ff.
[2]) Theatrum Chemicum Straßburg 1659 V S. 281.

simi Franciscani, qui ad Burggravium Fridericum, marchionem Brandenburgensem anno 1419 scripsit Constanciae tractatum Germanicum: sed impressus liber non est multis de causis. In eo Tincturae metallorum et gemmarum multiplices continentur et arcana multa. Compendium Friburgi Brisgojae olim acceptum Leonardus Turniserus in arce Kussenbergica amisisse se questus est, sed eo adhuc vetustius exemplar extat in Bibliotheca Schobingeriana S. Galli, cui medicum nobilissimum Dn. Sebastianum Scobingerum a morte clarissimi viri, agnati ejus, Dn. Bartholomaei, J. U. D., praeesse memini."

Danach kennt Happel 1. ein Exemplar in der Schobingerschen Bibliothek, 2. ein Compendium, eine gekürzte Ausgabe, die eine Zeitlang im Besitz Thurneißers war. Die Burg, auf der er es verlor, ist wahrscheinlich die im Amt Waldshut gelegene Küssaburg, damals im Besitz der Grafen von Sulz. Möglicherweise geht dieses Compendium auf den Verfasser des Buchs der hl. Dreifaltigkeit zurück; dieser hat nämlich, wie er selbst angibt[3]), „ein ußgeschrift", also einen Auszug, für Kaiser Sigmund verfertigt. Doch kann natürlich auch ein anderer das umfangreiche Werk verkürzt haben.

Das Exemplar der Schobingerschen Bibliothek ist heute noch in der Stadtbibliothek St. Gallen, der alten Vadiana, vorhanden. Es ist die Nr. 397 und umfaßt 423 Blatt Papier von der Größe 171 : 216 mm, in Pergament mit Lederrücken gebunden. Dieser trägt die Aufschrift: „Liber Trinitatis fratris Almanni 1623". Wenn das die Jahreszahl der Niederschrift sein sollte, so könnte dieses Buch nicht das „eo adhuc vetustius exemplar" des Hapelius sein. Wie mir die Bibliotheksverwaltung mitteilte, ist über Alter und Herkunft des Buches nichts bekannt. Der Schriftcharakter und das am häufigsten vorkommende Wasserzeichen — Ochsenkopf mit Schlangenstab zwischen den Hörnern — weisen aber deutlich auf das 16. Jahrhundert[4]).

---

[3]) GM S. 108.

[4]) Briquet, Les filigranes III S. 715: „Ce n'est que par suite d'un emploi tardif qu'on rencontre ci et là quelques feuilles de papier à cette marque dans les premières années du XVII[e] siècle." Außerdem besitzt die Bibliothek eine mir nicht zugänglich gemachte Bilderhs. des 15. Jahrh., die das „vetustius exemplar" sein dürfte.

Wie noch zu zeigen sein wird, bietet diese verhältnismäßig junge Hs. einige interessante Aufschlüsse, die den älteren nicht zu entnehmen sind. Vollständige Exemplare aus dem 15. Jahrhundert befinden sich je eines in München (CGM Staatsbibl. 598 [M]) und Wolfenbüttel (W) (433 Helmstedt), Berlin Kupferstichkabinett cod 78 A 11, Dresden Staatsbibl. (Kat. III, 110), Bruchstücke in Heidelberg (H, Pal. Germ. 843 fasc. 3) und Donaueschingen (Nr. 811). M und W sind wie GM mit Bildern versehen, die in M sehr sorgfältig, in W einfacher ausgeführt sind. Hier fehlt auch das Bild der Krönung Mariae. Am rohesten sind die Bilder in GM, während hier den Abbildungen der Apparate mehr Sorgfalt gewidmet ist als in den andern. Die beiden Bruchstücke enthalten keine Bilder, doch ist Raum dafür freigelassen. GM, M und D enthalten keinen Hinweis auf den Namen des Verfassers, H trägt die gleichzeitige Überschrift: Liber trinitatis fratris Almanni Ordinis minorum philosophi optimi, id est opus lapidis Phisici trium ordinum", W von einer Hand des 16. Jahrhunderts die Bemerkung: „Liber Trinitatis fratris Almanni Ordinis minorum, qui fuit sanctissime vite et sepius est visus deum in visu hominis."

Verhältnis der Handschriften

Die älteste Hs. dürfte die des Germ. Museums sein. Sie ist die einzige Pergamenthandschrift. Die Hauptmasse des Buches, fol. 2—309, ist zweispaltig beschrieben, die Schrift ist bis S. 97 klein und zierlich, die Tinte blaß. S. 98 beginnt mitten im Text, bei einer neuen Lage Pergamentblätter, eine größere, kräftigere, weitläufigere Schrift, von der nur 33 Zeilen auf die Seite gehen (vorher 34). Die Tinte ist dunkler. Von S. 238 an sind, wie die Löcher am Rand verraten, schon einmal eingebundene Blätter verwendet worden. Die Schrift ist der zweiten sehr ähnlich, nur noch schlichter, straffer, könnte aber von derselben Hand sein. Die Tinte ist wieder blasser, das Rot der Initialen trüber.

In ganz anderer, der Kursive sich nähernder Schrift ist auf der Rückseite von fol. 1 folgende, vorwortartige Bemerkung eingetragen: „Diczs buch ist kein newer glaube, es ist ein groszer erkentnusse gotes und seiner gebenedicten muter. Von mynes meisters wegen wor mir gefraget ist do habe ich gesprochen also mir von meinem meister zu vernemen worden ist, das mein

meister diczs buch der heiligen dreiualtikeit usz keinem buche nicht hat, es ist niendart uszgestudiret vnd usz keinem buch hat er es nit geschriben wenn got vater sun heiliger geist der hat es im ingegeben wann der lauff des himels stund also dar hat er es ausz der gabe des heiligen geistes geschriben." Die Schrift findet sich an vereinzelten Stellen auch in den späteren Partien des Buches, erstmals fol. 241, aber immer sind es nur wenige Worte oder Buchstaben zur Verbesserung des Textes. Auch das fol. 319f., den beiden letzten Seiten des Buches, gegebene Rezept zur Herstellung eines heilkräftigen Balsams, das mit dem übrigen Inhalt des Buches in keinem Zusammenhang steht, dürfte von derselben Hand stammen.

Eine dritte Schrift weist die fol. 310 stehende Betrachtung über die unbefleckte Empfängnis Mariae auf. Das Blatt ist in der ganzen Breite beschrieben, die Schrift macht einen altertümlichen Eindruck, zeigt z. B. die im 14. Jahrhundert übliche Form des A. Inhaltlich steht sie insofern im Zusammenhang mit der alchemistischen Schrift, als auch dort die als chemisches Sinnbild dienende unbefleckte Empfängnis eine große Rolle spielt:

> „der orden helt dass Maria vntfangen vnd geborn ist an alle erbsunde. das ist wol zu glauben daz sanctus franciscus mer liplicher heiliger wunderwerck vntfangen hat von got wann andere heiligen, got gab im vor allen heiligen sein heiligen funf wunden . . ."

Schließlich stehen fol. 311—318, ebenfalls in einer Schrift des 15. Jahrhunderts, eine Reihe alchemistischer Rezepte, die sich mit den im Hauptwerk gegebenen eng berühren, aber doch gewisse Verschiedenheiten aufweisen. Die Zeilen gehen auch hier über das ganze Blatt und sind wohl infolge Raummangels sehr eng aneinandergerückt.

Diese Verschiedenheit der Schrift beweist, daß GM nicht das Original ist. Dazu kommen aber noch zwei inhaltliche Momente: In den späteren Teilen des Werkes finden sich Hinweise auf frühere Stellen, die nicht vom Verfasser selbst stammen können, sondern offenbar Randbemerkungen waren, die vom Schreiber in den Text aufgenommen worden sind. So heißt es z. B. S. 210: „dis ist also he in dem buche schrift (= schreibt), wan die toten leichnam sind vorfulet: putrefactio, so tut man si us den grafen, distillacio", womit Bezug genommen wird auf GM 70:

„wan die toten leichnam sind verfaulet, so zewcht man sie aus den graben". Die S. 56 gegebene Vorschrift zur Herstellung des grünen Löwen aus der blume cuperose wird 214 „erläutert" durch die Worte: „Nota die blume cupperose vitriolum grün versteet vor salpeter weiß vitriolum her meinet romanum bloe vitriolum." 216 heißt es: „vernemet ir noch nicht den groszen werkmeister der kunst, also er schreip in des buches cleine werke, fanget wein far gellewachtig", was sich ebenfalls auf eine Stelle S. 56 bezieht.

Sodann stößt man in GM häufig auf verdorbene Stellen, die zweifellos dem Abschreiber zur Last zu legen sind. Manchmal läßt sich feststellen, daß andere Hss. einen besseren Text haben. Man vergleiche z. B.:

W 133 und nemt almal ungenüczet new aq fortis daz zwir so swere ist allz mercurius Daz des wassers windez kraft zwir oder drey in mercurio coaguliret allz vor geleret ist jo allz daz wassers windez kraft mer in mō getrenket ist allz er ye bestendiger in allen fewern ist.

GM 124 wenn nicht all noch unbenucze newe frische aqua fortis jo alle zeit das czwer also swer es also der mercurius das wassers windes craft czwir ader drey in mercurio coaguliret es also hir vor geleret ist jo des wassers windes craft mer in mercurio getrencket ist jo her bestendiger ist.

W 140 siburger oder walleberger krawsen

GM 131 sebrugisch ader waldwergisch krewse

W 184 frawlich olei

GM 176 fronlich olei

W 234 per descensum

GM 224 per dissensum

W 240 daz ez sünde ist zu nennen nymant sal ferrer reden

GM 229 das is war sunde ist zu nemen nyemant sal fereden.

Auffallend ist auch, daß die Schreibung der in den späteren Teilen gelegentlich auftretenden niederdeutschen Worte zum Teil ganz sinnlos entstellt ist[5]). Auch das kann nur auf einen

[5]) 201 dicz ist die gulden ercze roit ronk (statt rook, rauch), uter erczen roit guldein (statt ut der e.) 202 bonen statt boven, uten wonden statt ut den wonden. 203 ysset statt is et 204 durch girichliben schad (Vad. richtig durch gyrigklichen schatz) usw. Die Erklärung für das Vorkommen nd. Worte s. u.

Abschreiber zurückgehen, dem die Bedeutung dieser Worte fremd war.

Noch weniger können W oder M als Original betrachtet werden. Beide umfassen fol. 2—318 von GM, sind also erst zu einer Zeit geschrieben, als man die verschiedenen, in GM enthaltenen späteren Einträge für zusammengehörige Teile des Werkes hielt[6]).

Die in GM häufige altertümliche Umschreibung der einfachen Zeiten durch sein mit dem Part. Praes. (ist ferben⟨de⟩) hat W durch die einfache Form ersetzt, die niederdeutschen Ausdrücke meistens beseitigt, manchmal freilich dadurch, daß er sie ohne Rücksicht auf den Sinn einfach weggelassen hat[7]); ebenso W 234: ⟨diß ist daz mere aller medicinen reiner fliessen in ain wo GM 223 hat: „das gancze mer, do alle riuer uszgefloszen sint"⟩. W 249: derselben tugent grada daraus scheinet bey VII graden under VII grad wil si nicht sein, GM hat richtig „beyneden (unter) VIj graden und uber syben graden wil si nicht sein", d. h. sieben Grad sind die obere Grenze des Verfahrens. Auch das Wort river ist mißverstanden worden.

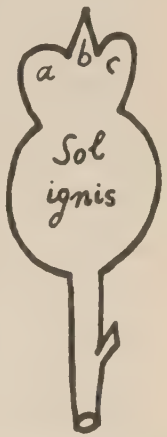
Das Heidelberger Bruchstück unterscheidet sich von allen bisher besprochenen Hss. dadurch, daß es die bekannten Planetenzeichen sowie das Zeichen ♁ für Schwefel verwendet. Zahlreiche erklärende Bemerkungen sind hinzugesetzt, so steht z. B. über dem Wort „buch" S. 4 „lapidem", d. h. der Schreiber erblickt in dem, was der Verfasser über sein Buch sagt, einen sinn-

[6]) Das Exemplar der Münchner Staatsbibliothek war zur Zeit meines Münchner Aufenthalts anderweitig belegt und stand mir nur für wenige Stunden zur Verfügung, so daß ich nur Stichproben zur Textvergleichung anstellen konnte. Danach scheinen sich W und M sehr nahe zu stehen. Die Wolfenbüttler Hs. konnte ich auf der Karlsruher Landesbibliothek, die Nürnberger und die jüngere St. Galler sogar an meinem Wohnort benutzen, ein Entgegenkommen, für das ich den betreffenden Bibliotheken zu besonderem Dank verpflichtet bin.

[7]) Vgl. z. B. W 211: wurk ... mit sulich wirm allz di sunn und daz ertrich gibt, so solviret disen sublimirten stain den ir hangen findet vrisch aufgeflogen aus der erczten (!) rot guldin und solviret ez und in ain olej faist gekochet, dan so tut ez in ain so dicks glaz, das olei dez scharffen stains nicht dürchel freß. Und dann in dem glaß versigelt in cum sigillo hermetis usw. mit dem S. 100 mitgeteilten Text von GM. Nicht nur ist der Anfang verdorben, sondern das Salz (solt) wird ganz unterschlagen!

bildlichen Hinweis auf den Stein der Weisen. Auf andre Stellen des Buches verweist er durch das Zeichen ◻—.

Dies alles findet sich auch in Vad., dessen Schreiber also seinem Text eine Hs. des Heidelberger Typs zugrunde gelegt haben muß. Daneben hat er aber noch eine zweite Hs. benutzt, deren Lesarten er, je nachdem er sie für besser hielt, in den Text aufgenommen oder über die Zeile gesetzt hat. Einige Male sagt er bei Anführung solcher Varianten ausdrücklich: „Alter textus sic habuit" oder „alibi sic stetit". Dabei gibt er in zwei Fällen die Lesart von GM am Rand. Ganz am Schluß steht in Vad. das in den anderen Hss. nicht enthaltene, am Anfang auch verdorbene Datum: „Gebenn in die Sci. Bernhardi tausent VIIJ und IX (aus vierhundert XIX entstanden?) die jovis hora martis humilitas in scorpione. In alio vero loco sic explicit liber sancte trinitatis quarto gradu decimo minuto anno dmi. 1433 in Kattelsburg[8]) finitus in hora nona immediate." Auch weist die Hs. auf Bilder hin, die in GM nicht vorhanden sind, so: haec est figura viridis leonis (zu GM 150) und „sequitur figura tonitrui". Ferner gibt sie zweimal, 351 und 371, nebenstehende Figur:



Den Worten: „also habent dise magistri nicht getan" (GM 8) fügt H hinzu: „diese magistri, als der Huß und seine gesellschaft".

Auch Vad. trifft bei seinen Abweichungen von GM nicht immer das Richtige: statt des ihm wohl fremd gewordenen altertümlichen bekorunge (Anfechtungen) setzt er das sinnlose bekerung. „Schuchschmeer" werden auch die Alchemisten nicht zur Reinigung der Arseniks benutzt haben; „kvschmeer" (Rindstalg), wie GM schreibt, dürfte dienlicher gewesen sein. Das Mißverständnis ist wohl daraus entstanden, daß von der durch die Unreinigkeiten des Arseniks verursachten schwarzen Farbe die Rede ist. Einen komischen Beigeschmack hat es, wenn er den Verfasser klagen läßt, daß er die bösen Zeiten „frieren" mußte,

[8]) Die Cadolzburg, der Sitz Johannes des Alchemisten, s. meine Alchemie im MA., Paderborn 1938 S. 110.

während er in Wirklichkeit sagt, er habe „vieren" (feiern) müssen[8a]).

Die Handschrift des Germanischen Museums

Mit Rücksicht auf das eben geschilderte Verhältnis der Hss. müssen wir GM als die älteste betrachten. Damit gewinnt das oben schon erwähnte Vorkommen niederdeutscher Wortformen eine erhöhte Bedeutung. Sieht man genauer zu, so bemerkt man, daß sie über das ganze Buch verstreut sind. Sie beginnen gleich S. 2 mit den Worten schall und schullen. Ader für oder, trewge für trocken, her für er, copper, roet oder roit, van sind überaus häufig. Auffallend ist, daß an gewissen Stellen niederdeutsche Worte und Formen besonders stark auftreten. So steht S. 166 ment, quam und quemen, hat uns gelernet, wir enton nicht, daz wir dir verurteilen, daz dir alle menschen mußen uberwinden. S. 184 was ich dir lernen wil, waen, frede, umbe zu vorfullen mite (um damit zu erfüllen). 201 überwiegen sogar die niederdeutschen Formen:

> dicz ist die gulden ercze roit ronk (= rook, rauch), dar in den haren der metallen steit auf geschriven. vorborgen ungersch roit genomen So tut wan id (= it, es) allerbest do (= to) vangen und tu werken is also einst die sonne der luft und alle ertriche wermede gift, so solviret diesen sublimierten stein, den gy hangen vinden vrisch op gevlogen uter (= aus der) erczen roit guldein, also he solviret is und in ein olei vet gekochet is, so gevet ene in j alto dicke j glas, dat die olei des steines scharpfe solt (salz) nicht dorch verteren mach j, hir umbe muet vrisch eirst untfangen sin, dar gy en hangen vinden, wan he lange hangende ⟨was?⟩ so muchte sin scharppe solt von in dissolviren, darumbe sulle gy en vorhen vrisch congeliren, als he nu in dem glase is, so versigelt in do cum sigillo hermetis in dem glase en stettet (= settet), dar he halbe (= habe) fleischliche natürliche hicze nit heiczer sol he stein ein umbegandes jar."
>
> Viel Niederdeutsches findet sich ferner auf S. 202: bonen (= boven) du wandelne (zu wandeln), verstaet, vele, tu, ader, droge. S. 203: hort (gehört) tosamen, uten wonden (aus den wunden), moget, meyde (mede, mit), he schryft, de bat (desto besser). S. 204: tu verdumen (zu verdammen), schat und schad (schatz), bet (besser), affgaet, untfaet, steit afgeschriben, ysset (= ist es). Ferner sind S. 205 und 206, 210 und 211 besonders reich an derartigen Formen, doch dürften die angeführten Beispiele genügen.

[8a]) Vgl. die S. 143 wiedergegebene Stelle.

Eigentümlicherweise finden sich daneben aber auch noch Spuren süddeutscher Mundarten, so das alemannische chomen für kommen[9]), chein für kein[10]), chrone für krone[11]), ferner das schwäbische geit, leit, steit[12]), was allerdings auch als Rest mittelhochdeutscher Schreibung angesehen werden könnte. Für Dienstag gebraucht er gelegentlich auch die südwestdeutsche Bezeichnung zinstag und einmal sogar das bayrische ertag[13]). Spuren bayrischen Einschlags verraten auch die schon im ersten Buch vorkommende Schreibung stain und das besonders gegen den Schluß hin häufiger auftretende anlautende p für b.

Nimmt man noch das ziemlich häufige Vorkommen fränkischer Schreibung (Vermischung von b und w) hinzu, so ergibt sich eine so bunte Mischung von Mundarten, daß man sie nicht aus der Stammeszugehörigkeit der beiden Schreiber erklären kann, zumal da bei dem zweiten Schreiber sich alle geschilderten Eigentümlichkeiten finden. Ich möchte vielmehr annehmen, daß der Verfasser selbst Niederdeutscher von Geburt war. Daß ihm bei so häufig gebrauchten Worten wie schall, ader, van niederdeutsche Formen in die Feder geflossen sind, ist ganz begreiflich. Andrerseits hat während seines Konstanzer Aufenthalts wohl auch der Sprachgebrauch seiner alemannischen Umwelt Einfluß auf ihn gewonnen, die Angehörigen der Bettelorden mußten ja wegen ihrer Predigttätigkeit die Mundart der Gegend sich aneignen, in der sie wirkten; so schreibt der in Thüringen geborene Meister Eckehardt seine deutschen Schriften in der Sprache seines oberdeutschen Wirkungskreises und der Schwabe Albrecht (Albertus Magnus) gebraucht für die Tiernamen niederdeutsche Formen!

Diese Erklärung genügt aber nicht für das an einigen Stellen besonders häufige Vorkommen niederdeutscher Worte, ja ganzer Sätze. Da aber diese Formen in der ältesten Hs. GM am häufigsten, in den späteren bis auf einige unverstandene Reste verschwunden sind, so können sie auch nicht durch einen niederdeutschen Schreiber hineingelangt sein. Dagegen sprechen schon die Entstellungen dieser Worte. Man muß also annehmen, daß das ganze Werk oder doch unser Alchemist diese Teile ursprüng-

[9]) GM S. 113, 118, 132, 134. [10]) GM S. 170.
[11]) GM S. 279. [12]) GM S. 157, 166, 170. [13]) GM S. 309.

lich niederdeutsch abgefaßt hat. Dafür spricht auch, daß der Schreiber von Vad. den seltsamen Ausdruck „har aller metall" folgendermaßen erklärt: „hoher (= har) secundum ydeoma saxonum vocatur lutum vel terra"[14]). Diese Erklärung aus dem sächsischen, d. h. nach mittelalterlichem Sprachgebrauch der niedersächsischen Mundart beweist, daß ihm aus irgend einer Überlieferung, vielleicht sogar auf Grund eines Textes, etwas von der niedersächsischen Heimat des Verfassers bekannt war. Die andere Möglichkeit, daß die Worte aus einer niederdeutschen Quelle stammen, läßt sich nicht nachprüfen, weil uns solche Quellen bis jetzt nicht bekannt sind.

Die in GM fol. 311—318 enthaltenen Vorschriften gehören ursprünglich nicht zu dem Friedrich VI. gewidmeten Werk — auch in Vad. fehlen sie —, stehen aber nach Form und Inhalt im Zusammenhang mit ihm. Auch hier finden sich die Klagen über Verfolgungen und Anfechtungen des Teufels; auf das Bild der Krönung Mariae, auf die „jungfraw blaw", „den schilt grün", das Einhorn wird Bezug genommen. Die Worte, mit denen die Abhandlung beginnt, erinnern auffallend an eine recht unklare Stelle des ersten Buches[15]).

Ganz abgesehen von der Verderbnis des Textes am Schluß — auch den Ausdruck in dir maria sorgen sper vermag ich nicht zu erklären — macht die Stelle in GM einen verworrenen Eindruck. Im Munde Adams klingt sie, als Entschuldigung vor Gott und Anklage gegen

[14]) Tatsächlich kommt das Wort in der älteren Sprache im Hochwie im Niederdeutschen vor, vgl. Grimm unter hor.

[15]) Man vergleiche miteinander

GM S. 45	fol. 311
Über eva adam klagete got, Sagent, waz habe ich dir getan, daz du mich verderben wilt, ich bite dich, laz mich frede han, wan ich enhabe kein schuld, allez, daz dein hercz begeret, daz gibe ich dir, laz mir din mut (?). Owe, doch bin ich got jhesus in dir maria sorgen sper bis in den tod gewunt. Sic venit Jhesus maria xus a patre.	lyden, was han ich dir getan, das du myr mer krenken wilt, ich bitte dir lasz mir frede han, wan ich enhan der künste also verborgen nicht gemeynt, allent das din hercze begeret, das bevele ich dir, las mir nach fröuden ringen. owe, doch bin ich in alle meynen synnen dorch meynes herczen grunt bess in den tod gewunt, dorch dises buches vorsaczte künst, die in den gotlichen synnen diss buch alle dorch geistlich verborgen, sy ist hir innen.

Eva, recht sonderbar. Besseren Sinn hat schon die Anrede an das Leiden, obgleich auch hier die Worte „allent, was din hercze begeret, das bevele ich dir" nicht recht passen wollen. Der Zusammenhang beider Stellen liegt aber auf der Hand. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß beide Werke die Worte unabhängig voneinander aus einem mystischen Traktat entnommen haben, aber die weiteren Übereinstimmungen machen doch einen unmittelbaren Zusammenhang beider Werke wahrscheinlich.

Auffallenderweise finden sich auch in diesem Anhang eine ganze Reihe niederdeutscher Formen[16]; die auffallenden Wortformen elembik, zubeiset, alentzelinge, die stehende Formel „das der wind des starchen wassers craft . ." sind beiden Werken gemeinsam[17].

Der Anrede an das Leiden folgt eine Art Vorrede:

„dorch nottorft der unvorstendigen inlyden bin ich ubergeladen, dass ich solthe den unbekanten disses buchs verborgen medicinen mer auslegen die künstenrychen wercke zu volbrengen unvordakt aller metalle ercze".

Dann beginnen sofort die Rezepte. Der Verfasser will also eine offene Darlegung für die Unverständigen geben und bezeichnet daher alle Stoffe mit ihren üblichen Namen. Dieser Hinweis auf die Unverständigen macht es unmöglich, in dem Anhang etwa ein Stück der Sigismund überreichten uszgeschrift zu sehen, selbst wenn man annehmen wollte, daß der Ausdruck „uszgeschrift" nicht so wörtlich zu nehmen sei, daß man darunter ein genau entsprechendes Excerpt verstehen müßte. Die Frage nach dem Verhältnis beider Werke muß also einstweilen ungeklärt bleiben.

Person und Lebensumstände des Verfassers

Eine Eigentümlichkeit des Buchs der hl. Dreifaltigkeit sind die außerordentlich zahlreichen Datumsangaben, durch die wir über seine Abfassungszeit ganz genau unterrichtet sind. Es ent-

[16]) So die Dativ- statt der Akkusativformen in der oben mitgeteilten Stelle, ferner fol. 311 vele, rorende, zu dem lesten (letzten), methe (mit), edder (oder), gesmedet, levendes, ghel, fol. 313 gereben, van, gheeschert (= calcioniert), darmethe, fol. 314 methe, drughet usw.

[17]) Die Gemeinsamkeiten ließen sich leicht vermehren, doch mögen Ausdrücke wie bestendich, leichnam, aussetzig usw .schon damals Gemeingut der deutschen Alchemistensprache gewesen sein. Ohne eingehende Untersuchung aller vorhandenen deutschen Alchemien läßt sich hier wenig feststellen.

hält auf seinen 309 Folioseiten nicht weniger als 33 ganz genaue Angaben. Sie umfassen den Zeitraum vom 12. Februar 1415[18]) bis zum 27. Juni 1419[19]). Zweimal nacheinander, am Weihnachtsabend 1416 und am Antoniustag 1417 (17. 1. 1417) datiert der Verfasser aus Konstanz, dann noch einmal am Sonntag nach Peter und Paul (4. 7.)[20]). Peters schließt aus dieser ausdrücklichen Erwähnung von Konstanz mit Recht, daß diese Stadt nicht sein gewöhnlicher Wohnsitz war. Wir hören aber auch von unsrem Meister selbst, daß er ein unstetes Leben geführt hat: „So han ich daz funffte jar über disem buche geschriben und mit elend gegangen in maniger stat"[21]) sagt er unterm 23. März 1415 und am 2. April 1417 ganz entsprechend: „in daz sibende jar ist uber disem buche geschriben, wandernde in vil armen elenden steten"[22]). Aus diesen beiden Angaben geht hervor, daß der Verfasser bereits im Jahre 1410 mit der Arbeit an seinem Buche begonnen hat. Wenn der Schreiber des St. Gallener Exemplars in einer Randbemerkung zu der zweiten Stelle diese symbolisch deutet, unter dem „buch" den Stein der Weisen und unter den sieben Jahren die bekannten sieben alchemistischen Operationen verstehen will, so hat er damit ganz im Sinn des Verfassers gehandelt, es liegt aber kein Grund vor, an der Angabe selbst zu zweifeln. Die geistliche Auslegung hebt den Buchstaben nicht auf, indem sie den Sinn vertieft.

Daß der Verfasser ein Geistlicher war, ergibt sich aus der ganzen Haltung seines Buches. Er selbst nennt weder seinen Namen, noch bezeichnet er seinen geistlichen Stand des näheren. Mehrfach legt er sich die Bezeichnung „der von der juncfrawen art" bei[23]), womit er wohl auf das von ihm abgelegte Keusch-

[18]) GM S. 4. [19]) GM S. 309. [20]) GM S. 157, 159, 199.
[21]) GM S. 96. [22]) GM S. 185.
[23]) GM S. 8, 9, 109, 153. „ort", wie es an den drei letzten Stellen heißt, ist nur eine andere Schreibart. Dagegen steht S. 7 „von der juncfrawen purt", doch ist das wohl die weniger gute Lesart. Vad. S. 7 gibt daneben denn auch „artt". Die Worte „di von der junckfrawen bort" auf dem Bild S. 50 beziehen sich offenbar auf Maria. Wollte man die Lesart „der von der junckfrawen burt" (= Geburt) aufrecht erhalten, so könnte sie, auf den Verfasser bezogen, nur den Sinn haben „der die jungfräuliche Geburt Mariae zum Ausgangspunkt seiner Schrift gemacht hat", ähnlich wie man in der bildenden Kunst etwa vom Meister mit der Nelke spricht, was hier offenbar eine gekünstelte Deutung wäre.

heitsgelübde anspielen will. Möglich wäre es jedoch auch, darunter eine der bei ihm so beliebten astrologischen Andeutungen zu suchen und ihn als einen im Zeichen der Jungfrau Geborenen zu betrachten. Erst die späteren Hss. nennen ihn „Frater Almannus", Ord. Min. Nur in einem dem Marsilio Ficino zugeschriebenen Werk wird der Verfasser Utmannus genannt[24]), doch dürfte das einfach aus dem „Almannus" verlesen sein. Selbst wenn man annehmen wollte, daß irgend ein dem Verfasser nahestehender Abschreiber dessen Namen hereingebracht hätte, so ist doch kaum anzunehmen, daß ein Minderbruder im Anfang des 15. Jahrhunderts bei seinem Familien- statt seinem Klosternamen genannt worden wäre. Das Mißverständnis scheint aber Schule gemacht zu haben: in einem Briefwechsel zweier Alchemisten, dessen eine Hälfte sich auf der Heidelberger Universitätsbibliothek befindet, taucht 1506 der Name Utmannus ebenfalls auf, und zwar im Zusammenhang mit der Verwendung von Weinstein, die ja auch im Buch der hl. Dreifaltigkeit eine Rolle spielt[25]).

Daß der Verfasser, wie Peters[26]) vermutet, zum Hofstaat Friedrichs VI. gehörte und mit diesem nach Konstanz ging, ist nicht unwahrscheinlich, doch kann er natürlich auch erst auf dem Konzil sich dem Markgrafen genähert und die Widmung seines Buches als Anknüpfung benutzt haben. Eines gewissen Ansehens hat er sich wohl damals schon erfreut, das geht daraus hervor, daß Kaiser Sigmund sich einen Auszug seines Buches von ihm persönlich überreichen ließ. Vermutlich hat der Markgraf von Brandenburg, der zu dieser Zeit bei Sigmund sehr in Gunst stand, die Annäherung vermittelt[27]).

---

[24]) In seinem Werk „De Arte Chymica" heißt es (Manget, Bibliothèque curieuse II 182: „Nonne scientiam nostram Utmannus quidam divi Francisci ordinis frater Minor miro artificio in lingua vernacula ac populari contexuit? atque per Christi passionem verissimam esse comprobavit? Ubi visitur biformis imago illa . . . monstrum illud androgynum Imperatoriae majestatis sceptrum in manibus gestans", also ein unverkennbarer Hinweis auf unser Buch! Daß Ficino nicht der Verfasser ist, hat P. O. Kristeller, Supplementum Ficinianum. Florenz 1937 I. p. CLXVI nachgewiesen.

[25]) Vgl. meinen Aufsatz in der „Zeitschrift für angewandte Chemie" 48 (1935) S. 761—772.

[26]) S. 101.

[27]) GM S. 108: „dieses buches ein ußgeschrift hat der Römisch künig

Fassen wir das bisher Gesagte dahin zusammen, daß der Verfasser des Buchs der heiligen Dreifaltigkeit ein Minderbruder war, der seit 1410 an seinem Werk gearbeitet, 1415—19 es niedergeschrieben hat, dabei ein unstetes Wanderleben führte, auf dem Konstanzer Konzil (wenn nicht schon früher) in Beziehungen zum Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg trat, so haben wir alles angeführt, was wir von seinen äußeren Lebensumständen wissen. Wann und wo er geboren und gestorben ist, ob er auch nach dem Konzil in der Umgebung des neuen Markgrafen von Brandenburg verblieb, das alles entzieht sich unsrer Kenntnis. Wollen wir der Persönlichkeit des Verfassers näher kommen, so müssen wir ihn in seinem Werke kennen lernen, diesem wenden wir uns nunmehr zu.

Der Gesamteindruck

Schon der beträchtliche Umfang und die sorgfältige Ausstattung heben das Buch der hl. Dreifaltigkeit über andere zeitgenössische Alchemien empor. Der Verfasser hat ja den Ehrgeiz, mehr zu geben als eine der üblichen Rezeptensammlungen. „Wer disez buches etwaz rehte schol vernemen, der muss ein warer magister der gotheit wesen und ein rehter magister aller nature, der envindet man nun hie niht vil, noch denn woltez in allen swer genuꝛ wesen, solten sy disez secreten buchez etwan vil vernemen, diss grosse secreten buch ist ware astronomia, alchimia, theologia, war prophecia all grundlose one anfang one ende, unde ist all ein secret aller secreten, nymand kan hie gegen wider der secreten rehtikeit disputiren, wer ist der, der sy alle rehte wol kan vernemen?“ so fragt unser Meister voll Stolz auf seine Leistung[28]). Auch er

möchte gern, was auf der Erden
Und in dem Himmel ist, erfassen
Die Wissenschaft und die Natur

wie der Schüler im Faust sagt.

---

von ungern keyßer sigismundus enpfangen zu Constancia in dem heiligen concilio in seine hant von dem der von der junckfrawen ort . . .“

[28]) GM S. 75.

Wirklich steckt von allen oben genannten Wissenschaften etwas in dem Buch. Vor allem gilt das von der Theologie. Weite Strecken könnten ebensogut in einem Erbauungsbuche stehen, nur durch den geheimen Doppelsinn sind die Darlegungen mit der Alchemie verbunden. Seine Betrachtung umfaßt die ganze heilige Geschichte von der Erschaffung der Welt bis zum jüngsten Gericht. Die Erschaffung der guten und der bösen Engel[29]), Luzifers Fall[30]), die Erschaffung Adams[31]), der Sündenfall[32]), Yesse und David, besonders aber die neutestamentliche Heilsgeschichte: Joachim und Anna, die sündlose Empfängnis Marias[33]), Christi Geburt[34]), Leiden[35]), Kreuzigung[36]) und Auferstehung[37]) dienen immer wieder zum Sinnbild für alchemistische Operationen. Von den Sakramenten finden Taufe[38]), Messe[39]) und Beichte[40]) symbolische Verwendung. Theologie und Prophezeiung gleichzeitig sind die Hinweise auf das Kommen des Antichrists[41]) und das jüngste Gericht[42]). Mehrfach wird auch auf das Kommen des „rechten Kaiser Friedrich" hingewiesen[42a]), was im Zusammenhang mit der Zeitgeschichte sein besonderes Interesse hat.

Die Astrologie wird nicht nur herangezogen, um die richtige Zeit und Stunde für die einzelnen alchemistischen Operationen zu bestimmen, sie lehrt auch die Beziehungen zwischen den Metallen und den Planeten und zwischen diesen beiden und den Zeichen des Tierkreises. Aus den Planeten und besonders der Sonne sind aber auch Adam und Eva geschaffen, ja die Sonne wirkt wie in den Pflanzen so auch in allen anderen Dingen, und so soll auch alles zur Sonne verklärt werden[43]). Entsprechend

---

[29]) GM S. 267. [30]) S. 15, 259, 269.
[31]) S. 63, 227. [32]) S. 45ff.
[33]) S. 7, 60, 157, 222 und sonst mehrfach.
[34]) S. 43, 158.
[35]) S. 2f., 94, 152 und sonst häufig. Vergleich des Grabs mit dem Pelikan genannten Gefäß S. 115.
[36]) S. 45, 74, 195 etc. [37]) S. 24, 43, 195.
[38]) S. 250. [39]) S. 60.
[40]) S. 238. [41]) S. 149, 164, 229 und sonst.
[42]) S. 270. [42a]) S. 50, 237, 241.
[43]) GM S. 275 also ist venus der schilt grün, daz felt bestendig die muter mercurius luna, dar der väterliche stein mars sol rot guldin adlar in wandelt, die man in die sunne rot prant, sie in alle frucht wandelt grün.

ihrer Zusammensetzung aus den Elementen Wasser und Feuer bewirkt sie Frost und Hitze und erzeugt in den Wolken den Blitz, den man als Donnerstein auf der Erde findet[44]).

Dieser meteorologische Exkurs, der um seiner Eigentümlichkeit willen ganz wiedergegeben wurde, ist um so auffallender, als hier im Gegensatz zu der Stelle über die Sonne keinerlei eigentlich alchemistische Anschauungen wiedergegeben werden. Nur das allgemeine Interesse an Naturvorgängen oder der Wunsch, sich als einen rechten magister aller nature zu beweisen, scheint den Verfasser zu diesem Einschiebsel veranlaßt zu haben. Im Verhältnis zu der pomphaften Ankündigung ist das was er bringt, freilich nicht so überwältigend, was aber sein Buch auszeichnet, das ist das Bestreben, die ganze sichtbare und unsicht-

---

was ist nicht grün? alle ding ist grün, erde, luft, wasser, fewr, sunne, mane, stern, menschen, alle creatur, hymele, alle hymelische her, helle, alle hellische her zumale ist es grün, die sunne darumbe wercket sie sich in allen dingen in die höchste zu golde, sie ist alle ding die sunne clar, so ist alle ding die sunne vordecket vinster j yglich ding nach seiner art, wan is alle die grade durchlydet also dy sunnen gelyden hat, so wirt is ir gelich vorclart, alle ding der sunnen gelich vorclart werden solt. warumbe ist alle ding anders grün, wen das is so ist aufgetan flügig mercurius waßer fewr alle gliche viel . . .

[44]) GM S. 282 die sunne ist ein gelichnuße gotes. got schuf sie aus den behendesten lüften hir natürlichen, daz sie leschet und prent in alle ding, des winters ir wasser element des frostes kalt sie scheint in alle ding, des summers ir fewr element der hicze scheint sie in alle ding, leschet ir fewer dar brant in iren schein (die Stelle ist verdorben, die Lesart von Vad.: „leschet ir fewer des sommers, da brante ir fewer in iren schein" gibt ebensowenig Sinn) auf zeucht wasser alle ding elemente behende lüfte wandelt sich die sunne, dar mitte ein trewget sie j teil harte wolken, die nehst der sunnen heißest sein, so sie dicker werden, daz die sunne iren schein des fewrs alzuvil darein vormeret, daz sie nicht clar heiß genuck dar durch scheinen kann, so vallent die auswendigen lüfte der wolken, entfließen ein teil in regen die nicht hicze genuck haben treug, dar sie sich inne enthalden mügen; die wolken, die zuviel hicze haben, die vorpinden sich in dem fewr der sunnen also hart, daz daz fewr beweylen kein luft in der dicken wolken haben mag, so treibt daz fewr, dringet die wolken von ein reißen, daraws flewget fewr der sunnen, blickzen is heyßet, und ist also sie die wolken hert brechent in iren schein der hicze in stücke sie zuslagt, dazs man in etlichen enden der donrstein vindet alzuhart, sie sind nicht anders wenn wasser und fewr, sunne sie ist daz meiste teil, darumb sie so hart sein, stein edele craft sie han . . . also verste den donr rechte, daz ez wol donert dez morgens und in der nacht, so hat die sunne vor die groben wolken dez wassers hart entprant, so prechent sie entzwey, wan sie in der starke hicze sich dringende sint.

bare Welt, den Makrokosmos und den Mikrokosmos zu einem Sinnzusammenhang zu verbinden, an dem ein Novalis seine Freude gehabt hätte: Metalle und Planeten, Menschen und Engel, Tugenden und Laster, die vier Evangelisten und Maria, die Dreieinigkeit und der Teufel, das klingt in einer verwirrenden Bilderfülle zusammen, verstrickt den Leser in ein Gewebe geheimnisvollen Doppelsinns und seltsamer Erklärungen, aus denen Ahnungen aufblitzen, visionäre Bilder emportauchen, die der Meister teils mit Farben, teils mit Worten zu gestalten sucht. Der Eindruck der Unklarheit wird noch gesteigert dadurch, daß dem Werk jede Übersichtlichkeit des Aufbaus fehlt. Die Einteilung in drei Bücher — 1. Buch S. 2—113, 2. Buch S. 114—148, 3. Buch S. 149—309 — ist in keiner Weise durch den Inhalt bedingt. Jedes Buch enthält ohne weitere Unterteilung, nur durch gelegentliche Bemerkungen des Verfassers gegliedert, in bunter Folge Erklärungen, persönliche Bemerkungen, Bilder und Rezepte, die teils sehr klar und verständlich, teils in der üblichen Unklarheit gehalten sind. So ist der Eindruck, den wir von dieser deutschen Alchemie empfangen, vorwiegend der des Seltsamen und Eigenartigen, ja Einzigartigen. Wollen wir sie in den Zusammenhang der Entwicklung einordnen, in dem doch wohl auch sie stehen wird, so müssen wir versuchen, tiefer in die Ausdrucksweise ihres Verfassers einzudringen.

Die sinnbildliche Einkleidung. Bildsymbolik

Daß bei dem Verfasser des Buchs der hl. Dreifaltigkeit zwei verschiedene Ausdrucksweisen nebeneinander hergehen, hat schon der Schreiber des Vadianus bemerkt und deren Bedeutung folgendermaßen erklärt:

> Nota autor ponit duplices operationes, naturales scilicet et supranaturales. Naturales ponit, ubi expresse loquitur de metallis et de operationibus eorum sicut in aqua castitatis et consequenter in aliis foliis subcedentibus. Sed ubi occulte loquitur per passionem Christi et nativitatem marie, ibi ponit operationes supranaturales“[45]).

Demnach hat die sinnbildliche Einkleidung den Zweck, auf ein Geheimnis hinzuweisen, auf die „übernatürlichen Werke“, wo-

[45]) Vad. 206 v.

runter man die Herstellung des Steins auf einem nicht in der Natur vorgebildeten Wege zu verstehen hat[46]). Auf diesen doppelten Sinn weist auch der Verfasser selbst hin. So sagt er z. B.: „so stecken hyr ynne vil kunstenrycher synne, natürlich endeloß übernatürlich, gotlich menschlich[74]). Wo der natürliche Sinn zugrunde liegt, da gebraucht er die deutschen oder lateinischen Metallnamen, Eisen, ferrum Mars usw.; wo seine Darlegungen einen übernatürlichen Sinn haben, da treten die Symbole auf.

Deren sind es nun eine ganze Menge. Gleich auf den ersten Seiten gibt er eine Anzahl kleiner Bildchen, die Leidensszenen darstellen, worunter merkwürdigerweise die üblichen, wie Dornenkrönung, Geißelung und Kreuzigung sich nicht befinden. Vielmehr stellt das erste Bild Christus am Galgen dar, das zweite eine Enthauptung, das dritte eine Räderung. Die Beischriften lauten der Reihe nach: a h p mars, b i q venus, c k r saturnus. Sodann folgen eine Kanne (Beischrift: gallentrank der mesikeit consumatum est d l s iovis), drei Würfel (Würfelspil umb sein kleid e m t mercurius), Adam von der Schlange ins Herz gestochen (f n v luna). Die Schlange ist als eine Art Melusine dargestellt, eine in einen Schlangenleib auslaufende Frauengestalt, die Adam mit einem Speer verwundet. Zuletzt Eva (g o x sol). Erst an späteren Stellen des Buches erfahren wir[48]), daß diese Leidensszenen die Tötung, die Calcination der Metalle bedeuten sollen. (Warum für das Eisen der Galgen, für das Kupfer die Enthauptung und für Blei das Rad gewählt wurde, verrät unser Alchemist nirgends, wir müssen diese Frage auf sich beruhen lassen. Dagegen wird man vermuten dürfen, daß die Kanne einfach deswegen gewählt wurde, weil sie meistens aus Zinn bestand. Das launische Würfelspiel eignete sich gut zum Sinnbild für den „unbeständigen" Mercurius. Das erste Menschenpaar als die Krone der Schöpfung bedeutet die Edelmetalle. Daß dabei entgegen der sonst beliebten mystischen Deutung nicht Adam, sondern Eva als Sinnbild für das Gold gewählt wurde, mag bei einem geistlichen Verfasser doppelt wundernehmen. Vielleicht hat er sich von der Erwägung leiten lassen, daß das

[46]) GM S. 188. [47]) GM S. 2f. [48]) GM S. 94 und 156.

Gold ja aus dem Silber durch die Tingierung gewonnen wird, wie Eva aus Adams Rippe herkommt.)

Als nächste bildliche Darstellung erscheint das Mühlrad der sieben Tugenden[49]). Auf der Nabe eines Rades ist die Sonne dargestellt, auf den sieben Speichen stehen die Namen der Tugenden und auf dem Radkranz die den Tugenden entsprechenden Namen der Planeten bzw. der diesen entsprechenden Metalle. Beginnt man mit der senkrecht nach oben stehenden Speiche und geht im Sinn des Uhrzeigers herum, so erhält man der Reihe nach humilitas Mars, puritas Sol, pietas Venus, sanctitas Mercurius, caritas Luna, sobrietas Saturnus, castitas Jupiter. Wie man sieht, verwendet der Verfasser nicht die Kardinaltugenden, sondern eine den Hauptlastern entsprechende Tugendreihe, die ihm später die Gegenüberstellung beider gestattet. Auch die Reihenfolge der Metalle ist jetzt eine andere als bei den Leidensszenen. Wie erklärt sich das und wie kommt unser Meister zu dem Bild des Mühlrads?

Das sich drehende Rad bedeutet jedenfalls die Zeit. Aber die Planetennamen sind auch nicht nach den Wochentagen angeordnet. Deren Reihenfolge erhält man, wenn man nicht dem Radkranz entlang, sondern im Zug der Diagonalen des dem Kreis einbeschriebenen Siebenecks liest[50]). Das Mühlrad gibt vielmehr die Reihenfolge der Planetenstunden an, wie sie Tag für Tag, jahraus jahrein einander folgen und die Tätigkeit des Alchemisten bestimmen[51]). Als Regenten der Stunde folgen die Planeten einander in der Reihenfolge Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond, Saturn, Jupiter, also genau so, wie sie nacheinander auf dem Radkranz stehen. Nimmt man das Quecksilber und die beiden Edelmetalle aus der Reihe heraus, so bleiben die unreinen Metalle in der Reihenfolge stehen, wie sie die Passionsbilder S. 2f. und das noch zu erwähnende Schema GM S. 158 geben.

Sodann werden die Metalle unter dem Bild von sieben-farbigen Kronen dargestellt[52]) (in den Farben rot, grün, weiß,

[49]) GM S. 14.

[50]) Es entsteht so das Heptagramm der Wochentagsgötter, das Boll in seinem Buch „Sternglaube und Sterndeutung" 1926 S. 67 gibt.

[51]) GM S. 96 siehe unten S. 126.

[52]) GM S. 46.

blau, golden, schwarz, grau). Rot ist Eisen, Grün Kupfer, Weiß Quecksilber, Blau Silber, Gelb Gold, Schwarz Blei und Grau Zinn.

Darüber stehen die Namen der Tugenden, entsprechend dem Mühlrad, darunter die der Metalle, dazu noch unter der roten Krone lucas, ignis, bos anima; unter der grünen matheus aqua homo corpus; unter der schwarzen Johannes, terra, aquila; unter der grauen marcus aer, leo, sensus; die gelbe, blaue und weiße bedeuten, wie der Verfasser im Text sagt, Vater, Sohn und heiligen Geist, so daß wir in dieser Zusammenstellung die Dreieinigkeit mit den vier Evangelisten haben.

Dieselbe Zusammenstellung zeigt das blattgroße Bild der Krönung Marias[53]). In den vier Ecken die Sinnbilder der vier Evangelisten, der Adler schwarz, Löwe grau, Engel im grünen Gewand und Ochse rot. Jeder von ihnen hat ein Wappen, Johannes den doppelköpfigen Adler mit dem Spruchband: „diß wappen gat keyser friderich fur und machet im den weg schöne", Markus einen weißen Löwen im blauen Feld, Matthäus ein schwarz-rot gewürfeltes Schachbrett und Lukas Schwert und Schlüssel gekreuzt im schwarzen Feld. Gerade unter der gekrönten Maria befindet sich ein grüner Schild, darin die Jungfrau über einem goldnen Adler, aus dem Haupt, Hände und Füße des Gekreuzigten herausragen.

Schließlich werden die Metalle auch noch durch die Wunden Christi bezeichnet. Die Darstellung ist höchst eigenartig: man erblickt Christus in der Haltung des Gekreuzigten, aber kein Kreuz. An Stelle des Leibes sieht man einen doppelköpfigen schwarzen Adler, hinter dem Kopf und Gliedmaßen mit den Wundmalen hervorragen. Zu jeder Wunde gehört ein Adler und eine der sieben Kronen. Damit die Siebenzahl voll wird, zählt die Wunde der Dornenkrone als sechste, der ganze Leib als siebte Wunde. Die Verteilung ist folgende: rechte Hand Eisen, linke Gold, Seitenwunde Zinn, rechter Fuß Blei, linker Silber, Haupt Quecksilber und Leib Kupfer. An Stelle des unter dem Kreuz häufig dargestellten Adam sieht man die Oberkörper von Yesse und David unter dem linken und dem rechten Fuß. Silber wird daher häufig als radix yesse, Blei seltener als David bezeichnet.

[53]) GM S. 50.

Dazu kommen noch einige kleinere Bilder: Christus als Kreuzträger[54]), Christus am Kreuz, das unter einem Galgen steht, und der Auferstandene[55]), die sich sämtlich erst im dritten Buch finden. Die beiden letzten Bilder befinden sich auf derselben Seite. Hier steht auch der erklärende Satz: „Dy medicinen sult ir gerne enphahen, der vom tod ist auferstanden ihesus cristus, der das ewige leben ist". Christus bedeutet also die Medizin, den Stein der Weisen.

Sodann wird im dritten Buch nochmals dargestellt der grüne Schild entsprechend der Darstellung S. 50 (Maria mit dem goldnen Adler[56]), ferner ein blauer Schild ohne jedes Abzeichen[57]) und zuletzt Christus im Regenbogen thronend[58]), der nur aus den drei Farben rot, gold und grün besteht und die Form einer Mandorla hat. Hierzu gibt der Verfasser nirgends eine Erklärung, aus dem ganzen Zusammenhang läßt sich aber entnehmen, daß mit dem blauen Schild das Kupfervitriol als Ausgangsstoff gemeint ist. Auch die drei Farben des Regenbogens sollen wohl eine Andeutung über die Zusammensetzung der Medizin geben, doch sind gerade diese Teile recht dunkel; mit einiger Sicherheit ist dem Text zu entnehmen, daß der „grüne Löwe" dabei eine Rolle spielt, also das Eisenvitriol, das Rot könnte das öfter erwähnte vitriolum romanum bedeuten, doch ist Sicherheit schon deswegen nicht zu gewinnen, weil der Ausdruck „der grüne Löwe" keineswegs einen einheitlichen klaren Sinn hat[59]).

Ein weiterer Symbolkreis tut sich in der Darstellung der blauen Lilie vor uns auf. Die Pflanze mit Wurzel, Stengel („este"), Blättern und Blume wird nun zur Bezeichnung der verschiedenen chemischen Stoffe verwendet[60]). In dieses Bild wird aber ebenfalls die religiöse Symbolik hineingetragen: der blauen Lilie entwächst das Kreuz, die Bezeichnung der Metalle durch die sieben Wunden Christi findet sich auch hier. Das Bild

---

[54]) GM S. 193. [55]) GM S. 195. [56]) GM S. 236.
[57]) GM S. 208. [58]) Ebenda.
[59]) Doch ist es auch möglich, den Regenbogen als Hinweis auf das erste Stadium des Werks zu betrachten, das auch als Pfauenschwanz bezeichnet wird.
[60]) GM S. 150 und 153.

kommt zweimal vor, die zweite Darstellung unterscheidet sich von der ersten nur dadurch, daß hier Maria von zwölf Sternen umgeben ist. Deutlicher als in den rein religiösen Darstellungen sieht man hier, daß unser Meister mit den Bildern nicht bloß eine Erklärung seiner sinnbildlichen Benennungen, sondern den chemischen Prozeß selbst geben will. Dieser folgt natürlich dem Wachstum der Pflanze, die Wurzel ist der Ausgangsstoff. In seiner dunklen Weise drückt der Alchemist das folgendermaßen aus:

„die lilie der siben tugenden die wirt beweißet weiß gel rot in drey graden aller metal purgiret oder rowe wie sie sint zuweißet und in j olei gekochet, dass die elementa der lilien blaw daroben ußwachsent, distilliren sublimiren zu mal in dem leczten mit dem allersterksten fewr, das der leichnam luna caritas sol fix in den bodem fin purgire, so diese wurczel karitas mit iren ußgewaschen (ausgewachsenen) esten drucken, puritas in iren blettern, der siben tugende blumen olei sanctitas, die dar erst hogest uß gewaschen ist, die wurczeln und esten in iren blumen dissolviret, congeliret ad lapidem.

Daz sind drey-ding, die das meiste werck machent, der ein ist ⟨das (Vad)⟩ die ij versamelt mercurius in dem bodem drucken sol caritas carvunculus, die wurczel este, blume ein mittel ist.

Alle ding sind ein wesen gotlich menschlich zweyfalt drey, geistlich, selich, lichnamlich j olei stein carbunculus, Geistlich die blum, elementa mercurius es heisset, selich die este, das sublimirte es heisset, leichnamlich die wurczel in dem bodem es heisset und ist all die ein blume mercurius."[61])

Zwei verschiedene Bilder, eins mit, eins ohne die zwölf Sterne, hat der Verfasser deswegen gewählt, weil er auch zwei verschiedene Prozesse dadurch andeuten will, einen, bei dem nur die sieben Metalle verwendet werden, und einen anderen, den er so beschreibt:

„Saturnus jovis mars sol venus mercurius luna, sie alle in mercurio roh amalgamirt und mercurius sublimatus und /nicht/ und antymonien und weiss geprant weinstein und gemein salcz, diese alle glich viel in ein geriben, und gekochet hyr in allen den grünen löwen, also er ist per filtrum frisch gefloßen in allen seinen vier elementen drifach in ein weiß grün plaw, drey vitrioli alle geleiche swer, da er aws gefloßen ist, gancz und gar volkochet die medicinen mit diesen XIj elementen, diß sint der sunnen stern, also ist der allerkürczte weg"[62]).

Die zwölf Sterne bedeuten also die zwölf „Elemente".

[61]) GM S. 159. [62]) GM S. 246.

Neben diesen Bildern, die alle den Zusammenhang mit der christlichen Bildkunst wahren, stehen nun aber zwei andere, die völlig aus diesem Kreise herausfallen. Es sind dies die Bilder „contra Justiciam" und „Rex noster in dyademate coronatus". Beide zeigen eine Zwittergestalt, aus einer rechten männlichen und einer linken weiblichen Hälfte zusammengesetzt. Contra Justiciam[63]) ist das Gegenstück zu dem Bild mit den Wunden Christi.[64]) Wie dort die Tugenden, so werden hier die Laster unter dem Bild von sieben Kronen dargestellt und auf die einzelnen Körperstellen verteilt. Es ergibt sich also folgendes Schema:

			göttlich	teuflisch
Haupt	Mercurius	weiß	sanctitas	ira
r. Hand	Mars	rot	humilitas	superbia
l. Hand	Sol	golden	puritas	immundicia
r. Fuß	Saturnus	schwarz	sobrietas	gula
l. Fuß	Luna	blau	caritas	invidia
Seitenw.	Jupiter	grau	castitas	luxuria
Körper	Venus	grün	pietas	avaritia

Wie man sieht, stimmt die Aufzählung der Laster bis auf die immundicia mit der kirchlichen Liste überein. Die Tugenden bilden dazu den Gegensatz. Die Paare sanctitas—ira und pietas—avaritia scheinen dabei etwas ungleich, doch ergibt sich die Angleichung vom Deutschen aus sofort. Für sanctitas heißt es deutsch nämlich „heylikeit fridsamkeit" und für pietas „milde" (im mittelalterlichen Sinn von Freigebigkeit).

Bei diesem Parallelismus sollte man nun eigentlich erwarten, daß der Teufel an Stelle Christi träte, daß am Leibe des Teufels die Lokalisierung der sieben Laster erfolge. Offenbar hat hier der andere Vorstellungskreis eingewirkt, aus dem auch das Bild „Rex noster in dyademate coronatus"[65]) entnommen ist.

[63]) GM S. 198. [64]) GM S. 196.

[65]) Es ist höchst bezeichnend für den ganzen Ideenzusammenhang, daß gerade an der Stelle, wo das Bild des Zwittermenschen steht, im Text zum ersten Male die Namen Hermes und Aristoteles auftauchen, daß hier die Tabula Smaragdina und andere Stellen aus den Werken des Hermes und Aristoteles angeführt werden. Hier eröffnet sich ein wichtiger Einblick in die Entwicklung der bildlichen Darstellungen in der Alchemie, der an anderer Stelle weiter verfolgt werden soll.

Das Bild des gekrönten Königs ist etwas kleiner als die anderen blattgroßen Miniaturen. Die männliche (rechte) Hälfte hat einen goldenen Flügel, oben braunes, unten rotes Kleid, trägt in der Hand eine spiralig gerollte gelb-rote Schlange und steht auf einem braungelben Stein; aus diesem entspringt eine rote Flüssigkeit, die in einen grünen Stein fließt; diesem entwächst der Sonnenbaum, arbos solis, grün mit 15 roten Sonnen an den Enden der Zweige. Die weibliche (linke) Hälfte hat einen blauen Flügel, oben goldenes, unten weißes Kleid, trägt in der Hand ein goldenes Gefäß mit drei goldenen Schlangenköpfen und steht auf einem grünen Stein; aus diesem entspringt eine grüne Flüssigkeit, die in einen grünen Stein fließt; diesem entwächst der Mondbaum, arbor lune, grün mit 15 blauen Monden. Unten liegt ein Drache mit einem Kopf an jedem Körperende, der von den aus den Steinen quellenden Flüssigkeiten trinkt.

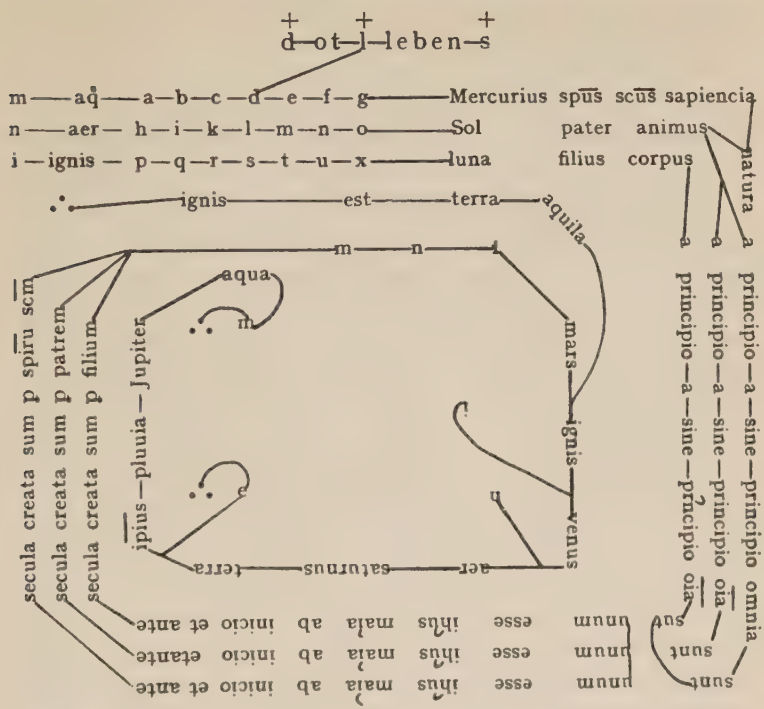
Buchstabensymbolik

Wie schon die Leidensszenen zeigen, verwendet unser Meister auch die Buchstaben zur Bezeichnung der Metalle. Dabei verfährt er aber nicht so einfach, man möchte sagen rationalistisch, wie etwa der angebliche Raymundus Lullus, der in der Reihenfolge des ABC die einzelnen Buchstaben für bestimmte Begriffe, Stoffe und chemische Verfahren setzt[66]). Vielmehr gibt er ein Schema des ABC, das folgendermaßen aussieht[67]):

aqua	a	b	c	d	e	f	g	mercurius	spiritus
aer	h	i	k	l	m	n	o	sol	anima
ignis	p	q	r	s	t	v	x	luna	corpus

Dieses Schema bildet wieder einen Teil in einem größeren, das unter der Überschrift $\overset{+}{\text{d}}$ ot $\overset{+}{\text{l}}$ eben $\overset{+}{\text{s}}$ gegeben wird[68]):

[66]) Vgl. sein Testamentum, Th. Ch. IV, 1ff.
[67]) GM S. 3. [68]) GM S. 158.



Daß mit a h p Eisen, mit b i q Kupfer usw. gemeint ist ergibt sich nicht nur aus den schon oben erwähnten Beischriften bei den kleinen Passionsbildern, sondern wird auch unter dem ABC noch ausdrücklich angeführt. Die Bezeichnung eines Metalls durch drei Buchstaben (die übrigens auch im Text stets übereinandergesetzt sind) erklärt sich wohl so, daß der Verfasser dadurch die drei verschiedenen Zustände oder Stufen der Bearbeitung bezeichnen will, die er auch anderwärts als Geist, Seele und Körper unterscheidet; das sind „die drei Grade aller Metalle", von denen er bei der Erklärung der Lilie der sieben Tugenden spricht. Wenn er an derselben Stelle fortfährt:

„elementa getrucket fix carbunculus die adler ist, wan er solviret und in seiner distillacien gat also ist er die blume weiß gel rot mercurius sanctitas, element der siben togende blade, quinta essentia darein also er sublimiret, dar ist er in dem mittel daz weiß gel rot sol puritas(.) die blume und este ist mercurius d dot l leben s geleiche vele; darumb er in dem mittel swebet die wurczel gruntlos

sie heißet dot und ist nicht wan fix weiß gel rot karitas luna sol. sie ist das lebendig wasser olei element, der wurczel blum und este solviret in ir"[69]),

so gibt er mit diesem „d dot l leben s" zugleich die Überschrift des 2. Schemas. Durch die [in der Vorlage] roten Linien, die eine außen dreifache, innen einfache Spirale bilden, soll offenbar der Gang des Prozesses angedeutet werden. Der Ausspruch „alle ding sind ein wesen" kehrt hier in lateinischer Fassung wieder „omnia sunt unum esse". Die „drey ding die das meiste werk machent" sind Gold (sol), Silber (karitas), Quecksilber (mercurius, der die zwei, nämlich Gold und Silber versammelt, der Mittler, wie er auch heißt). Danach darf man vielleicht vermuten, daß der Beginn des Werkes die Herstellung eines Gold-Silber-Amalgams ist. Doch läßt sich das auch im „geistlichen Sinn" verstehen, als eine „übernatürliche" Operation, der Merkur wäre dann der erst durch Sublimation gewonnene „Mercurius philosophorum" von dem unser Meister des öfteren spricht. Auffallend ist es auch, daß die drei Buchstaben d l s auch das Zinn bedeuten und im Schema des Alphabets sehr bedeutsam genau in der Mitte stehen, wozu noch kommt, daß das Metall, das auf dem innersten Punkt der Spirale steht, wiederum Jupiter ist. Das Lob der Keuschheit — jovis = castitas! — zieht sich durch das ganze Werk, immer wieder ist von Joachim und Anna, der keuschen Empfängnis Marias die Rede[70]), die Herstellung des oleum castitatis wird an drei verschiedenen Stellen ausführlich gelehrt und schon im ersten Buch sagt der Verfasser einmal:

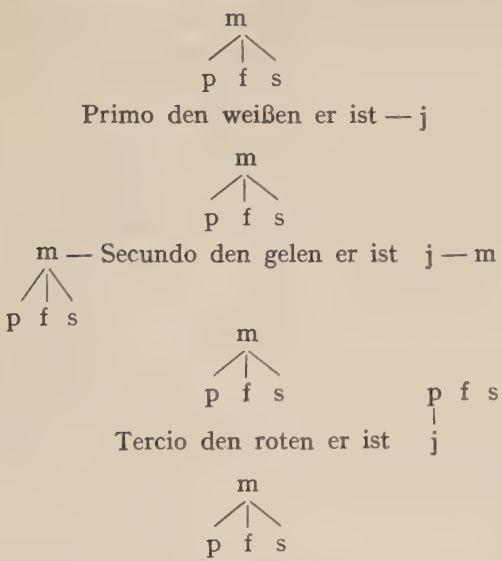
„Nu muget ir wissen erst lest mitel, al ist ez keuscheit castitas mercurius luna sol al j geleich, all tugent, all varbe, all metal, alle planeten, alle elementa gut, erde wasser, fewr lufft, alle edelgestein gut, daz hawpt ist ein weiss rot fleisch blut, würt (?) al ist ez in der keuscheit gut j kewscheit ist ez al, dicz wissent dy weisen wol"[71]).

Zweifellos sind hier Anklänge an die Darstellung mit der Überschrift d l s, die wohl der Schlüssel zu den geheimnisvollen Andeutungen unsres Meisters sein soll. Vielleicht gelingt es einem Chemiker, das Tor des Geheimnisses damit aufzuschließen, ich muß leider mit Faust bekennen:

zwar euer Bart ist kraus, doch hebt ihr nicht die Riegel.

[69]) GM S. 159. [70]) S. oben S. 104. [71]) GM S. 71.

An einer anderen Stelle[72]) verwendet er die Buchstaben m pfs und j, was jedenfalls mater, pater, filius spiritus und Jesus bedeuten soll, zu folgender Figur:[73])



Also auch hier wieder die Dreifaltigkeit als Vorbild einer alchemistischen Operation. Entsprechend sind auch in das Bild der Krönung Mariae die Bemerkungen eingetragen „pater filius est mater" und „deus filius pater est mater", zweifellos eine Ausführung des Wortes „omnia sunt unum esse", das sich auf dem gleichen Bild findet.

Schließlich verwendet der Verfasser auch noch die Buchstaben des Wortes Amen in einer sinnbildlichen Deutung:

„daz a ist der ochse lucas mars dies mors fewr, daz fewr ist fewriger lufft mercurius a n allein der anheber rot tod pater. Daz n ist der engel, mattheus venus dies, wasser, das wasser ist fewr fewrig wasser der selbe lufft mercurius a n allein anheber grün lebendig filius. Daz e sind dy adeler Johannes saturnus dies erde, dy erde ist fewrig lufft erde, daz sind sie hie worden all dasselbe fewr wasser ein erde ist lufft mercurius a n allein der anheber swarcz lebendig tot mater spiritus vita. Daz m in allem ist der leo marcus iovis dies dieser mercurius sanctitas der lufft allein der anheber graw"[74]).

[72]) Vad. 207. [73]) GM S. 94.

[74]) GM S. 39. Die dort gegebene sinnlose Lesart der leo marcus jovis mercurius dies lufft ist durch die bessere von Vad. ersetzt, nach dem letzten „an" hat GM „allem" statt allein.

Mit Ausnahme des a für Eisen stimmen die hier gegebenen Buchstaben mit denen von GM S. 2 bzw. 158 nicht überein. Auch hier finden wir wieder die Beziehung auf die Dreieinigkeit, wie denn die Buchstaben a und n links und rechts, das m über Maria auf dem Bild der Krönung Mariae eingetragen sind.

Zeichensymbolik

Neben Bildern und Buchstaben finden sich an verschiedenen Stellen des Buches noch geheimnisvolle Zeichen, deren Sinn nirgends erklärt wird. Schon auf der Figur S. 158 kommen mehrfach drei Punkte zum Dreieck zusammengesetzt vor ∴, ferner finden sich fünf Punkte in Kreuzform ⁘, und auffälligerweise auch noch das Hakenkreuz. Das Zeichen ∴ hat mit den erst später in alchemistischen Schriften auftauchenden Zeichen △ ▽ für Feuer und Wasser nichts zu tun, daß es auch mit der Spitze nach unten auftritt, macht keinen Unterschied. Wie aus der Unterschrift der Figur S. 158 hervorgeht, bezeichnet es eine Dreiheit, „∴ alle die sache sint nicht mer wen drey iij, das fürige element des wassers, das feurige element der luft, das furige element der erden, dis ist die erde die fewr ist, die drivalt adler k j ist es luft sol karitas druken, dar got alle die ding außgemachet hat, j yglich in seiner acht, in dem regieren der sunnen fewres kraft".

Den Sinn des Zeichens ⁘ habe ich nicht ausfindig machen können.[75]) Vielleicht hängt es zusammen mit dem aus Punkten und Buchstaben zusammengesetzten Zeichen o.l.o.i.s.o.n.o., das an drei Stellen vorkommt. Dazu wird S. 164 gesagt:

> „Jhesus der manlich steyn der reynikeit feyst maria der frawlich steyn der lyplichkeit druken sy dissolvieret yn j olei steyn congelieret, daz nicht verprynnen kan, wor man es in tingiren wil, das mercurius metal wirt fix luna sol".

Die Buchstaben zu oleum solis sind in der Tat vorhanden und auch S. 205, wo ⁘ steht, ist von oleum mercurius solis die Rede. Doch findet sich unser Zeichen auch an Stellen, wo dieser Zusammenhang bestimmt nicht vorliegt, sogar neben der Aufteilung der Tierkreisbilder an die Planeten (Metalle)[76]).

[75]) Vielleicht ist an quinta essencia zu denken! [76]) GM S. 25.

Auch über das Hakenkreuz gibt der Verfasser keinerlei Aufklärung. Aber im Gegensatz zu den Punktzeichen weist er darauf ausdrückliich hin. Nachdem das Zeichen schon mehrfach gebraucht worden ist, sagt er im zweiten Buch:

„dieser weiß gel rot carbunculus got und mensche ihus xpus in seinen elemenzen er ist zweyfalticlich got und mensche, also in seinem leichnam er ist zweyvalt drey personen, also er ist in seinen elmenten 卐 also in diesem buche, da diese zeichen sten 卐 nach der lere würcket natürlichen er (= ihr).“[77]). Noch bezeichnender ist eine frühere Stelle: „Nota wan dy elementa sind sibenmal distilliret oley der lufft weiss, dy lufft gel und diss fewer rot ... (so werden sie in drei verschiedene Cucurbiten getan) j yglich die hat sein hawsfrawen in im vetrewet, dy im zuhört in iren eignen natürlichen mercurius samen, daz sy selber sind luna sol.“[78])

Unter dem „natürlichen“ Werk versteht unser Buch die Herstellung des Steins analog zum Vorgehen der Natur, d. h. durch die als Geschlechtsverbindung geschilderte Vereinigung des männlichen Sol mit der weiblichen Luna.

Wie es zu der in der alchemistischen Literatur bis jetzt ganz einzig dastehenden Verwendung des Hakenkreuzes gekommen ist, bedarf noch der Aufklärung[79]).

---

[77]) GM S. 122.

[78]) GM S. 93, weitere Stellen sind GM S. 88f.: nota der elemen卐ta weiss rot j mon ist ez, der alle czeit frewlich ist und beleibet dy sunne ... sein liebe natürliche fraw, dy er in rehter trewen liebe enpfahet usw. ferner GM S. 184, 213, 229, auch S. 143, wo GM nur einfache Kreuze, Vad. aber Hakenkreuze hat, dürfte hergehören: „+ so wirket awß denselbigen stücken auch die fraulichen steyne treuge leichnam synt sie genant, eyn muter der mon. hir eyn enphaet das menliche oleum feysten steyn weys gel rot in mon sunne dissolviret coaguliret in ein stucke fix zu grunde ⊹ wer reht kan merken, der vindet zwischen diesen zweyen creuzen hir vor geendet alle diese werke. Man beachte die zwei verschiedenen Formen 卐 und 卐.

[79]) Nicht ohne Interesse ist es, daß das Bild zum neunten Schlüssel im „Stein der uralten Weisen“ des Basilius Valentinus (fol. 70) Mann und Weib in einer hakenkreuzartigen Zusammenstellung zeigt. Die Vögel auf Köpfen und Füßen sind Rabe, Schwan, Pfau und Adler. Die drei ersten sind Sinnbilder der bekannten Aufeinanderfolge der Farben bei der Entstehung des Steins, nämlich schwarz (caput corvi, weiß, und pfauenartig bunt. Darauf erscheint der rote Stein, der ja auch im Buch der Dreifaltigkeit als Adler bezeichnet wird, während Rabe, Schwan und Pfau dort nirgends erscheinen. Auch wenn das Bild bei Basilius Valentinus eine Erfindung Thoeldes sein sollte, was nicht unbedingt der Fall zu sein braucht, so bliebe immer noch die Möglichkeit, daß die ganz sonder-

Zusammenhang mit der Tradition

Welche Stellung nimmt das Buch der hl. Dreifaltigkeit in der Geschichte der Alchemie ein? Ist es eine selbständige Leistung oder hat der Verfasser sich damit begnügt, Überliefertes weiterzugeben? Daß er das Buch als göttliche Offenbarung bezeichnet[80]), schließt natürlich den Zusammenhang mit der Tradition nicht aus. Die Behauptung der Einleitung „das mein meister dicze buch . . . uß keinem buche niht hat, es ist niendart ußgestudiret und auß keinem buch hat er es niht gelernet und auch auß keinem buch hat er es nit geschriben, wenn got vater sun[81]) heiliger geist der hat es im eingegeben . . ." ist die Übertreibung eines begeisterten Schülers in majorem magistri gloriam. Der Verfasser selbst setzt sich an zahlreichen Stellen mit anderen „meistern", mit den „Phylosophen" auseinander, wobei es ihm nicht an Selbstbewußtsein und Überlegenheit des Tones fehlt[82]). Mit Namen nennt er Hermes, Aristotiles und „magnus albertus". Die Tabula Smaragdina zitiert er lateinisch, ohne sie zu nennen, da wo er das Bild „Rex noster in dyademaze coronatus" einschaltet. Und zwar gibt GM einen unvollständigen, durch ein anderes Hermeszitat unterbrochenen Text, Vad. dagegen den vollständigen, von der üblichen Fassung an einigen Stellen abweichenden[83]).

---

bare Haltung der beiden Gestalten durch irgendwelche Erinnerungen an die Form des Hakenkreuzes bestimmt worden ist. Doch bedarf die ganze Frage der alchemistischen Bilder noch einer eingehenden Untersuchung.

[80]) GM S. 8, 95, sowie 309 in der Widmung an Friedrich VI.

[81]) Nicht „sein", wie Peters gelesen hat!

[82]) GM S. 9 „daz die armen magistri geirret haben zu vil stunden. Warumb heissen sie arme, daz sich got uber sy erbarme . . ." S. 75 bzw. 80 „diß ist der gemeinen meister wercke anfank (bzw. abgangk)" S. 133 „wan wie man sie wider zusamene fugen sol, das sie werden ein lapis dreyerley weis gel rot preciosus, das wissen vil clein, die sich für meister halten", ferner GM S. 56, 202, 214 und S. 75 (wie S. 106 oben „wer disz secreten buches" etc.).

[83]) Vad. 256v „Hec sunt literae, quae fuerunt scripte in finis (!) libri Galieni ipseque explanando ait: Cum ingrederer in antrum, accepti (!) tabulam et abradi (!), que fuerunt scripta inter manus Hermetis, in qua inveni scriptum: Verum sine mendacio . . ." Zu dem Wort Telesmi, das er deutlich Telesini schreibt, gibt er am Rand die Erklärung: „Telessimis (!) arabice diminacio est grece est similiter diminacio super omnes alios. „Diminacio dürfte eine falsche Auflösung der Abkürzung für denominacio sein; der Sinn der Stelle wäre dann: telesmus hat im

Auffallenderweise treten Hermes und Aristoteles immer zusammen auf: „also Hermes und Aristotiles schreibt, nulla re alterius“[84]) oder „got hat eingesant hermes und aristotiles, got er fundamentum was noch westen sie von dem heyligen cristengelawben nicht . . .“[85]). Das erste Zitat, das in seiner vollständigen Fassung lautet: „album et rubeum fit ex radice una, nulla re alterius generis interveniente“ stammt aus dem tractatus Hermetis. So steht es S. 196, wird aber dort fälschlicherweise dem Aristoteles zugeschrieben. Auch der „draco hermetis und aristotiles“ wird zweimal erwähnt[86]). Es ist bezeichnend für den Verfasser, daß er nirgends ein echtes Werk des Stagiriten anführt. Zwar gehen seine Ausführungen über die Elemente und ihre Mischung letzten Endes auf die aristotelische Substanzlehre zurück, aber offenbar war dies ihm eine communis opinio, die keiner Zurückführung auf eine besondere Autorität mehr bedurfte.

Auch von Albertus Magnus wird keine seiner echten Schriften zitiert. „die edele blume lunaria“[87]) findet sich dort nirgends. Wohl aber kommt der Ausdruck lunaria mehrfach bei Raymundus Lullus vor[88]). Der Satz: „daz fermentum auri ist aurum, also daz fermentum panis ist panis“[89]) geht auf die Schrift „De Chemia“ des Senior Zadith[90]) zurück. An eine

Arabischen und gleicherweise im Griechischen die Bedeutung „über alle anderen“, was ja dem Sinn von Telesmos tatsächlich entsprechen würde. Daß es für ein arabisches Wort erklärt wird, ist im Hinblick auf die von Ruska dargestellte Geschichte der Tabula nicht ohne Interesse, es könnte hier ein letzter Nachklang vom Wissen um die arabische Quelle vorliegen, wofern man nicht einfach annehmen will, daß der Schreiber seltene Worte auf gut Glück als arabisch bezeichnet. Galienus ist aus Balinus verlesen. Die Form Thelesini kommt im 16. Jahrhundert auch sonst vor, so heißt es im Pal. Germ. 467 fol. 176v: hie fahet an der Orthulanus über die Auslegung Thelesini Hermetis.

[84]) GM S. 204. [85]) GM S. 249.

[86]) GM S. 249 und lateinisch unter dem Bild S. 196 „Equitantes (?) fratres pater et mater draco hermetis mercurius noster. Darunter „draco non moritur nisi cum fratre et sorore sua non per unum solum sed e luminibus similibus“, das letzte Wort von späterer Hand verbessert.

[87]) GM S. 299 die edelen blumen lunaria, also schreibet sie magnus albertus.

[88]) So ist z. B. im Compendium animae transmutationis metallorum von lunaria coelestis und sucus lunariae die Rede. Th. Ch. IV, 171, nirgends aber von einer Blume. [89]) GM S. 74.

[90]) Ältester Druck o. J. S. 126 et ego dico, quod fermentum panis panis est et sic fermentum auri aurum est. Sed aurum nostrum non est aurum vulgi.

Stelle aus dem Speculum alchymiae, das dem Arnaldus von Villanova zugeschrieben wurde, wahrscheinlich aber von einem seiner Schüler verfaßt ist, erinnert die folgende Ausführung:

„also ist venus der schilt grün, daz felt bestendig die muter mercurius luna ... sie in alle frucht wandelt grün. was ist nicht grün, alle ding ist grün, erde, luft, wasser, fewr, sunne, mane, stern, menschen, alle creatur, hymele, alle hymelische her, helle, alle hellische her, zumal ist es grün, die sunne darumbe wercket sie sich in allen dingen in die höchste zu golde."[91]).

Es wirkt eigentümlich, daß der Verfasser weder hier noch an einer anderen Stelle einen der großen Namen anführt, die vom 14. Jahrhundert an als die eigentlichen Klassiker der Alchemie gegolten haben, weder die Turba noch Geber, weder Arnaldus noch Raymund. Überhaupt darf nicht übersehen werden, daß im ersten und zweiten Buch sich nirgends Namen finden, nur von „Meistern" ist an wenigen Stellen die Rede. Erst im dritten kommen Hermes, Aristoteles und Albert vor.

In allen wichtigen Fragen vertritt das Buch die allgemein üblichen Anschauungen. Die Metalle bestehen aus Mercurius und Sulphur, das ist aber nicht

„der sulphur rohe alleine, den ich meine dez gemeinen volkez, also vil dörechter lewte den wane haben"[92]) sondern „der rechte sulphur der phylosophen, den vil meister suchen, wan klein ist der in vinden". Und an einer späteren Stelle des Buches wird hierauf zurückgewiesen mit den Worten: „dis ist also her schreibet, weis gel rot element, die rechte sulphur der Phylosoffen, den vil meister suchen, wen clein ist der, die yn vinden; her ist ein dink, da alle ding ynne stecken ... so is es metal ercze mercurius, der da in dy metal vormenget, io her ein feiner metal zu einer hawsfrawen hat, das sein sulphur ist, io er mit ir ein feiner frucht wandeln ist."[93])

So entsteht, ganz wie dies Geber darlegt, der Unterschied zwischen den reinen Metallen Gold und Silber, und den unreinen (aussätzigen, leprosen oder malezen) Blei, Eisen, Kupfer und

[91]) GM S. 276, dazu Speculum alchymiae Th. Ch. IV, 535: „nullum genus lapidum poteris praeparare absque duenec viridi et liquido. O benedicta viriditas, quae cunctas res generas; neque ullae arbores aut fructus apparent sine viriditate" und 237: „sine preciosissima viriditate nullum vegetabile aut fructus ullus potest apparere citrinus." — duenec arab. Bezeichnung für basisches Kupferkarbonat!

[92]) GM S. 70.

[93]) GM S. 214, die Handschriften haben „wandelt".

Zinn. Zu ihrer Heilung dient die medicin, die auch einfach als „mercurius" bezeichnet wird[94]).

Bei der Bereitung des Steins der Weisen folgt die „Kunst" der Natur. Wie die natürlichen Erze in ihren Adern „dewen", d. h. digerieren, „also wercken wir die medicinen der gotheit gleich den kürczesten Weg"[95]). Auch die Anschauung vom Gegensatz der äußeren und inneren Natur der Metalle ist unsrem Meister geläufig, der awswendige und der inwendige leichnam, und ähnliche Ausdrücke spielen eine große Rolle in seinen Vorschriften[96]). Daneben steht eine zweite Auffassung, die die Vorgänge der organischen Natur zur Erklärung der alchemistischen heranzieht: die verschiedenen Stoffe werden als männliche und weibliche unterschieden, die Herstellung des Steins wird als Zeugung, seine „Augmentation" als Ernährung beschrieben, sol und Luna sind die Eltern, die ihn erzeugen[97]). Und schließlich benutzt der Verfasser, wie die andern Alchemisten die Dreiheit Körper-Geist-Seele, um die verschiedenartige Natur der Stoffe zu bezeichnen. Die drei letztgenannten Anschauungen, die ja grundlegend in der ganzen Alchemie sind, ziehen sich durch das ganze Buch.

Auch das Heranziehen astrologischer Vorstellungen und Vorschriften ist in alchemistischen Schriften nichts ungewöhnliches, ja es gehört sogar zu ihrem ältesten Bestand. Die Anwendung der Planetennamen auf die Metalle ist uralt und die Beobachtung bestimmter Tage und Stunden für die Vornahme des Werkes findet sich schon bei den griechisch-alexandrinischen Alchemisten[98]). Doch tritt im christlichen Mittelalter die Verbindung mit der Astrologie zurück zugunsten rein alchemistischer Vorschriften. Es gehört zu den Ausnahmen, wenn in dem fälschlicherweise Albert dem Großen zugeschriebenen „Tractatus Secretorum" verlangt wird, daß der Stein an einem Montag bei Sonnenuntergang in den Ofen geschoben werden soll. Das Werk

[94]) GM S. 302 „Die seuchtage, die die awsseczigen metal in im haben, daz verclart mercurium (!) auch die elementa zumale gesunt".

[95]) GM 300.

[96]) GM S. 25, 63, 37 und passim.

[97]) S. S. 121 die Ausführungen über das Hakenkreuz.

[98]) Die *καιρικαὶ βαφαὶ* schon bei Zosimus, vgl. Ruska, Tabula Smaragdina S. 23.

hat Mitte Dezember zu beginnen und dauert bis Mitte Januar im Zeichen des Steinbocks und der Prozeß wird in jedem Tierzeichen wiederholt, bis Mitte Juni im Zeichen des Krebses[99]). Tageszeit (Stand der Sonne), Tag und Monat sind also hier genau zu beobachten, damit das Werk zustande kommt. Was aber das Buch der hl. Dreifaltigkeit in dieser Beziehung bietet, geht mit seiner Regelung bis ins allerletzte weit über den Tractatus Secretorum hinaus und findet meines Wissens in keinem älteren oder gleichzeitigen Werk eine Parallele. An mehreren Stellen des Werkes finden sich seitenlange Angaben über die Planetenstunden und die in den einzelnen Stunden zu vollbringenden Werke.

So heißt es z. B. „diss ist das regierent aller planeten lawff dez hymels, hier anget in die solis in media nocte zwischen 12 und 1 so ist es allczeit in hora solis, zwischen 1 und 2 so ist ez allczeit in hora veneris". Die Stunden folgen sich nun durchgehend immer weiter, 2—3 mercurius, 3—4 lune, 4—5 saturni, 5—6 jovis, 6—7 martis, 7—8 solis, 9—10, veneris 10—11 mercurius usw., so daß der Sonntag 11—12 mit hora mercuriis schließt und der Montag 12—1 mit hora lune beginnt. So erhält jeder Wochentag als erste Stunde die des Planeten, nach dem er genannt ist. „Also mugen wir wissen den lawf aller planeten ewig all tag und nacht von einer mitternacht zu der andern und alle wochen und all monet und alle jar durchgende ein nach dem andern ewig."[100])

Wie man sieht, ist die Reihenfolge der Planeten dieselbe wie auf dem „Mühlrad der heiligen Dreifaltigkeit" (im Sinn des Uhrzeigers gelesen).

Anschließend gibt der Verfasser sodann an, was man „in einer yeglichen hor tun mag, so hebet aber an in die solis angangk in hora solis zwischen 12 und 1 in media nocte in frewdenreich spil ruwet, so ist es in hora solis, zwischen 1 und 2 so ist es in hora veneris, „so anhebet zu würcken, die man in der or anheben sol." Es wiederholen sich immer folgende Vorschriften:

hora solis ruwet in der coagulacien
hora veneris aber anhabet
hora mercurii so tingiret ad solem

[99]) Artis auriferae III, 121. Dicimus ergo, quod accipiatur lapis philosophicus cum tota substantia et ponatur in vase philosophico et sigillatur os vasis sigillo Hermetis, et ponatur in furno ipsius, in occasu solis. Hoc autem totum in die Lunae sit factum, et incipiatur opus a medietate Decembris usque ad medietatem Januarii sub signo Capricorni etc.

[100]) GM 96ff.

hora lune ein frewdenreich spil zu coaguliren in ein solem
hora saturni ruwet in der coagulacien
jovis aber anhebet
hora martis so tingiret ad lunam.

„in diesem lauffe aller planeten hier stat alle würckung inne zu begreifen, wan ee (= waneer, wann) man ruwen mag zu rechter zeit und würcken, daz mag man hier vor mercken und wie die planeten alle tag und alle horen gen geleich, wenn sie doch alle in mercurius luna sol sein."[101])

Erst in den späteren Teilen findet sich die Vorschrift, das Einsetzen von Stoffen, die „ein umbegand jar" in Pferdemist liegen sollen, im Monat März vorzunehmen[102]). Auch sie geht auf griechisch-ägyptische Vorstellungen zurück[103]), der März ist der etesische Monat, in dem die Vegetation erwacht. Im Frühling ist die Welt erschaffen worden. Vere natus orbis est, heißt es im Pervigilium Veneris und Ambrosius von Mailand spricht dieselbe Auffassung, ins Christliche gewandt, oft genug aus[104]).

Die einzelnen Metalle werden dann auch an die Zeichen des Tierkreises aufgeteilt, Widder und Stier erhalten Mars, Zwillinge und Krebs Sonne, Löwe und Jungfrau Venus, Schütze und Steinbock Mond, Waage und Skorpion Merkur, Wassermann und Fische Saturn, also wiederum die Reihenfolge des „Mühlrads"[105]). Jupiter, für den kein „Haus" mehr verfügbar ist, steht neben dem Zeichen ·⁝· am Rand. Schließlich werden die einzelnen Bilder des Tierkreises noch an die Gegensätze warm und kalt aufgeteilt, und zwar so, daß mit Aries warm, taurus kalt begonnen und in dieser Reihenfolge fortgefahren wird[106]).

Daß unser Verfasser auch dem weitverbreiteten Physiologus

---

[101]) GM S. 106, eine ähnliche Zusammenstellung, aber ohne die Planetennamen, nur mit Zeitangabe steht GM S. 110, ferner gibt er S. 53 ebenfalls die Planetenstunden, aber geordnet nach den Planeten statt nach der Zeit.

[102]) disz oley ist, daz ein umbegand jar in dem myste stat nicht heyszer wenn die sunne scheint und alle vier tage newen myst zu gebn von martius an bisz zu der zeit wider daran (GM S. 266, dieselbe Vorschrift GM S. 299 und S. 305).

[103]) Vgl. von Lippmann, Entstehung und Ausbreitung der Alchemie Bd. I S. 99 „nach Olympiodor ist die eigentliche Zeit für das Werk der Monat Pharmuthi (mensis philosophicus) in ihm (im März-April) unterwirft man ... die ... Rohmetalle der Taricheia".

[104]) Vgl. mein „Naturgefühl im Mittelalter" 1914 S. 10 u. 25.

[105]) GM S. 25. [106]) GM S. 54.

seine Wissenschaft vom Einhorn entnimmt und ins Alchemistisch-mystische umdeutet, ist nicht verwunderlich[107]). Eigentümlicher ist schon seine Verwendung des Lehenswesens und der Wappenkunde.

> An einer offenbar verdorbenen Stelle setzt er zunächst den Papst mit der Sonne, die Kardinäle mit den Mercurii gleich und fährt dann fort: „ein rate is sol mercurius lapis, tingiret primo super imperatorem saturnum d l s dat tingiret tercio super duces martem a h p dat tingiret quarto super comites venerem cuprum b i q." Secundo ist weggefallen, es muß ergänzt werden: „... saturnum c k r, dat tingiret secundo super reges iovis d l s ..."

Die Könige an zweiter Stelle ergeben sich aus dem Zusammenhang und werden überdies durch eine andere Stelle bezeugt. Durch die Einfügung erhalten auch die Metalle wieder die richtigen Buchstaben, und der Vergleich paßt sich in den ganzen Sinnzusammenhang des Buches ein. Der Dreifaltigkeit, den edlen Metallen, entsprechen die geistlichen Würdenträger, den vier Evangelisten, den unreinen Metallen, die weltlichen. Der Bezeichnung des Saturn als Kaiser[109]) entspricht es auch, daß Saturn (Johannes) auf dem Bild der Krönung Mariae den schwarzen Adler, also das kaiserliche Wappen im Schild führt. Dagegen will die Erklärung, die im ersten Buch von den Wappen der vier Evangelisten gegeben wird, dazu nicht passen. Hier heißt es nämlich eigentümlicherweise: „lucas mars, aws ir flewget ein corona rot, dy dymütige sele vater, si hat in ir keiserlich wer, schlüssel und swerd ... leo jovis aws im flewsset ein corona graw der kewsche geist filii, er hat in im [geist] papaliche wer, den lebendigen durchfliessenden brunnen ..."[110]). Die beiden andern Wappen werden hier nicht, wohl aber an einer späteren Stelle erwähnt[111]). Auch hier liegt eine der mannigfachen Unstimmigkeiten unsres Buches vor. Weder versteht man, warum das Wappen des Lukas, Schlüssel und Schwert als keiserliche

---

[107]) GM S. 75 „Junkfraw, seid ir also rein ein magt, daz ir vor ein einhorn seid unverzagt, daz wil ich mit euch vahen, seid ir daz niht, verbergent ez euch niht, oder ez stichet euch tod, nymand kan euch weren der not. mercurius diss einhorn ist, sol die maget reine".

[108]) GM S. 209.

[109]) GM S. 121 dieser keyserreiche adeler swarcz der mesikeit ... diesem konigreichen leben groe der keuschheit ...

[110]) GM S. 48. [111]) GM S. 279.

wer bezeichnet wird, noch, warum der im Text nicht genannte Löwe im Wappen des Markus „papaliche wer" sein soll.

Von besonderer Bedeutung ist es, daß im Zusammenhang mit den Wappen schon auf dem Bild S. 50 „der keyser friderich" genannt wird[112]). Doch ist dieses Spruchband vielleicht später hinzugefügt worden, wenigstens fällt es auf, daß es nicht in der Buchschrift, sondern in einer Art Kursive geschrieben ist. Im dritten Buch erst ist im Text selber von Kaiser Friedrich die Rede:

„der grüne schilt, den die juncfrawe bloe helt in iren henden, den gulden adeler mit dreyen helsen den furen wird der rechte keysser friedrich. sein wappen ist got ihesus cristus. Amen Amen!"[113])

Damit ist der Schild gemeint, der S. 50 unten in der Mitte und S. 236 nochmals allein abgebildet ist. Er zeigt eine Vereinigung des doppelköpfigen Adlers mit den Wundmalen Christi. Kurz darauf heißt es dann:

„keyser friedreich (!) wird das swert befolhen, den er sol daz hawpt wesen uber alle, die daz swert füren, ist er von gote awserkoren, daz er sol stewren allez daz gegen den heiligen cristenlichen gelawben."[114])

Der rechte Kaiser Friedrich ist auch nur eine der vielen Bezeichnungen für den Stein der Weisen. Der grüne Schild deutet auf das Eisenvitriol als Ausgangsstoff, die Jungfrau blau entweder auf das Kupfervitriol oder auf Silber, die blaue Krone. Jedenfalls ist der Verfasser mit diesem Sinnbild höchst aktuell. Gerade in den erregten Zeiten des Konstanzer Konzils begann ja die Übertragung der Kaisersage auf Sigmund, der ohne Rücksicht auf seine wirklichen Eigenschaften als der berufene Verjünger der alternden Welt, als neuer Moses und König David gefeiert wurde[115]). So entsteht denn bald die berühmte „Reformation des Kaisers Sigmund", deren Verfasser ebenfalls das Wappen des von ihm erwarteten Priesterkönigs Friedrich genau beschreibt[116]).

[112]) Vgl. oben S. 112. [113]) GM S. 237. [114]) GM S. 241.

[115]) Fr. v. Bezold, Zur deutschen Kaisersage. Sitzgsber. phil. hist. Kl. der K. b. Akad. d. Wiss. 1884 S. 583.

[116]) W. Boehme, Friedrich Reisers Reformation des Kaisers Sigmund 1876, die dort gegebene Schilderung der Wappen hat mit unserm Buch nichts gemeinsam.

Unser Meister denkt jedoch bei seinem rechten Kaiser Friedrich nicht an Sigmund, sondern an den Markgrafen Friedrich von Brandenburg, dem er ja das Buch mit folgenden Worten widmet:

„Burckgraf fridrich, marckgraf von prandenburg, alle diese medicinen hat euch got selber gesand, die er selber gemacht hat durch sein heyliges leyden alle daz buch durch der heyligen dryvaltikeit geoffenbarte sein sie euch gegeben, daz ir ein vorbeser getrewe der armen kranken cristenheit sult wesen, werntliche fürsten, vil geistliche fürsten und herren, auch alzuvil gemeines volkes den heiligen cristen gelawben sint abgegangen heymlichen, fürwar[117]) ich schreib es auß dem munde gotes."[118])

Ein Verweser der armen kranken Christenheit und Wiederhersteller des Christenglaubens zu sein, das ist also die Aufgabe, die das Buch der hl. Dreifaltigkeit dem Hohenzollern zuweist, und das ist genau das, was man von dem rechten Kaiser Friedrich erwartete. Die zur Erfüllung dieser Riesenaufgabe erforderlichen Machtmittel aber sollen ihm die alchemistischen Kenntnisse des Verfassers verschaffen, dem sie eigens dazu von Gott geoffenbart worden sind. Die Alchemie als Mittel der Politik, damit war bereits der angebliche Raymundus Lullus vorangegangen, der sein „Lapidarium" mit den Worten beginnt: „Deus in Veritate tua incipio imprimis tractare generationem lapidum per artem, ad regem virtuosum, qui propter tuum amorem dedit se tuo servitio"[119]). Aber anstatt der Behauptung göttlicher Offenbarung nur Berufung auf die göttliche Wahrheit und der politische Zweck nur angedeutet in den Worten qui se dedit tuo servitio. Daraus ist dann die bekannte Geschichte entstanden, Lull habe dem König Edward III. von England gegen das Versprechen, einen Kreuzzug zu unternehmen, durch seine Kunst die nötigen Mittel verschafft, der König aber diese zu Lulls gerechter Empörung zum Krieg gegen Frankreich verwendet[120]).

Wieviel klarer und deutlicher kommt der Gedanke bei unsrem Meister heraus! Wenn er sich gerade an Friedrich damit wandte,

[117]) fürwar Vad. GM hat vbar.

[118]) GM S. 309; unmittelbar vorher das Datum 27. 6. 1419.

[119]) Raymundi Lullii Lapidarium Artis Auriferae t. III. Basel 1610.

[120]) Über die Unechtheit aller dem Raymundus Lullus zugeschriebenen Schriften herrscht heute Einstimmigkeit. Das Lapidarium dürfte im Laufe des 14. Jahrhunderts verfaßt sein.

so mag er daran gedacht haben, daß dieser durch seine Mutter Elisabeth von Friedrich dem Freidigen abstammte, der als Nachkomme der Staufer selbst Gegenstand der Kaiserprophezeiungen gewesen war[121]).

Die Bezeichnung chemischer Stoffe durch Wappen findet sich bei den Klassikern der Alchemie nirgends, scheint dagegen in Deutschland im 15. Jahrhundert auch sonst beliebt gewesen zu sein. So findet sich in einer von 1469 stammenden Sammelhandschrift der Landesbibliothek Karlsruhe ein Prozeß in deutscher Sprache, in dem Gold mit a, Silber mit b, Quecksilber mit c und Salpeter mit p bezeichnet wird. Auf der letzten Seite steht die Randbemerkung: „Nota in almania a Romischer keyser gulden adler b bemischer konig eyn weyssen leben c Mercurius Margraf unstete p Petri sal Primas Magdeburgensis zu hal"[122]).

Was dem Buch aber sein eigentümliches Gepräge gibt, das ist, worauf schon sein Titel hinweist, die Verwendung der christlichen Glaubenslehre in alchemistischer Umdeutung. Freilich ist er auch hier nicht der erste. Schon in dem fälschlicherweise dem Arnaldus de Villanova zugeschriebene Traktat De secretis nature heißt es[123]):

> „Et ideo dico quod pater et filius et spiritus sanctus idem sunt et cum tria sunt unum et idem sunt. Sic est de lapide nostro tria sunt unum et idem sunt divisa."

Sodann wird unter dem Bild des Leidens Christi von der Geißelung bis zum Tode beschrieben, was zur Vollbringung des Steins notwendig ist.

Auch die Beziehung zwischen den Tugenden und den Planeten bzw. den ihnen entsprechenden Metallen ist dem Mittelalter

[121]) Grauert, Zur deutschen Kaisersage. Hist. Jahrb. der Görresgesellsch. XIII S. 143.

[122]) Karlsruhe 1220 fol. 184ff.

[123]) Vgl. P. Diepgen, Studien zu Arnald von Villanova, Archiv für Gesch. der Medizin III, 1910 S. 384. Der dort erwähnte Wiener Codex 5509 stammt, wie ich einer freundlichen Mitteilung der Wiener Nationalbibliothek entnehme, aus dem Jahr 1459, ist also nur 10 Jahre älter als die oben erwähnte Karlsruher Hs. Ich zitiere nach dieser. Die Zeit der Abfassung steht nicht fest, solange keine älteren Handschriften aufgefunden werden, besteht natürlich auch die Möglichkeit, daß der Traktat jünger als das Buch der h. Dreifaltigkeit ist.

geläufig. Sie hat sich aus der astrologischen Anschauung entwickelt, daß die einzelnen Planeten auf die unter ihrer Herrschaft geborenen Menschen einen bestimmten Einfluß ausüben. So werden die Planeten zu Sinnbildern bestimmter Eigenschaften. Bereits Bartholomaeus Anglicus[124]) sagt „Saturn bezeichnet Trübsal und Trauer; Jupiter Ehrfurcht, Ehrbarkeit, Treue, Zucht; Mars Zorn, Schnelligkeit und Wut; Venus Gewinn und Freude; Merkur Vernunft und Weisheit; die Sonne Geist und Seele"; der Mond hat je nach seiner Stellung verschiedene Bedeutung. Diesen Gleichungen liegt die Lehre von den guten und bösen Planeten zugrunde. Berthold von Regensburg dagegen stellt in seiner Predigt „Von den siben Planeten" diese als Sinnbild der sieben Tugenden auf. Es bedeutet die Sonne den lautern Christenglauben, der Mond Demut, Mars Stärke des Geistes; von Merkur heißt es:

> „der sterne heizet mercurius dâvon. daz er ein mitteler ist. Ez sint drîe vor im unde drîe nach im. Also sint ouch drîe tage vor dem mittwochen unde drîe tage dar nâch. Und also ir denselben sternen sehet oder hoeret nennen, so sult ir derselben tugend gedenken ... und also sult ir mitteler sîn, daz ir fride machen sult."

Weiter bedeutet Jupiter miltekeit, Venus minne, Saturn staetikeit[125]). Berthold gibt, wie man sieht, die Reihenfolge der Planeten entsprechend den Wochentagen. So kommt Merkur zu seiner Mittlerrolle, die deswegen so beachtenswert ist, weil bei den Alchemisten als Metall ja ebenfalls diese Mittlerrolle spielt. Er ist der Geist, der Körper und Seele verbindet und wird im Buch der hl. Dreifaltigkeit geradezu als der Mittler bezeichnet[126]). Im einzelnen besteht jedoch zwischen Berthold und unsrem Verfasser nur in bezug auf die Sonne Übereinstimmung. Für die eigenartige Auffassung, die sieben Planeten gleichzeitig als Sinnbild der Hauptlaster zu betrachten, habe ich keinerlei Vorbild finden können. Doch ist zu bedenken, daß die Geschichte der mittelalterlichen Geheimwissenschaften noch viel zu wenig erforscht ist, als daß man endgültige Schlüsse über die Eigenart

[124]) De proprietatibus rerum lib. VIII.

[125]) Berthold von Regensburg hrsg. von Pfeiffer-Strobl 1862 Bd. I S. 52.

[126]) GM S. 159 (S. 114 dieser Arbeit).

unsres Verfassers aus dem Stillschweigen der bekannten Quellen ziehen könnte[127]).

Ohne Vorbild ist auch die Verteilung der Metalle auf die Wunden Christi, doch mögen unsrem Meister dabei astrologische Darstellungen vorgeschwebt haben, die die planetarische Aufteilung des Menschenkörpers zum Gegenstand haben. Derartige Abbildungen konnten ihm aus dem Elucidarium des Honorius Augustodunensis, dem Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg und ähnlichen Schriften bekannt sein[128]).

Auch die Erscheinung des Antichrists wird als Sinnbild für alchemistische Prozesse von unsrem Meister verwendet. Wie immer in erregten Zeiten sahen auch damals viele sein Kommen als unmittelbar bevorstehend an[129]). Die Zerrüttung der Kirche, das Schisma und die Hussitenbewegung, die ja zugleich ein Aufrühren der sozialen Frage war, die Zustände im Reich und die Türkengefahr, das alles schien auf das Ende der Welt hinzudeuten; wie die Hoffnung auf den kommenden Kaiser Friedrich, so nahm der Verfasser auch die Erwartung des Antichrists in sein Werk auf und gab ihm eine alchemistische Deutung, die aus seinen Worten allerdings nicht klar wird. Nur soviel läßt sich erkennen, daß er an die vom Teufel eingegebenen falschen Prozesse denkt, mit denen die Menschen betrogen werden. Auch wo er am ausführlichsten ist, bewegt er sich in ganz allgemeinen Redensarten. Daß er den betreffenden Abschnitt mit den Worten „Contra justiciam"[130]) überschreibt und so auch eines der Bilder benennt, weist darauf hin, daß ihm Adsos Schrift vom Antichrist bekannt gewesen sein muß. Dort heißt es nämlich: „Nunc quoque nostro tempore multos Antichristos novimus esse. Quicunque enim sive laicus, sive canonicus sive monachus contra iustitiam impugnat . . . Antichristus est et minister sathanae[131])."

[127]) Daß noch Ende des 15. Jahrh. die Verbindung der Planeten mit den sieben Todsünden nicht vergessen war, zeigt die Verwendung des Motivs in dem englischen Mysterienspiel Mary Maudlein. Vgl. M. Gothein, Die Todsünden, Archiv für Religionswiss. X, 1907 S. 479.

[128]) Vgl. Reitzenstein-Schaeder Studien zum antiken Synkretismus 1926 S. 136.

[129]) Bezold a. a. O. S. 563. Döllinger, Der Weissagungsglaube in der christlichen Zeit. Hist. Taschenbuch V. 1. 1871 S. 270 a 9.

[130]) GM S. 164 und Bild S. 198.

[131]) E. Sackur, Sibyllinische Texte und Forschungen 1898 S. 106.

Während aber Adso in Übereinstimmung mit „den in der Exegese einflußreich gewordenen Kirchenvätern Hieronymus und Chrysostomus“[132]) den Antichrist als Menschen betrachten, nimmt das Buch der hl. Dreifaltigkeit die von Bousset angeführte ältere Überlieferung auf, derzufolge der Antichrist teuflischen Ursprungs ist. So sagt unser Meister in deutlicher Parallele zu seinen Ausführungen über die Dreifaltigkeit:

„die wurczel und blum der ewigen bößheit die kan nicht anders geraten wen in den weg der abgrunt der helle, da sie ist ir vater sun böße geist muter j is ist lucifer anticrist in seiner muter j stück er geborn ist also unkewsche schemeliche aller große unreynikeit, daz nicht zu sprechen stet, darumbe heißen sie stummen sunde, nymant sol sie nennen, is ist alzu groß böß vortummete sünde, der allerergste satanas also der mensche worden ist in seiner muter j leip und sele ist is muter und kind der allerergste tewfel und mensche sie sint bliben bößest zu ewigen tagen.“[133])

Daß der Antichrist aus einem unkeuschen Verhältnis hervorgegangen ist, wird von allen kirchlichen Schriftstellern immer wieder betont; welchen alchemistischen Sinn unser Meister aber damit verbindet, ist nicht ersichtlich. Offenbar vermeidet er nähere Angaben absichtlich, um den Leser nicht durch Mitteilung von betrügerischen Rezepten in Versuchung zu führen. Vielleicht darf man annehmen, daß er dabei an die Darstellung des sogenannten Musivgolds, des aurum musivum, dachte, das hergestellt wurde, indem man Zinnamalgam mit Schwefel und Salmiak erhitzte. Als Ausgangsmaterial diente „Conterfein“ (bei Agricola Conterfete)[134]), was vielleicht durch die Wahl des Ausdrucks „Contra justiciam“ angedeutet sein soll.

Deutet so die Unkeuschheit auf unreine, ungeeignete Stoffe, so bedeutet der Zorn das allzustarke, die Herstellung verhindernde Feuer. So heißt es an einer gleich noch eingehender zu besprechenden Stelle: „Fride ist got, zorn ist der tewfel“ (wozu der Schreiber von Vad. die Anmerkung macht: „item deus est ignis temperatus item dyabolus est ignis excessivus“[135]), was auffallend an das bekannte Alchemistenwort erinnert: „festinatio quaedam ex parte diaboli est“).

[132]) W. Bousset, Der Antichrist 1895 S. 88.
[133]) GM S. 263.
[134]) v. Lippmann, Entstehung II S. 228.
[135]) Vad. 342 v.

So ergibt sich denn, daß das Buch der hl. Dreifaltigkeit durchaus im Zusammenhang der alchemistischen Tradition steht. Auch die Verwendung von Bildern ist an und für sich nichts Neues. Schon die bereits erwähnte Schrift des Senior Zadith „De Chemia" kennt solche, doch stehen sie mit denen unsres Buches in keinem Zusammenhang. Dasselbe gilt von den Bildern, die angeblich Nikolaus Flamel in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts in einem Rindencodex entdeckt haben will. Die dort mehrfach auftretenden Schlangen und Drachen sind ein uraltes Sinnbild in der Alchemie und daher so verbreitet, daß aus ihrem Vorkommen keine Schlüsse auf das Bestehen eines Zusammenhangs gezogen werden können. Auch die auf der Spitze eines Berges stehende Blume mit himmelblauem Stengel, weißer und roter Blume und goldenen Blättern hat keine Ähnlichkeit mit der blauen Lilie der hl. Dreifaltigkeit[136]). Die Gemälde, die Flamel selbst „unter dem vierten Schwibbogen des Kirchhofs der Unschuldigen Kindlein, wenn man aus der Straße St. Dionysii durch die große Pforte hineingehet", hat abmalen lassen, verwenden zwar wie unser Meister christliche Gestalten, aber in ganz anderer Weise[137]). Auffallend ist, daß Flamel zwar von „dem alten Hermaphrodit" spricht, aber kein entsprechendes Bild gibt, sondern Mann und Weib als zwei getrennte Körper darstellen ließ, die übrigens, wie er selbst betont, seine und seiner Frau Züge tragen. Dagegen findet man eine Darstellung eines Hermaphroditen, die dem Bild „Rex noster in dyademate coronatus" sehr ähnlich ist, im sog. Rosarium philosophorum[138]). In beiden Fällen erblickt man eine rechte männliche und eine linke weibliche Hälfte, jene mit einer eingerollten Schlange, diese mit einem Gefäß mit drei Schlangenköpfen; beide haben die eigentümlichen Fledermausflügel; auch der Sonnenbaum ist auf beiden Bildern zu sehen. Dagegen fehlt im Rosarium der Mondbaum, statt dessen sieht man Pelikan und Löwen und zu Füßen des Hermaphroditen statt des Drachen drei Schlangen.

---

[136]) Das Buch der hieroglyphischen Figuren Nicolai Flamelli aus dem Französischen ins Hochdeutsche übersetzt, o. O. 1669, die französische Ausgabe von Arnaud, Paris 1612, war nicht zugänglich.

[137]) Ebenda S. 34ff. [138]) Artis auriferae t. II S. 136.

Leider lassen sich aber aus dieser Ähnlichkeit nur sehr bedingte Folgerungen ziehen. Wenn nämlich 1. die Bemerkung S. 138, die Arnaldus von Villanova als Zeitgenossen erwähnt, echt, das Werk also Anfang des 14. Jahrhunderts verfaßt ist, 2. das Bild des Zwittermenschen schon in der Handschrift enthalten war und nicht etwa durch den Herausgeber der gedruckten Ausgabe aus anderer Quelle hinzugefügt worden ist, so könnte man das Rosarium als die Quelle unsres Meisters betrachten. Jedenfalls aber beweist das Vorkommen in einem andern Werk, daß das Bild des Zwittermenschen keine Erfindung unsres Meisters ist. Dagegen habe ich die Darstellung der sieben Wunden Christi in keinem anderen alchemistischen Werk gefunden, weshalb sie ihm bis auf weiteres als sein geistiges Eigentum zugesprochen werden kann.

Neben diesem selbstverständlichen Zusammenhang mit der alchemistischen Wissenschaft seiner Zeit weist unser Buch aber noch einen anderen, höchst interessanten, aber sehr viel schwerer zu klärenden auf: den mit gewissen gnostischen Gedankengängen. Auf solche weist schon seine oben erwähnte Verwendung der Planeten als Sinnbild gleichzeitig für die sieben Haupttugenden und Laster hin. So heißt es im System der Barbelognostiker nach Irenäus I, 29, 4, daß der Weltschöpfer mit der Authadia fünf Hypostasen, Kakia, Zelos, Phthonos, Erinys, Epithymia gezeugt habe, worin Bousset eine Umdeutung der Hebdomas der Planetengötter in abstrakte Wesen erblickt[139]). Unser Buch kennt aber auch die gnostische, letzten Endes auf persische Lehren zurückgehende Vorstellung, daß die Planeten von ihrem Wesen dem Menschen mitgeteilt haben:

„dabey vorste, alle ding j icklich nach seiner naturen besunderlichen, auf ertrichen alle das natürlich ist geschaffen von zweyerley planeten erde, luft, wasser, fewr, frucht, alle creaturen die planeten zweyerley all glich groß in allen dingen j stück hyr in dem mittel des ertrichs sint si von got glich in j wesent zu hawffen gefüget die lüfte der syben tugende planeten, aws der höhe der hymele, daz got ist in seinen wercken diese einerley planeten, die anderley luft der syben untugent planeten us der tyffe der helle, das der tewfel ist in seinen wercken. dise zweyerely planeten gut syben, boße syben, ein planete ist is sol venus mercurius luna

[139]) W. Bousset, Hauptprobleme der Gnosis 1907 S. 237.

saturnus jovis mars, sune, man, sternen, wolken, wasser, all ertrich, alle daz zwischen den hymeln und der helle ist, daz ist gut und böß, alle planeten zweyerley j stücke gelich, so ist is über alle ein streit gegen den andern, got fürt zu hymele die bößen die gut worden sint, der tewfel füret zu der helle die guten, die böß geworden sein."[140])

Unser Buch vertritt ferner eine von der kirchlichen Lehre ganz abweichende Auffassung über die Erschaffung Adams; wenn es erklärt,

„daß der corpus adams von acht stüken gemacht sey, von welchen das erst teil waz von eym stüke der erden, das ander von dem mere, daz dritte von den steinen der erden, daz vierd von den wolken des himels, daz fünfte von dem winde, daz sechste von der sunnen, daz sibende von dem lichte der werlte, mone, daz achte von dem heiligen geiste." Jedes dieser acht Stücke besteht seinerseits, wie weiter auseinandergesetzt wird, wieder aus zwei Stücken, nämlich aus „feuriger und wässeriger Luft", „ein ewig gewesen swarcz sunne fewre, darumbe heißt es, das wir aws der sunne fewre inwendig aws wendig sind gemacht al aws einem dinge, da dy sun ist aws gemacht, da sind wir mit allen dingen aws gemacht j yglichs auff sein achte, so ist ez al druken fewre j nicht lufft vinsternisse erst gewesen al daz nicht, da got alle dink hat ab gemacht bekennelich lieht."[141])

Diese seltsam anmutende Lehre war im Mittelalter weit verbreitet[142]). Max Foerster, der eine mittelirische Prosaübersetzung des 13. oder 14. Jahrhunderts, eine altfranzösische Version, eine flämische Versbearbeitung des 15. Jahrhunderts, provenzalische, kastilianische, katalanische, französische und englische Bearbeitungen des sie enthaltenden Dialogs zwischen Kaiser Hadrian und dem klugen Kinde Epitus sowie mittelenglische Prosaabschnitte anführt, unterscheidet fünf verschiedene Gruppen von acht bzw. sieben Bestandteilen, die er auf eine griechische Urform des slawischen Henochbuches zurückführt[143]). Keine seiner Gruppen stimmt jedoch genau mit der unsrigen überein.

[140]) GM S. 258. Über den persischen Ursprung der Lehre vgl. R. Reitzenstein und H. Schaeder, Studien zum antiken Synkretismus 1926 S. 27. Vad. 342 macht zu den Worten „die anderley lufft der syben untugenden planeten auss der tieffen der helle ..." die Randbemerkung: „Celum est cavitas alemvici, Infernum est fundus cucurbitae."

[141]) GM S. 63.

[142]) R. Koehler, Adams Erschaffung. Kleinere Schriften II (1900) S. 1—7.

[143]) Max Foerster, Adams Erschaffung und Namengebung, Arch. f. Relwiss. XI 1907 S. 477ff.

Stellen wir zunächst die Liste unsres Buches mit den beiden Gruppen Foersters zusammen, zu denen sie Beziehungen hat, der Cambridger Corpus Christi College Hs. Nr. 326 (Gruppe A) und dem Cod. Vat. Reg. 846 (Gruppe E).

Dreifaltigkeit	Corp. Chr. (A)	Vat. (E)
1. Erde	1. Erde	1. Erde
2. Meer	2. Meer	2. Meer
3. Steine	6. Steine	(3. Feuer)
4. Wolken des Himmels	4. Wolken	8. Wolken
5. Wind	5. Wind	4. Wind
6. Sonne	3. Sonne	6. Sonne
7. Licht der Welt, Mond	8. Lux mundi	7. Mond
8. Hl. Geist	7. Hl. Geist	(5. Tau)

Also eine weitgehende Übereinstimmung zwischen Dreifaltigkeit und A. Doch ist die Anordnung unsres Buches entschieden logischer; in A erscheinen die Steine sonderbarerweise zwischen Wind und h. Geist! Eigentümlich ist die Ausdrucksweise: Licht der Welt, Mond. Man möchte einen ungeschickten Erklärungsversuch vermuten, wenn nicht auffälligerweise im Vat. genau an derselben Stelle ebenfalls der Mond erschiene. Foerster erklärt allerdings die Liste des Vat. für eine bloße Abwandlung der ursprünglicheren Schlettstädter, die an sechster Stelle statt Sonne: Blumen = Augen und an siebter Heu = Haare hat. Wenn auch letztere sinnvoller ist (was hätte der Mond mit den Haaren zu tun?), so ist es die Gleichung Blumen : Augen nicht, und die zweimalige Verdoppelung des Feuchten zu Meer und Tau, der Vegetation zu Blumen und Heu ist verdächtig. Faßt man dagegen in der römischen Liste Meer und Tau zu dem Begriff Wasser zusammen, so erhält man eine Siebenzahl, in der nacheinander die vier Elemente, Sonne, Mond und Himmel enthalten sind. Sie stimmt dann genau überein mit der Liste der sieben Elemente, denen nach dem Apologeten Aristides die Verehrung der Chaldäer gilt.[144]) Schade, daß unser Meister auf die Gleichsetzung der einzelnen Stücke mit den Körperteilen verzichtet! Es wäre interessant gewesen, zu erfahren, was er dem Mond verglichen hätte. Schon Foerster hat darauf hingewiesen, daß die Gleichsetzung des lux mundi mit Christus wie A sie gibt, aus dem Zusammenhang herausfällt. Offenbar waren von altersher verschiedene Fassungen bekannt, der einen schien dies, der andern jenes zu fehlen, so suchte man sie durch Interpolation zu verbessern. Vielleicht lassen sich die verschiedenen Gruppen auf zwei Typen zurückführen, einen konkreten, aus dem Mythos erwachsenen, wie ihn Bundehishn (und Edda?) zeigen und einen abstrakten, aus der Wissenschaft hervorgegangenen, der neben der unmittelbaren Anschauung, die mit Sonne, Mond und Himmel auch hier noch vorhanden ist, die rein begrifflich gewonnenen vier Elemente setzt. Beide durchdringen sich in der mannigfachsten Weise. Eine solche Durchdringung finden wir auch bei unsrem Meister. Die Zusammenstellung von Sonne und Mond hat ihn als Alchemisten besonders angesprochen. Die Steine schienen ihm oder seiner Quelle unentbehrlich und das in seiner Liste fehlende Feuer

[144]) Bousset S. 224 1. *Οὐρανός*. 2. *γῆ*. 3. *ὕδωρ*. 4. *πῦρ*. 5. *ἀνέμων πνοή*. 6. *ἥλιος*. 7. *σελήνη*.

hat er wenigstens dadurch hereingebracht, daß er alle Elemente aus feuriger (und wäßriger) Luft bestehen läßt.

Der Begriff „swarcz sunne fewer" den er in diesem Zusammenhang gebraucht, spielt auch sonst eine große Rolle bei ihm.[145]) Vad. erläutert die erste Stelle durch den Zusatz: „Nicht, ex quo omnia sunt creata, fuit aer tenebrosus, id est, ein swartz feuer der sonnen."[146]) Der Ausdruck findet sich auch bei Hildegard von Bingen[147]) und weist über diese zurück ebenfalls auf gnostische Spekulationen, ja vielleicht auf persischen Einfluß: Ormuzd ist der Herr des finsteren Feuers und erscheint als solcher noch im Poimandres[148]); die klementinischen Schriften kennen ein verborgenes und ein offenes Feuer[149]); bei den Manichäern rüstet sich der Urmensch zu seinem Kampf gegen die Finsternis mit den fünf Elementen, dem leisen Lufthauch, dem brennenden Licht, dem Wasser, dem blasenden Wind und dem Feuer, während der Feind sich mit den fünf höllischen Elementen wappnet, dem höllischen Rauch, dem Glühwind, der Finsternis, dem Nebel und dem Brand oder bösem Feuer[150]); Firmicus Maternus überliefert Spekulationen „der Perser und Mager" über eine doppelte Natur des Feuers.[151])

Auch was das Buch der hl. Dreifaltigkeit über den Gegensatz von Licht und Finsternis und den dauernden Kampf zwischen beiden sagt, besonders aber die Bezeichnung der Erde als ein Mittelreich zwischen dem Guten und dem Bösen erinnert eher an gnostische als an kirchliche Vorstellungen; doch soll darauf angesichts der recht allgemein gehaltenen Wendungen unsres Meisters nicht zuviel Gewicht gelegt werden. Auffallen muß es aber, daß die oben[152]) angeführte Stelle über den Antichrist: „in seiner muter er geboren ist also unkewsche schemeliche aller großeste unreyniket, daz nicht zu sprechen stet, darumbe heißen sie stumme sunde, nymant soll sie nennen", ihre Entsprechung findet in einer Stelle des Pseudo-Tertullian, wo es vom Begründer der Lehre der Nikolaiten heißt: „Hic dicit tenebras in concupiscentia luminis et quidam foeda

---

[145]) GM S. 191, 216, 281. [146]) Vad. 77v.

[147]) Scivias lib. I vis. III, Lib. div. op. vis. II. H. Liebschütz, Das allegorische Weltbild der h. Hildegard von Bingen 1930 vermutet Zusammenhang mit dem Manichäismus, den sie aus den augustinischen Kampfschriften kennen gelernt habe, hat aber selbst gewisse Bedenken gegen diese Erklärung.

[148]) Reitzenstein-Schaeder S. 15 und 17.

[149]) Bousset S. 229.

[150]) Ebenda S. 178.

[151]) Cumont, F. Textes et monuments relatifs aux Mystères de Mithra I 104 und II 13.

[152]) S. 134.

et obscoena fuisse. Ex hac permistione pudor est dicere, quam foetida et immunda"[153]).

Auf welchem Wege und durch wessen Vermittlung diese zweifellos orientalischen Vorstellungen in eine deutsche Alchemie des 15. Jahrhunderts gelangt sind, läßt sich heute noch nicht erklären. Vielleicht gelingt es weiteren Forschungen, hier einen Zusammenhang herzustellen. Bis jetzt kennen wir von dieser Entwicklungslinie erst einige Punkte, auf die schon Reitzenstein hingewiesen hat, so Honorius Augustodunensis, Herrad von Landsberg und Hildegard von Bingen[154]); daß unser Meister aus ihnen geschöpft hat, ist nicht unmöglich, doch ist eine andere Quelle wahrscheinlicher, mindestens muß er noch andere, bis jetzt unbekannte Quellen neben den erwähnten gehabt haben. Gerade die auffallendsten Parallelen, wie den Hinweis auf die unaussprechliche Unkeuschheit und die Zusammensetzung Adams aus 8 (7) Elementen finden sich bei keinem der drei genannten, und meines Wissens überhaupt nicht in den mittelalterlichen Lehrbüchern. Vielleicht aber gelingt die Herstellung des Zusammenhangs überhaupt nicht mehr und man muß zur Erklärung eine mündliche Geheimtradition oder Verlust der fraglichen Schriften annehmen. Jedenfalls steht das Buch der hl. Dreifaltigkeit bis jetzt ganz vereinzelt da zwischen dem ersten Auftreten derartiger Anschauungen im 12. Jahrhundert und dem neuen Aufschwung der Geheimwissenschaften, der mit der Renaissance einsetzt.

Eigentümlich ist auch seine Meteorologie[155]). Die im Mittelalter übliche Erklärung über die Entstehung des Blitzes war die aristotelische: die mit den kalten Dünsten zusammenstoßenden heißen erzeugen das Gewitter, der Blitz ist die durch Rückstoß der Wolken unter ungeheurem Druck entzündete Luft. Daß der Blitz als Donnerstein auf die Erde niederfalle, wird z. B. von Honorius Augustodunensis ausdrücklich abgelehnt[156]). Vinzenz von Beauvais gibt in seinem Speculum naturale über den Blitz zwar zunächst eine Erklärung, die mit der unsres

[153]) Pseudo-Tertullian c. 5, vgl. Bousset, Hauptprobleme S. 103.
[154]) Reitzenstein-Schaeder 136 und 139 a 4.
[155]) Vgl. Anm. 44.
[156]) De philosophia mundi l. III c. 4

Meisters übereinstimmt, wenn er sagt: „Coruscationem dixerunt esse sapientes in concavitate nubium. Quorum unus Empedocles dixit, quod coruscatio est ignis occultatus in nubibus ex radio solis, deinde apparens", fährt aber fort: „Ego dico, quod res istae non sunt nisi ex vapore" und bezieht sich ausdrücklich auf Aristoteles[157]). Möglich wäre natürlich auch hier, daß unser Meister aus Vinzenz von Beauvais geschöpft hat, nur bliebe unverständlich, warum er gegen Vinzenz sich für Empedokles erklärt und die allgemein anerkannte Autorität des Aristoteles mißachtet hat, den er doch als Alchemisten so hoch schätzt.

Die Eigenart des Verfassers.

Nachdem so die Zusammenhänge mit der Tradition aufgezeigt sind, bleibt zum Schluß noch die persönliche Eigenart des Verfassers zu würdigen. Auf wissenschaftlichem Gebiet dürfte sie kaum zu suchen sein. Was er z. B. über die Herstellung künstlicher Edelsteine zu sagen weiß, ist — wohl absichtlich — recht unklar und bleibt hinter älteren, damals schon allgemein bekannten Rezepten weit zurück. Dasselbe gilt von dem wenigen, was er über das Glas anführt[158]). Auch seine Rezepte zur Herstellung der „starken Wasser" sind die üblichen. Daß sein „oleum castitatis" der nach der bisherigen Auffassung von Liebau entdeckte spiritus fumans Libavii ist, hat Peters nachgewiesen[160]). Ob hier aber eine eigene Leistung unsres Meisters vorliegt, das müßte erst noch genauer untersucht werden.[159])

Was dem Buch seine Besonderheit, seinen starken Reiz verleiht, das ist das Hervortreten des Persönlichen in einem Maße, wie es sonst in keinem alchemistischen Werk dieser oder einer früheren Zeit vorkommt. Immer wieder spricht der Verfasser von seinen inneren Erfahrungen. Man möchte geradezu von einem Einblick in seine wissenschaftlichen Kämpfe reden, wenn dieser Ausdruck nicht eine ganz falsche, weil moderne Vorstellung erwecken würde. Denn ihm ist die Wissenschaft natürlich noch

---

157) Speculum naturale lib. IV c. 54.

158) GM S. 259.

159) Aus anderen alchemistischen Schriften ist das Rezept mir bis jetzt nicht bekannt geworden.

kein Sondergebiet, sondern bleibt eng verbunden mit dem Religiösen. Auch sie ist göttliche Offenbarung, ist Gnade. Wenn er mit einem gewissen Selbstbewußtsein von seiner Leistung spricht[160]), so gilt dieses dem Werk, nicht der eigenen Person. Von sich selbst denkt der Verfasser gering. In mittelalterlicher Bescheidenheit unterläßt er es, seinen Namen zu nennen; er nennt sich einen ungelehrten[161]), einen armen sünder, oder, in Anlehnung an die päpstliche Kanzleisprache, „einen knechtes knechte knecht"[162]). Immer wieder versichert er, daß ihm sein Wissen von Gott geoffenbart ist. Sein natürlicher Mensch hat sich dagegen gewehrt:

„daz ich hier innen lese und schreibe, dicz tu ich von zwange wegen, der mir ungelerten all dicz buch erst hat eingegeben, Ich wolte dez mich anders sere weren, nachdem daz got wolte, daz ich ungelerter von der junckfrawen art disen dinst got tun solte, so han ich gegen got sere missegetan, daz ich in zorniger ungedult seinen willen pin vil wider gestanden, Also umb zu enpfahen von gote dis buch ich hab mich sere geweret genug, aber got hat mich von der Junckfrawen art darzu gehalten mit seinem heiligen czwange,"[163])

Der Widerspruch zwischen dieser Behauptung einer göttlichen Offenbarung und der Tatsache, daß sehr vieles aus allgemein bekannten Quellen geschöpft wurde, ist nur ein scheinbarer. Nicht die Tatsachen, sondern ihr innerer Zusammenhang sind Gegenstand der Offenbarung. Sie ist Intuition, plötzliches Aufleuchten einer neuen Gewißheit, die der Mensch sich nicht willkürlich selbst geben kann:

„Da mir got diss buch gotes zu schreiben gab czeit unde hora der muste ich verbeiten darzu wann der lauff des himels stund also daz dises buches vermerunge not waz so allwege got mein nicht vergass er gab mir zu schreiben fürbaz."[164])

Hier verbinden sich in eigentümlicher Weise zwei einander eigentlich entgegengesetzte Auffassungen, der Glaube an die Gnadengabe Gottes und der an die günstige Stunde (wann der lauff des himels stund also). Wie er den Gegensatz, der ja bei anderen mittelalterlichen Gelehrten geradezu zur Ablehnung der Astrologie geführt hat, ausgleichen will, sagt uns der Verfasser nicht. Jedenfalls aber hat man in seinen astronomischen An-

[160]) S. o. Anm. 23. [161]) GM S. 42. [162]) Ebenda.
[163]) GM S. 8. [164]) GM S. 96.

schauungen den Grund für die so auffallend zahlreichen Datierungen des Buches zu suchen. Sie häufen sich an bestimmten Stellen, so stehen von GM S. 148—164 deren neun, von 179—205 fünfzehn, für das ganze übrige Buch bleiben neun. Die starke Häufung auf den Seiten 179—205 ist gewissermaßen der Ausdruck starker seelischer Erregtheit: in diesem Abschnitt finden sich die meisten Auslassungen über die inneren Kämpfe des Verfassers.

Diese Kämpfe sind wohl ein Ringen um die Wahrheit; aber es findet sich in ihnen nichts von faustischem Streben, dem Stolz oder Verzweiflung aus den Siegen oder Niederlagen des eigenen Ich erwachsen: Wahrheit und Irrtum sind das Werk überirdischer Gewalten, das Ergebnis des bis zum jüngsten Tag währenden Kampfes zwischen Gott und dem Teufel, der auch in jeder forschenden Menschenseele sich abspielt. So schreibt er:

„Nochtent wolte der tewfel in bosen horen und czeiten mir vil verstoren, waz ich dan schreib, das was keczerye ader falscherye wider die heilige schrift under eyn vermenget, das ich nicht keren mochte, der tewfel lerte mich mit so behenden kunstyn, ich hette gesworen in den tot zu gande ys were von gotis kreften wan di rehten czeyten wider quamen, daz ich mit der gotlichen lere wart wider zundet so schreib ich recht dis ganczen buches schrift, die beweyste mir den, das ich muste austhun alle die falsche schrift, dar ich von dem tewfel inne betrogen was, also muste ich, da ich des vil ward underweiset, die bosen zyten vieren (= feiern) got gab mir dan nicht zuschreiben, wan ich vornam von gote syn, das her wolde geben, so wartete ich der guten zyten, dieweile hatte ich harte bekorunge des tewfels in sweren leiden wan dan got seine lere myr zu schreiben gab, so was ich in frewden und alle des tewfels lyden ab."[165])

Noch an mancher anderen Stelle[166]) spricht das Buch von den Versuchungen des Teufels, denen der Verfasser ausgesetzt war. Ja wie Luther auf der Wartburg mußte er sich persönlich gegen die Erscheinung des Leibhaftigen zur Wehr setzen:

„das datum (das von Gott geoffenbarte Mengenverhältnis) wolde mir der tewfel vertreyben, er quam zu mir gleich eines groben buben weise, das er mir dis buch wolde nemen, ich fur davor, ich wolde es weren, doch tet er mir also manege teusche an, das ich das datum nicht wolde nemen da es got mir begonde zu leren. ich schrefis (schrieb es) gegen meinen willen.[167])

[165]) GM S. 185. [166]) GM S. 4, 95, 194.
[167]) GM S. 235.

Man möchte fast vermuten, unser frommer Bruder habe sich vor den Nachstellungen des Teufels in die Kirche geflüchtet, um dort ungestört seine Niederschrift vornehmen zu können. Es kann kaum einen anderen Sinn haben, wenn er sagt: „finitus est in unsrer lieben frawen kirchen zu constancz, des andern suntags nach der heiligen drei küngen tag ao. 1417“[168]). An einer anderen Stelle erzählt er:

„In die mercurii in hora martis also nach der kerchtor myn syn was umbe zu sende was ich hatte geschryben, von got wegen mochte ich ys sagen, ab ich uß dem bilde hete vernomen eynen laut „kum wider“, ich quam unter das creucze wider in hora solis der nechsten horen, mir geschach recht also ich hatte gehort, mir ward an das creucze gelart zu ende diß buch.“[169])

Hier sehen wir ganz deutlich, wie die Überzeugung, aus göttlicher Offenbarung zu schreiben, sich steigert zum Glauben an eine dem sinnlichen Ohr vernehmbare göttliche Stimme, wie sie ein Jahrzehnt später das Mädchen von Domremy vernommen hat.

So spricht aus unserem Buch zweifellos ein starkes religiöses Empfinden, das man nicht deswegen verkennen sollte, weil sein handgreiflicher Teufelsglaube uns heute fremd geworden ist. Wer in der starken Betonung des Religiösen nur berechnende Vorsicht erblickt, die das alchemistische Werk gegen kirchliche Verfolgungen sichern sollte, der wird unsrem Meister nicht gerecht. Gewiß war im Hinblick auf die Bulle Johanns XXII. gegen die Alchemie eine gewisse Vorsicht geboten. Aber die Strenge, mit der nach Schmieders Meinung die Bulle gerade in Deutschland durchgeführt worden war[170]), hatte offenbar schon stark nachgelassen, sonst hätte unser Verfasser sein Buch nicht gewissermaßen unter den Augen des Konzils niederschreiben und dessen Schutzherrn Sigmund übergeben können. Näher lag die Gefahr, daß er wegen seiner an gnostische Lehren erinnernden Ausführungen in den Verdacht der Ketzerei geriet. Daher im Heidelberger Bruchstück und im St. Gallener Exemplar der Seitenhieb auf Huß, mit dem das Buch in betonten Gegensatz zu diesem gebracht wird, daher vor allem die zweimalige Betonung, daß das Buch „kein neuer Glaube“ sei[171]).

[168]) GM S. 159, auch S. 95 heißt es: „in unsrer lieben frawen kirchen“.
[169]) GM S. 193. [170]) Schmieder S. 160. [171]) Vgl. S. 7f.

Alchemie und Christentum vertragen sich für unsern Meister nicht nur sehr wohl miteinander: der Parallelismus zwischen beiden, auf dem das ganze Buch sich aufbaut, ist nicht eine oberflächliche Schutzfärbung, sondern der Beweis eines inneren Zusammenhangs. Die Grundwahrheiten der Kirche finden ihren Ausdruck auch in den Tatsachen des natürlichen Lebens, die heilige Geschichte ihr Abbild in der Naturgeschichte, Geburt, Tod und Auferstehung des Heilands werden zum Vorbild für die Herstellung des Steins der Weisen. Umgekehrt ist aber eine falsche Herstellungsmethode nicht einfach ein bloßer wissenschaftlicher Irrtum, sondern Ketzerei und vom Teufel eingegeben[172]). In dieser Gleichsetzung von Rechtgläubigkeit und Wissenschaft zeigt sich so recht die mittelalterliche Geisteshaltung des Verfassers. Was späteren Forschern als ein bloßes, noch dazu geschmackloses, ja frivoles Spiel der Phantasie erschien, das war den Alchemisten des Mittelalters ein wesentlicher Beweis für die Richtigkeit ihrer alchemistischen Darlegungen; zugleich gab diese Parallelität der Alchemie eine höhere Würde, auch sie konnte für den, der nicht um zeitlicher Vorteile willen, sondern als von christlichem Geist erfüllter „Philosoph" sich ihr zuwandte, einen Zugang zu Gott und zur göttlichen Wahrheit bilden, ja unmittelbaren Anstoß zu sittlichem Handeln geben. So sagt unser Meister im Anschluß an die schon oben angeführte Stelle:

> „fride ist got, zorn ist der tewfel, merk nu, wer got ist frid sanftikeit in im selber ist, zorn peinlichkeit in im selben ist, probir dich nu selber, mensche, wie groß du in got pist der ewige frid, ader wie groß du in dem tewfel pist der ewig zorn, wirf den zorn von dir, überwinde in."[173]) Und in einer gewaltigen Zusammenfassung ruft er aus: „daz böße ist alles in im (Adam) worden gut vormydelst großem leyden er verdulticlichen getragen hat, also ist die tewfels menschheit adam böß, in der götlichen menschheit adam gut, uberwunden ist der tewfel in got adam ist der tewfel got gut ewig bleibende, also ist der tewfel got geworden diser got adam sol hir vorclart von gote got wesen mit allen seinen kindern, die im gelichen mügen, waz pesser ist wen er, der hort in die öbersten chore der hymele, hoher unde hoher alle, darnach sie gut sein, waz böser ist wen er, die hört in die understen chore der helle tyffer unde tyffer alle, darnach sie böße sein kyse und teyle nu mensche, hir hastu drey reiche, in welcher du wesen wilt darnach macht du werken ...

[172]) Vgl. S. 143. [173]) GM S. 258.

die drey reiche sich vormeren solt in der menschheit freyen willen, was reiche der mensch haben wil, daz er hir darnach arbaiten sol ... vormerest du dich in guten geistlichen werken, so wirst du zu gote gut ewig bleiben ein got, vormerest du dich in bößen werntlichen werken, so wirst du zu dem tewfel böße ewig bleiben ein tewfel."[174])

Nicht nur die Kühnheit und Eindringlichkeit des Ausdrucks, auch der Gedankengang dieser Stelle erinnert auffallend an Jakob Boehme. Ja, die Ähnlichkeit erstreckt sich sogar auf den Wortlaut[175]). Die Untersuchung dieses Zusammenhangs muß aber einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben.

Nachtrag.

Erst nach Abschluß dieser Arbeit erschien der Aufsatz von G. Hartlaub, Signa Hermetis, Zeitschr. d. dtsch. Ver. f. Kunstgesch. Bd. 4 (1937) Heft 2, der sich ebenfalls mit dem Buch der h. Dreifaltigkeit befaßt. Wichtige Hinweise auf die ikonographischen Zusammenhänge, besonders auf die mit dem Bild „Contra Justiciam" verwandten Darstellungen der Frau Welt, die ebenfalls den einzelnen Gliedern bestimmte Laster zuteilen, enthält der jüngst erschienene Aufsatz von Wolfgang Stammler, Allegorische Studien. Dtsch. Vierteljschr. f. Literaturwiss. u. Geistesgesch. 17 (1939) S. 1—25.

---

[174]) GM S. 265f.

[175]) Sex Puncta Theosophica, Neuausgabe des Inselverlags 1921, besonders Zweiter Punct 54 „so mag er eben zusehen, welche Welt er zum Herrn in ihm mache, dieselbe wird ewig Herr in ihm sein." Dritter Punct 22. „In welche Eigenschaft er sich einwendet, in dieselbe Welt wird er auch eingeführt." Fünfter Punct 34 „Und allhier soll sich der Mensch probieren, welche Welt in ihm Herr sei. Findet er, daß Zorn, Grimm, Neid, Falschheit ... sein Begierde ist ... so mag er ... gewiß wissen, daß er mit dem Zorne ... und im Finstern als in der finstern Welt Feuer brennet."

DER BRIEFWECHSEL GUSTAV SCHMOLLERS MIT LUJO BRENTANO

HERAUSGEGEBEN VON WALTER GOETZ

(Fortsetzung)[1])

n. 23. Schmoller an Brentano. Freitag 28. Sept. [1872].

Lieber Freund! Ihre Zeilen habe ich heute Mittag erhalten; mit Ihren Resolutionen bin ich ganz einverstanden, ich hatte sie mir nur weit detaillierter gedacht und deswegen gezweifelt ob wir alle ohne Weiteres darüber einig wären. So, wie sie sind, kann ja darüber kein Zweifel sein u. ich rathe Ihnen daher, sie ohne Weiteres drucken zu lassen. Ich bin dadurch aber auch in Bezug auf meine Resolutionen auf andere Gedanken gekommen, nämlich sie doch auch gleich drucken zu lassen. Und ich möchte Sie bitten, das zugleich mit den ihrigen zu besorgen, da ich vor lauter Packerei nicht weiß, wo mir der Kopf steht. Die Form der meinigen ist ganz anders, sofern ich überall meine Haupterwägung vorausgeschickt habe; aber das schadet ja nicht. Ich lege Ihnen dieselben bei.

Damit Engel nicht übel nimmt, daß wir zwei unsere Resolutionen drucken lassen, habe ich ihm die Sachlage geschrieben und ihn gebeten, sofort s. Resolutionen zu dems. Zwecke an Sie zu schicken, wenn er sie mit gedruckt haben will. So kann er nicht verletzt sein. Sie müßten aber etwa bis Montag Abend mit dem Druck warten. Dann ist's immer noch Zeit. Die § d. RGO werde ich, wenn Sie sie für notwendig halten, unter den Text setzen lassen. Wenn Sie beginnen wollen, ist es mir jeden Falls lieber weil ich — wenn ich die Eröffnungsrede halten muß — doch nicht zweimal hintereinander sprechen kann. Mir ist jeder andere als Eröffnungsredner lieber; nur richte ich mich so ein, daß ich äußersten Falls gerüstet bin. Hildebr. ist unmöglich, er ist schlaff und alt, in jeder Versammlung unbrauchbar. Nasse

[1]) Es sei von neuem darauf hingewiesen, daß die Rechtschreibung dieser Briefe, besonders bei Eigennamen, sehr willkürlich ist.

schiene mir auch, aber Sybel und Held rathen ab. Nasse hat in Tübingen abgelehnt. Nun schwankt man zwischen Held und Schönberg.

Heute erhielt ich einen Stoß Akten von Deutschlands Apothekern! Wir sollen für ihre Rechte gegen Gewerbefreiheit in Eisenach auftreten. Ich schrieb natürlich ablehnend. Wegen rh. Zeitung habe ich an Schulze-Del. geschrieben; ich zweifelte, ob ich auch an Parisius schreiben soll; aber nach allen Mücken kann ich nicht schlagen. In höchster Eile mit bestem Gruß Ihr

G. Schmoller.

n. 24. Schmoller an Brentano. Straßburg 12. Nov. 1872.

Lieber Freund! Sie lassen nichts von sich hören. Und da ich gerne Nachricht von Ihnen hätte, muß ich schon mal erzählen, wie es uns hier geht. Im Allgemeinen recht leidlich. Die Stadt und Umgebung ist gar nicht übel. Unter den Professoren sind prächtige Leute; der Straßburger selbst schmollt noch etwas, ist aber als Hauswirth, Krämer, Handwerker doch äußerst artig und umgänglich. Studenten haben wir über 400; ich in der Nationalök. etwa 30, in meinem Publikum etwas mehr noch. Kurz der Straßburger Aufenthalt läßt sich gut an.

Die Nachwehen von Eisenach dauern in der Presse noch immer fort; der Angriff von Seyffardt ist wenigstens nicht so maßlos grob und entstellend, wie der von Oppenheim, der mir erst heute zu Gesicht kam. Ich zweifle, ob man hierauf nicht noch etwas antworten sollte. Ihre Artikel im Hamburger Correspondenten habe ich gestern gelesen und bin ganz einverstanden. Im Ganzen ist es eigentlich nur zu wünschen, daß wir recht angegriffen werden; je mehr das geschieht, desto mehr beschäftigt sich das Publicum mit der Sache und das kann uns nur nützen. Aber etwas geärgert werde ich doch noch von jedem solchen Angriff.

In der Schlesischen Zeitung, die ich in Erwartung solcher jetzt auch regelmäßig nachsehe, habe ich neuerdings nichts derart gefunden. Ich bin begierig von Ihnen zu hören, wie Ihre ersten Besuche bei Eras u. Tellkampf ausgefallen sind und wie Sie sich überhaupt in Breslau befinden.

Mit Lexis hier stelle ich mich sehr gut; er ist ein feiner, talentvoller Kopf; Assessor Jolly habe ich auch bereits kennen lernen;

er hat mir gleichfalls recht gut gefallen. Sobald unser deutsches Casino vollends fertig ist, will ich daran gehen, mit Fabricius eine Gesellschaft für Nat.ök., Statistik u. Verwaltungsrecht zu gründen, die alle 14 Tage bis 4 Wochen eine wissensch. Sitzung mit Vortrag und Debatte abhalten soll. Es sind hier so viele junge Beamte, daß ich auf lebendige Theilnahme hoffe.

Mit wissensch. Arbeiten bin ich noch nicht recht wieder im Gange. Ich mache einen Theil meines Heftes für die Nat.ök. neu, entwerfe ein Reglement für den Doktor der Staatswirthschaft, lese dies und jenes; aber zu wissensch. Arbeit habe ich noch nicht wieder rechte Ruhe. Meine Frau grüßt Sie bestens. Sie liest jetzt alle Cathedersocialist. Streitigkeit auch mit. — Des Abends lasse ich mir von ihr Louis Blanc's histoire des dix ans vorlesen, ein Buch, das doch superb geschrieben ist. In der Hoffnung bald etwas von Ihnen zu hören grüßt Sie herzlichst

Ihr G. Schmoller.

n. 25. Brentano an Schmoller (Postkarte). (Breslau 11. 10. 72.)

Gleichzeitig schicke ich Ihnen einen Kreuzband, den ich auch an Meitzen nach Berlin schicke, damit der Geschäftsführende Ausschuß, wenn nötig, protestirt. Bereits gestern enthielten die Breslauer u. die Schlesische Ztng ähnliche Artikel, jedoch in ruhigerem Tone; der heutige ist eine positive Entstellung. Ich selbst kann allein wohl nichts thun? Die besten Grüße L. B.

n. 26. Brentano an Schmoller. Breslau, 3. Dez. 72.

Lieber hochverehrter Freund. Ich habe Sie lange auf Antwort warten lassen u. Ihnen nur hier u. da durch Kreuzbandsendungen verstehen geben wollen, daß die Ursache dieses Schweigens keine Erkühlung meiner treuen Anhänglichkeit, sondern lediglich Mangel an Zeit im Kampfe ums Dasein sei. Hoffentlich haben Sie diesen Sinn durchgemerkt. Zugleich haben Sie aus diesen Zusendungen ersehen, wie es mir hier geht. Ich glaube ich bin an dem schlimmsten Posten von uns allen. Gleich die ersten 8 Tage meines Hierseins brachten die hiesigen Zeitungen fast täglich heftige Angriffe gg. die Kathedersocialisten theils sogar direkt gegen mich. Im Ganzen ließen sie mich kühl, bis auf einen der Schlesischen Zeitung, in dem Sie u. ich aufs perfideste ver-

dächtigt wurden. Ich ging voll Zorn direkt in die Höhle des Löwen d. h. zu Blankenburg, hatte eine höchstmerkwürdige Entrevue mit ihm, die ich Ihnen später einmal im Detail erzählen werde, und als Resultat schweigt Blankenburg nun vollständig u. lud mich neulich sogar zum Souper ein dh. gab ein Souper mir zu Ehren. Blieb also nur mehr Al. Meyer in der Breslauer Zeitung, dreimal wöchentlich zum Frühstück zu nehmen. Die Hauptursache des Zorns von Meyer gegen mich ist, daß er sich früher einmal um die Professur hier bewarb u. abgewiesen wurde. Zuerst nun hat Boretius in der Natztng den Kampf mit Meyer recht wacker geführt. Zuletzt habe ich ihn selbst aufgenommen u. morgen werde ich Ihnen eine weitere Sendung M. contra B. u. umgekehrt zukommen lassen. Als Geheimnis theile ich Ihnen mit, daß ich beabsichtige den Streit etwas fortzuspinnen, denn Meyer verwickelt sich immer mehr in Widersprüche mit seinen früheren Artikeln, da er darauf vertraut, daß der Leser nicht mehr wisse, was er früher gesagt u. dann veröffentliche ich die ganze Polemik als eine Broschüre, vom Ketzergericht in Berlin angefangen bis zum neuesten Datum. Dann tritt die ganze Hohlheit u. Nichtigkeit dieses Schwindlers zu Tage. — Übrigens soll auch Bamberger im Begriff stehen eine Broschüre gegen mein Buch zu schreiben.

Die vielen Angriffe haben mir übrigens mein Colleg trefflich gefüllt. In meinem Publikum über die Arbeiterfrage haben sich bis jetzt 115 angemeldet, in meinem Privatkolleg über Nationalökonomie erst 17. Tellkampf hat den Studenten ganz abgewöhnt Nationalökonomie zu hören.

Sie fragen, was Tellkampf u. Eras bei meinem Besuche gemacht hätten? Tellkampf war garnicht mehr hier, als ich her kam, u. Eras habe ich nicht besucht. Es gilt hier nicht als salonfähig, u. da hier ein starrer Zunftgeist unter den Professoren herrscht, würde man es mir, wie man mir sagte, übelnehmen, wenn ich Eras sähe. Dies war mir sehr gelegen!

Gestern besuchte mich Jannasch. Er hat mir einen noch ungünstigeren Eindruck gemacht wie sonst, bes. als herauskam, daß er in die Schlesische Landwirthschaftliche Zeitung einen Angriff gegen den Eisenacher Congreß u. speciell gegen Sie u. mich geschrieben habe, der nächstens erscheinen wird. Dabei

merkte ich, daß er uns beide total mißverstanden hatte u. ganz ins vulgäre Horn stieß, zB. Sie der Vertheidigung des Contractbruchs beschuldigte. So enden alle Impotenzen gleich ihm, erst Internationale, nachher Gegner sogar des Kathedersocialismus! Mir schien die Sache auf persönl. Verletztheit zu beruhen, mir gegenüber wegen Note 25 in meinem 2. Bande, Ihnen gegenüber weiß ich nicht warum. Ich entgegnete ihm, ich würde ihm jedenfalls erwidern u. ihn rücksichtslos prostituiren, wenn er sich viel muckse. Da meinte er denn, der Disput dürfe aber unser persönliches Verhältnis nicht trüben! Er schwärmt für A. Wagner, der ihn zu poussiren scheint, u. für Scheel, in dem er ein verkanntes Genie gleich sich selber erblickt. Von ihm erfuhr ich, daß Laspeyres nach Freiburg, Scheel nach Dorpat, u. er selbst auf Bern spekulire. Das ist ja die reine Wagner'sche Mache! Übrigens glaube ich, daß Jannasch selbst für eine Universität wie Bern zu ungebildet ist.

Auf die Oppenheim'schen Artikel in der Gegenwart dürfen Sie nicht erwidern. Überhaupt scheint mir Schweigen gegenüber diesen Schmähangriffen das Beste. Im Ganzen haben wir doch einen Ruck vorwärts gethan. Ich fürchte mich einigermaßen vor der Held'schen Monatsschrift. Haben wir Zeit, viel hereinzuschreiben? Und wenn nicht, so werden wir trotzdem für ihren Inhalt verantwortlich gemacht!

Ich beneide Sie, daß Sie mit Ihrer Frau Louis Blanc's Französische Revolution lesen können. Ich kann nichts lesen. Bei mir heißts: work, work, work! Und nächstens strike ich einmal für einen zehnstündigen Arbeitstag, das Colleg einarbeiten ist doch eine recht langweilige Beschäftigung! Schriftstellerisch Arbeiten viel genußreicher!

Adio. Dilthey würde Sie sehr grüßen lassen, wenn er wüßte daß ich Ihnen schriebe. Grüßen Sie, bitte, Ihre Frau Gemahlin bestens, ferner Fabricius u. Scherer. Ihr aufrichtig ergebner

L. Brentano.

n. 27. Brentano an Schmoller. Breslau, den 16. Dezember 72.

Lieber hochverehrter Freund. Besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Heute nur ein paar Worte zur Entgegnung. Ich habe die Artikel im Onkel Spener garnicht gesehen, weiß also

weder, was darin steht, noch wer sie geschrieben hat. Doch würde ich Ihnen dringend rathen, Wehrenpfennig ein paar Worte in betr. des Contractbruchs zu schreiben. Es ist dies der Punkt, den die Zeitungen ewig u. ewig gegen uns ins Feld führen, u. bezgl. dessen der Berichtigungen nicht zu viele sein können. Das Mißverständnis, welches dieser Passus verursachte, hat uns sehr geschadet.

Was die Anfrage aus Berlin betreff Cooptation neuer Mitglieder angeht, so habe ich erstens gg. den Usus protestirt uns, datirt v. 4. Dezember, eine Aufforderung sich innerhalb 8 Tagen zu äußern, am 13. zuzusenden. Zweitens protestirte ich gg Böhmert als gg ein Mitglied des Ständigen Ausschusses des volkswirtsch. Congresses, sodann gg Hammacher. Über die übrigen erklärte ich mich nicht hinreichend informirt. Ich glaube diese unverschämte Überraschung haben wir Gneist u. Holtzendorff zu danken. Ich werde am 4. Januar beantragen Holtzendorff zu ersuchen aus dem Ständigen Ausschuß der Deutschen Volkswirthe u. der Redaction der Faucher'schen Zeitschrift oder aus unserem Ausschuß auszutreten. Der Teufel hole den Schwindler!

Ich bin wie Knapp gg einen Congreß an Ostern, schon weil es ein Mißtrauensvotum gegen den Congreß zu Eisenach wäre. An Weihnachten komme ich leider nicht an den Main, sonst wäre das rendez-vous sehr hübsch. Nächstens erhalten Sie die Polemik mit Meyer in einer Broschüre. Mit herzlichen Grüßen an Ihre Frau u. in großer Eile Ihr ganz ergebner L. Brentano.

n. 28. Schmoller an Brentano. Straßb. 21. Dez. 1872.

Lieber Freund! Besten Dank für Ihre Zeilen vom 16. Ihrem Rath habe ich gefolgt u. an Wehrenpfennig eine Epistel geschrieben. Ob er sie aufnehmen wird, steht dahin. — Die ganze Erörterung dieses Punktes hat mir freilich viel geschadet; die Frage ist eine höchst zweifelhafte; wegen ihr hauptsächlich wollte ich die Thesen nicht vorher drucken lassen, um nicht gebunden zu sein.

Die Berliner Dinge gefallen mir auch garnicht. Ich habe gegen Hammacher u. Braun protestiert (ich weiß nicht, ob ich Ihnen das schon schrieb). Doch ist es sehr zu wünschen, daß es 4. Jan. nicht zu einem Bruch kommt. Wir können nicht ganz allein

operieren u. Gneist, Holtzendorff, Meitzen, Engel stehen uns doch viel näher, als sie Böhmert ect. stehen. Sie wollen uns ausnützen. Wir müssen versuchen den Styl umzudrehen, sie für unsere Zwecke nützen, so lange es irgend geht. Läßt man den Congreß Ostern ausfallen, so ist ja auch noch Zeit zu operieren. Im Herbst müßte die Frage der Aktiengesellschaften aufs Tapet gebracht werden. Zur Cooptation wäre auch Held in Bonn zu empfehlen. Der ist ganz vergessen.

Eine schlimme Nachricht habe ich heute von Wagner erhalten; Böhmert soll Redakteur des Arbeiterfreundes werden. — Gegen Böhmerts Cooptation in den Ausschuß möchte ich weniger einwenden; ich glaube, wir würden ihn damit für unsere Sache gewinnen und so sehr er gegen Staatseingriffe ist, für eine Betonung der sittlichen Seite der Wirtschaftsverhältnisse ist er sehr empfänglich. (Confer. zB. Verbot der Lotterieanleihen). Ich halte sonst ja ziemlich wenig mehr von ihm. Aber hier steht die Frage mir so: ist er schädlicher als Feind oder als Freund.

Bei Schulze liegen die Dinge wieder anders. Aber es ist mir auch zweifelhaft, ob es nicht besser wäre, ihn zu gewinnen, trotz aller Schimpfereien gegen uns, die ihm zur Last fallen. Er ist einmal in theoretischen Dingen absolut unfähig; aber praktisch ist er mit fast der Einzige, der gewirkt und sein Leben für die Sache der Arbeiter eingesetzt hat. Mich haben vielmehr die zahlreichen Fabrikanten der Cooptation geärgert. Die sind ohne das Gegengewicht von Arbeitern schädlich.

Meine Frau wünscht Ihnen mit mir von Herzen frohe Weihnachten, wir haben bis eben in der glanzvollen Beschreibung des Lyoner Arbeiteraufstandes v. 1831 geschwelgt. Von Herzen Ihr treu ergebener G. Schmoller.

n. 29. Brentano an Schmoller. Breslau, 1. Februar 73.

Lieber hochverehrter Freund. Wenn Sie sehr lange Zeit nichts von mir gehört haben, so müssen Sie nicht glauben, daß ich Ihnen ebenso lange nicht geschrieben habe. Schon vor mehr als 14 Tagen schrieb ich Ihnen einen langen Brief, allein derselbe blieb aus gewissen Gründen, die ich Ihnen lieber gelegentlich mündlich mittheile, liegen, u. so beginne ich heute von Neuem. Übrigens werden Sie einen Brief von mir schwerlich

vermißt haben. Über die Ausschußsitzung am 4. Januar werden Sie wahrscheinlich schon von Knapp oder Eckardt Nachricht erhalten haben. Die Sache ist im Ganzen recht glücklich abgelaufen. Gneist war garnicht der ruchlose Bösewicht, den wir nach den Cooptationsvorschlägen alle in ihm vermuthet hatten. Alle anstößigen Cooptationsvorschläge mit Ausnahme desjenigen betr. Schulze-Delitzsch waren von Engel ausgegangen, in dessen Seele mehr denn je die heterogensten Strömungen sich kreuzen. Alle diese Vorschläge fielen vor unserm Widerspruch oder wurden vielmehr von Engel in der disgraciösesten Weise zurückgezogen. Am Schlusse der Sitzung deckte seine Leiche der Länge nach das Schlachtfeld u. A. Wagner stöhnte an seiner Seite vor schweren Wunden. Knapp sprach vortrefflich in der Sitzung gg Schulze's Cooptation. Doch konnte ich nicht mit ihm gegen Schulze stimmen, aus denselben Gründen, die Sie schon in Ihrem letzten Briefe an mich geltend machten. Auf Ihren Wunsch brachte ich auch in Anregung, daß Actiengesellschaften Ggstand der Tagesordnung des nächsten Congresses sein sollten, worauf, wie Sie seitdem aus dem Protokoll ersehen haben werden, der Ausschuß auch einging. Leider ist dieser Passus des Protocolls ebenso schlecht redigirt wie der Rest desselben.

Übrigens habe ich die sich täglich mehr festigende Absicht aus dem Ausschusse auszuscheiden. Meine Gründe dafür sind mehrere. Einmal: Ärger über die absolut ungehörigen Elemente, welche sich in dem Ausschuß befinden. Zu diesen rechne ich vor Allen Holtzendorff, der mir in der Ausschußsitzung auf's Ärgste mißfiel. Die Leute, die er in Vorschlag brachte, als Gutachtler über die angeregten Materien gehörten sämmtlich der jüdisch-manchesterlichen Schule der Bourgeois-Interessenvertretung im ausgeprägtesten Maße an; die Anträge, die er zu den verschiedenen Materien selbst stellte, entsprangen ferner sämmtlich der heuchlerischsten Manchestergesinnung. Darin wurde er von einer sehr schlechten Cooptation, die wir uns gefallen ließen, Jacobi-Liegnitz, einem selbstgefälligen Esel, unterstützt, und Gneist, Meitzen, Engel waren jederzeit bereit sich diesen beiden anzuschließen.

Es ist offenbar die bewußte u. unbewußte Tendenz der Genannten, durch ihre Thätigkeit im Ausschusse uns brach zu

legen u. zu verhindern, daß aus der ganzen Richtung etwas der Arbeiterklasse Nützliches, was gleichzeitig der Bourgeoisie wehthun könnte, hervorgehe. Gegen Staatseinmischung werden sie nicht prinzipiell sein, aber praktisch nur für Staatseinmischung im Interesse der Bourgeois. Ich muß aber offen gestehen die ganze Frage der Staatseinmischung ist mir eine gleichgültige. (Ohnedies stehe ich auf einem viel mehr individualistischen Standpunkte wie Sie anderen Alle u. theile nicht Ihr Wohlgefallen an Gneists-Sybel-Treitschke'scher Staatsvergötterung). Das, worauf es mir praktisch ankommt, ist daß die Arbeiter klasse vorankomme, dabei ist mir die Frage der Staatseinmischung ganz sekundär. Die Genannten haben aber entschieden weniger die Heranrufung der Arbeiterklasse zu allen Segnungen unserer Cultur im Auge, als die Sicherung der Bourgeoisie im Vollbesitze derselben. Ich habe aber wenig Lust, in diesem Fall wenn auch nur scheinbar mit ihnen zusammenzugehen.

Mein zweiter Grund für Ausscheidung aus dem Ausschusse ist der, daß ich keineswegs geeignet bin, in solchem Ausschusse nützlich zu sein. Ich bin wenig für praktische Wirksamkeit geschaffen. Wenn irgend etwas kann ich nur durch stilles einsames Arbeiten etwas leisten. Mein Verbleiben im Ausschusse würde also nichts nützen.

Und damit hängt mein dritter Grund zusammen. Dieser besteht darin, daß ich finde, daß die Nationalökonomie noch nichts weniger als eine exacte Wissenschaft ist, u. daß ich es für das erste u. dringendste Bedürfnis halte, daß noch mehr exact gearbeitet werde, bevor an eine Popularisirung der wenigen erlangten Resultate gedacht werden darf. Die Nationalökonomie, selbst, wo sie von wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus behandelt wird, ist zum größeren Theile noch im metaphysischen Stadium befindlich, zB. die meisten Arbeiten Schäffle's, in denen ich in letzter Zeit viel gelesen habe, lauter exterroristische Constructionen, die wenn mit der Wirklichkeit verglichen nichts als Hallucinationen oder nicht viel besser. Nun ist es aber eine mit dem Gegenstand der Nationalökonomie enge zusammenhängende Thatsache, daß sie sehr selten nur von wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus behandelt wird, sondern meist im Dienste gewisser politischer Parteien. Sie ist, und zwar schon

seit 50 Jahren, zu einer Advokatie dieser oder jener Partheiinteressen geworden. Daher auch die mit Polemiken regelmäßig verbundenen Denunciationen. Dies ist aber eine für jeden, der wissenschaftlich strebt, niederdrückende Einsicht.

In diesen Fehler dürfen wir nun nicht auch verfallen. Wir müssen exact arbeiten u. exacte Arbeiter heranzuziehen bestrebt sein. Wer aber von uns hat bis jetzt in diesem Sinne gearbeitet? Sie u. Knapp, u. auch ich war bestrebt es zu thun. Ist dagegen Held mehr denn ein Publicist, ist Wagner mehr, Scheel mehr? Von Schönberg ganz zu schweigen, der ein erbärmlicher Schwachkopf u. nur das Talent hat durch häufigen Universitätswechsel diese Thatsache vor allen Menschen zu verbergen. Und wie wenig wird noch das Bedürfnis nach exacten Arbeiten erkannt! Daß von einer deutschen Fakultät das elende Gesudel: die Produktivgenossenschaft von Flügel preisgekrönt werden konnte, das lediglich aus andern Büchern u. wie kritiklos! zusammengeschrieben ist, war für mich niederschmetternd. Bei solchen Eindrücken werden Sie meine Absicht, mich ruhiger, herber Gelehrtenarbeit zu widmen, begreifen u. nicht lediglich auf Rechnung meines allerdings täglich zunehmenden Pessimismus schreiben.

Haben Sie meine Polemik gg Meyer erhalten? Meyer hat seitdem vollständig geschwiegen, u. auch sonst scheint die Parole ausgegeben, sie todtzuschweigen. Grüßen Sie Ihre Frau, sowie Scherer. Von Herzen Ihr ganz ergebner L. Brentano.

n. 30. Schmoller an Brentano. Straßburg 3. Febr. 1873.

Lieber verehrter Freund! Ich freue mich sehr, endlich wieder mal ein Lebenszeichen von Ihnen erhalten zu haben. Ich wollte Ihnen längst schreiben und für Ihre Zusendung der Meyer-Broschüren danken. Das Resultat muß ja für jeden, der dieselben liest, schlagend sein. Meyer giebt sich hier auf die jammervollste Weise preis, viel mehr als ich ihm zugetraut; denn er ist ein gescheidter und gewandter Mensch — aber offenbar jetzt faulgeworden.

Über die Berliner Sitzung hatte ich bis jetzt nur einige Worte von Eckardt und eine lange Epistel von Engel, der mir wegen

ganz anderer Dinge schreiben mußte u. dabei mir sein Herz ausschüttet.

Ihre Begründung, warum Sie aus dem Ausschuß austreten müßten, kann ich nicht gelten lassen. Und ich hoffe, Sie entschließen sich eines Besseren. Mag unsere Wissenschaft noch so scholastisch und unvollkommen sein, die Welt kann im praktischen Ringen nach neuen Gestaltungen nicht warten, bis unsere Wissenschaft in hundert und aber hundert Jahren fertig gezimmert dasteht. Und an alle, die den Kopf und das Herz auf dem rechten Flecke haben, ergeht das Mahnwort, sich in Reih und Glied zu stellen und mit dem Gewicht ihres Namens für die sociale Reform einzutreten. Hindert Sie denn das, exakt wissenschaftlich daneben fortzuarbeiten; es handelt sich ja nicht darum zu popularisieren, sondern mit äußerster Kraft in die Speichen eines Wagenrades zu greifen, das einem verderblichen Abgrund entgegenrollt. Sie sagen die gefallen mir nicht, die mit eingreifen; aber ist es überhaupt möglich, Partei zu machen mit lauter Leuten, die einem behagen. Ich kann nur wiederholen, was ich Ihnen glaube ich schon mal zu beweisen suchte; es sind die, die uns zur Zeit am nächsten stehen. Zeigt es sich auf die Dauer, daß dem nicht so ist, so trenne man sich, — aber in corpore und mit der Absicht, dann in um so geschlossenerer kleiner Phalanx zusammenzustehen und zu handeln. Aber der Einzelne sollte doch nicht die Flinte ins Korn werfen, weil es in der Einsamkeit des Studierzimmers behaglicher, lichter, klarer ist.

Nicht an Sie als Gelehrten und Dozenten, sondern an Sie als Menschen, als Patrioten möchte ich appellieren, um Sie in Ihrem Entschlusse wankend zu machen. Wir konnten vor der hallischen Zusammenkunft die ganze Sache lassen; jetzt dürfen wir nicht zurück. Und wie viel haben wir schon durch die Eisenacher Versammlung bewirkt; — gewiß so viel oder mehr, als vorher durch unsere Bücher. —

Übrigens erscheint mir auch Ihr Urtheil über die deutsche Nat.ök. zu schwarz. Ist nicht die ganze deutsche Statistik exakte Arbeit? Nasse's Untersuchungen über englische Agrarverhältnisse, Soetbeers über Geldfragen, Helferich's über die östr. Valuta u. württ. Agrarverf., Schäffle's über die Handelskrise

von 1837, über Beamtengehalter, über den franz. Handelsvertrag, Hanssen's sämmtliche Arbeiten, auch Wagners letzte Schrift über die deutschen Zettelbanken; — das sind alles exakte Untersuchungen. Und — die exakte Untersuchung ist doch auch nur die eine Seite der Wissenschaft, zu ausschließlich gepflegt — ohne allgemeine Idee und Gesichtspunkte — führt sie zum Handwerkerthum in der Wissenschaft; wie es heute teilweise in den Naturwissenschaften und in der Historie üblich ist.

Die Schwierigkeit uns. Wissensch. liegt darin, daß sie so weit ausgreifend ist, so verschiedene Gebiete berührt; daß sich keine einheitlich geschlossene Methode in ihr entwickeln kann, rsp. für die einzelnen Zweige in ihr noch nicht entwickelt hat. Ist es mal so weit, so werden wir im Detail rascher vorwärts kommen, aber vielleicht auch mehr bloße Handwerker unter uns zählen. Daß die natök. Doktrinen bisher zu leicht einzelnen pol. Parteien dienten, ist richtig, liegt aber in der Natur der Disziplin. Und von A. Smith, Turgot, J. G. Hoffmann, dem alten Rau, auch Hermann können Sie das nicht sagen.

Hoffentlich sehe ich Sie in Berlin. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir schrieben, wann Sie hinkommen u. wie lange Sie bleiben. Ich werde vom 17. März an etwa 4 Wochen dort arbeiten, vielleicht dazwischen einige Zeit in Stettin. — Mit herzlichstem Gruße und in aufrichtigster Freundschaft Ihr

G. Schmoller.

n. 31. Brentano an Schmoller. Breslau, den 6. Februar 73.

Lieber hochverehrter Freund. Herzl. Dank für Ihren freundl. Brief. Ich werde ein andermal darauf antworten, jedenfalls aber nicht eher aus dem Ausschusse austreten, bevor ich nicht noch mit Ihnen darüber verhandelte. Daß ich mich nicht scheue, meinen Bürgerpflichten nachzukommen, ersehen Sie aus dem heutigen Gegenstand meines Schreibens.

Von Eckardt erhielt ich gestern abend inliegenden Brief u. stimme ihm vollständig zu. Ich halte eine Erklärung zugunsten des Buchdruckerverbandes für dringend geboten, u. habe sofort gestern Abend beiliegenden Entwurf eines solchen verfaßt. Ich übersende Ihnen denselben zur formellen u. materiellen Verbesserung, evt. Verschärfung. Mir scheint, wir sollten sämmtliche

Ausschußmitglieder auffordern, mit zu unterzeichnen. Eine Reihe wird abfallen — desto besser. Frage scheint mir, sollen wir auch noch Unterschriften Andrer uns verschaffen. Aber schnell! Gierke ist bereit mit zu unterzeichnen. Senden Sie den Entwurf nach Bonn, Leipzig u. Berlin; alle Verbesserungen, die Sie anbringen haben im Voraus meine Zustimmung. Herzlich grüßend in Eile L. Brentano.

n. 32. Brentano an Schmoller. Breslau, 7. Februar 73.

Lieber hochverehrter Freund. Meinen Brief, dd. gestern, werden Sie erhalten haben u. hoffentlich zustimmen. Auch außer Gierke ist noch eine Reihe anderer hier angesehener Persönlichkeiten zum Unterzeichnen bereit. Auf Ihren Brief antworte ich auch heute noch nicht; u. ziehe es vor mich mit Ihnen mündlich über die angeregten Punkte zu besprechen.

Heute nur eine Bitte um Ihren Rath, eventuell um eine That. Wie Sie wissen hat die hiesige Fakultät im vorigen Jahr meine Berufung hierher als Ordinarius beantragt. Der Minister dagegen machte mich zum extraordinarius u. gab mir das Versprechen, daß ich bald Ordinarius werden solle. Wie Sie wissen, war dies gerade das, was mir damals angenehm war, u. ich ging hierher. In dem rescript an die Fakultät, in dem der Minister derselben von meiner Ernennung Mittheilung machte, heißt es ferner, der Minister behalte sich vor, mich zum Ordinarius zu machen, ohne weiter die Fakultät zu befragen, sobald ich gezeigt habe daß ich Colleg lesen könne. Auf diese Zusage vertrauend habe ich denn auf eine Anfrage Hildebrands, ob ich nach Jena gehen wolle, ohne Weiteres abgelehnt.

Nun war es nicht meine Absicht, vor Jahresfrist auf meine Ernennung zum Ordinarius zu drängen. Indessen hat sich die Sachlage geändert, u. sowohl aus Fakultätsrücksichten als auch aus persönl. Rücksichten, wäre es mir angenehm, daß, da ich die Bedingung erfüllt habe u. im Publicum 137, im Privatcolleg 20 inscribirte Zuhörer habe, die mir gegebene Zusage baldmöglichst erfüllt würde.

Nun weiß ich nicht, soll ich Ohlshausen in einer Eingabe um meine Ernennung angehen? Oder würde er mir dies übelnehmen? Und würden Sie im letzteren Falle, wenn dies zu

befürchten wäre, vielleicht so freundlich sein, ihm ein paar Zeilen in meinem Interesse zu schreiben? Ich würde es nicht wagen, so ohne Umschweife Sie anzugehen, wüßte ich nicht, daß Sie Ohlshausen persönlich näher kennen, u. daß Sie auch gern bereit sind, mir, wennmöglich, den gewünschten Dienst zu leisten. Ich bitte also garnicht weiter um Entschuldigung ob meiner Kühnheit, da ich doch weiß, daß es derselben bei Ihnen nicht bedarf.

Die „Produktivgenossenschaft" von Flügel setzt mich in immer größeren Zorn. Nicht nur ist die Schrift, was die darin auseinandergesetzte Theorie angeht, aus allen möglichen Schriften zusammengesudelt, auch alle darin angegebenen Thatsachen sind, soweit ich sie controlliren kann, falsch. Ich ließ mir soeben mehrere neuere englische Blue Books kommen zur Controlle u. finde, daß der Schrift von Flügel auch jeder thatsächlicher Boden fehlt. Ich habe gute Lust, eine ausführliche Recension zu schreiben, ja ich fühle sogar eine Art Verpflichtung es zu thun. Sonst wird das ganze Publikum irre geleitet. Doch fühle ich eine gewisse Scheu wg. Helferich.

Adio, grüßen Sie Ihre Frau, u. schreiben Sie mir bald ein paar Zeilen. Ihr ganz ergebner L. Brentano.

n. 33. Brentano an Schmoller. Breslau, 8. Februar 1873.

Lieber Freund. Ich muß Sie schon wieder mit einigen Zeilen plagen, was mir umso unangenehmer ist, als ich selbst der Ggstand bin um den sich mein Schreiben abermals dreht. Ich schrieb Ihnen gestern während ich ursprünglich beabsichtigt habe, nicht vor Jahresfrist auf meine Ernennung zum Ordinarius zu dringen, machten es jetzt sowohl Fakultäts- wie persönliche Rücksichten wünschenswerth, daß die mir gegebene Zusage baldmöglichst erfüllt werde. Da ich Sie gebeten habe, — wenn Sie dies für den besseren Weg halten sollten, — ein paar Zeilen in meinem Interesse an Ohlshausen zu schreiben, schien es mir, nachdem ich meinen Brief zur Post gegeben hatte, weise, Ihnen diese Rücksichten doch wenigstens anzudeuten, um allenfallsigen Mißverständnissen vorzubeugen.

Diese Rücksichten sind: Einmal, daß ich alle Pflichten eines Ordinarius zu erfüllen habe. Sie wissen selbst, daß es meiner

Neigung u. meinem wissenschaftlichen Bedürfnis entsprechen würde, noch nicht über alle Theile unseres Gebietes Vorlesungen zu halten, sondern allmählich materienweise mit selbstbefriedigender Gründlichkeit den Stoff zu bearbeiten u. allmählich vorzutragen. Nun aber muß ich über Alles lesen, habe dadurch gar keine Zeit zu eigenen Arbeiten, mit einem Worte gehe nothgedrungen in meinem Berufe ganz unter, u. möchte, da ich diesen Beruf ganz auszufüllen gezwungen bin, auch das erhalten, was ich dafür beanspruchen kann.

Es ist aber umso wünschenswerther, daß ich dies erhalte, als es nothwendig ist, daß ich nicht unter u. hinter Tellkampf stehe. Tellkampf hat hier unter den Studenten noch eine große Zahl Anhänger, die er sich auf sehr gewissenlose Weise verschafft. Er liest nämlich mehrere Collegien, mit denen wir, wenn wir sie einzeln behandeln, in einem Semester kaum fertig werden, in einem Semester zusammen u. sucht so Studenten anzulocken. So hat er für nächstes Sommersemester angekündigt: Volkswirthschaftspolitik u. Finanzwissenschaft in einem sechsstündigen Colleg. Ich hatte Volkswirthschaftspolitik allein angekündigt in 6 Stunden wöchentlich. Dies wurde dann als Concurrenz meinerseits angesehen, u. um des lieben Friedens halber mußte ich als Extraord. denn eine Scheinconcession machen u. zog meine erste Ankündigung zurück, kündigte aber dafür Finanz sechsstündig an, was nun doch auch mit einem Theile der Tellkampfschen Vorlesung concurrirt. Nun hören aber die Studenten immer lieber das kürzere wenn auch oberflächlichere Colleg, hören immer eher bei einem Ordinarius als bei einem Extraord. Und dann sehe ich nicht ein, warum ich, da ich factisch das ganze Fach an der hiesigen Universität zu vertreten habe, mir solche Chicanirereien gefallen lassen soll. Es ist im Interesse meiner Wirksamkeit hier wirklich nötig, daß ich aus dieser untergeordneten Stellung herauskomme.

Dazu noch persönliche Rücksichten. Ich kann mit dem Gehalt mit 800 Thalern hier absolut nicht auskommen, da das Leben hier sehr theuer ist, die Bibliothek sehr schlecht ist, ich daher sehr viele Bücher kaufen muß u. fast allen Studenten gestundet wird. Nun beziehe ich allerdings noch Einkommen von zu Haus. Aber einmal habe ich den dringenden Wunsch unabhängig von

Hause zu werden, u. sodann sind Veränderungen in meinen Angelegenheiten vorgegangen, — dieselben, über die ich Ihnen den nicht abgeschickten langen Brief geschrieben habe u. die ich mündl. mit Ihnen besprechen möchte, — die es mir beinah zur Pflicht machen, auf jegliche weitere Unterstützung von zu Haus zu verzichten. Dies aber entre nous!

Dies nur zur weiteren Erläuterung meines gestrigen Briefs.

Was mein nach Berlin gehen an Ostern betrifft, so werde ich nur hingehen, um Sie dort zu sehen. Einen anderen Grund habe ich nicht, vielleicht könnten wir uns aber auch in Frankfurt a.M. begegnen. Es würde dies von Ihrer Reiseeinrichtung abhängen. Schreiben Sie mir wenn Sie nach Berlin gehen u. wie lange Sie dort bleiben. Je nachdem komme ich dann zu Beginn der Ferien nach Berlin, oder zu Ende derselben oder gebe Ihnen Rendezvous in Frankfurt. Mit herzlichem Gruß Ihr ganz ergebener

L. Brentano.

n. 34. Brentano an Schmoller. Breslau, 12. Februar 73.

Lieber Freund. Besten Dank für Ihren freundschaftl. Brief vom 10. Ich weiß noch nicht, wie ich procediren soll. Ich muß dies erst mit meinen hiesigen Freunden überlegen. Vielleicht warte ich bis März. Jedenfalls nächstens hierüber mehr.

Augenblicklich ist meine ganze Aufmerksamkeit durch die Schmähschrift Bambergers gg. mich in Anspruch genommen. Sie wird Ihnen wohl auch zu Händen gekommen sein. Auch Sie erhalten Ihr Theil darin ab. Hauptsächlich aber hackt er auf mich. In der bei weitem überwiegenden Anzahl von Punkten wird es mir nicht schwer werden ihm siegreich zu erwidern; insbes. da, wo er sich selbst mit den engl. Gewerkvereinen befaßt u. gg. mich auftritt. Auch wird es wohl nothwendig sein, daß ich ihm antworte. Doch bin ich nicht schlüssig. Was meinen Sie dazu? Auch weiß ich nicht, ob ich im H. C. (Hamburger Correspondent) antworten soll oder in einer Broschüre. Schreiben Sie mir auch, was Sie wünschen, daß ich auf die speciell gg. Sie gerichteten Angriffe erwidern soll. Stellenweise wird das Buch gradezu zur Denunziationsschrift. Klassisch ist auch die Anführung auf S. 52, daß der Cathedersocialismus aus dem Neid der Beamten, Junker u. Professoren entstanden sei, weil sie

nicht so große Gewinnste machten wie die Großindustriellen. Und dieser selbe Bamberger wirft mir S. 41 vor, ich sage zu A. Smith oder Bastiat: wir sind gut u. Ihr seid schlecht! Nebenbei bemerkt habe ich nie so etwas gesagt. Aber ich will mich nicht in Details verlieren. . . .

Für heute adio mit herzl. Gruß Ihr ganz ergebener L. Brentano.

Ihren Brief betr. Buchdrucker sandte ich an Eckardt.

n. 35. Brentano an Schmoller. den 14. Februar 1873.

Lieber Freund. Inliegend Knapp's Brief zurück u. meine Antwort an Knapp, die ich ihm zu senden bitte. Ich schicke sie Ihnen, da sie meine Ansicht enthält.

Was Bamberger angeht, so klärt sich mir täglich mehr, was ich ihm entgegnen werde. Ich weiß nur noch nicht wo. Vielleicht schreibe ich eine Reihe von Artikeln gg. ihn in den H. C., die ich alsdann als besonderes Buch herausgebe. Wie wäre es, wenn Sie ihn in der A.A.Z. [Augsburger Allg. Zeitung] behandelten? Bezüglich meiner Angelegenheit noch keine weiteren Schritte gethan.

In Eile von Herzen Ihr L. Brentano.

n. 36. Brentano an Schmoller. Breslau, den 19. Februar 73.

Lieber Freund. Besten Dank für Ihren Brief. Warum wollen Sie nicht, daß ich Bamberger in einer Broschüre antworte? Boretius schrieb mir, es ginge nicht an, daß ich in die Nat.Ztng. gg. Bamberger schriebe. Ich wollte nun eine Reihe von Artikeln gg. Bamberger in den Hamb. Corr. schreiben u. diese dann, wenn der Reichstag versammelt ist, als Broschüre erscheinen lassen. Auch ist Eckardt damit einverstanden. Was meinen Sie dazu? — Mir wäre es sehr viel lieber, wenn Sie in die A.A.Z. schreiben würden, als wenn Held dies thun würde, auf dessen Fähigkeit ich nicht viel baue. Held könnte dann in die Concordia schreiben. Scheel in Zarncke[7]) oder Hildebrand oder in der D. Warte. Schreiben Sie mir, was Sie davon denken, u. ob Sie dann Scheel auffordern wollen; ich will dann an Held schreiben. Scheel steht mir ferner, sonst würde ich auch ihm schreiben. Und dann noch eine Bitte: wenn Sie oder Scheel oder Held gegen Bamberger schreiben, so gehen Sie auf die Punkte, wo

[7]) Lit. Zentralblatt Zarnckes und Hildebrands Jahrbücher.

er mich allein angreift nicht ein, sondern bemerken Sie, ich würde ihm darauf schon selbst antworten. Höchstens möchte ich, daß Sie bei einem oder dem andern Angriff gg. mich, den Sie aus meinem Buche selbst zu widerlegen leicht im Stande sein werden, auf Bambergers Angriffe gg. mich eingingen. Ich werde diese Angriffe nämlich alle, einen nach dem andern vornehmen, u. sie sollen wie Spreu zerstieben. Sie haben ganz Recht, es wird ein Hochgenuß sein, gg. solch einen Gegner zu schreiben.

Ich sende Ihnen inliegend Eckardts Brief betreff. der Erklärung zu Gunsten der Buchdrucker. Ich bin auch betrübt, daß die Sache gescheitert ist. Was nützt es, immerfort von Agitationen zu reden u. jede wirklich geeignete Gelegenheit zu größeren u. im fraglichen Falle außerdem sehr wohlfeilen Wirkungen in den Wind zu schlagen! Zudem bin ich durch die neuste absolut frivole Verurtheilung Hertels durch das Leipziger Gericht empört. —

Auf der Rückseite des Eckardtschen Briefes finden Sie die Abschrift meiner Eingabe, die ich heute an Falck abgesendet habe, nach Rücksprache mit unserem derzeitigen Rektor, der mir sehr geneigt ist, und der z. Z. auch unser Curator ist, schien dies als der beste Weg. Ich wollte nämlich um Alles vermeiden, daß meine Eingabe an die Fakultät käme, da sonst der Passus betr. meiner Familienverhältnisse ein Geklatsch hervorgerufen hätte, das ich um Alles vermeiden wollte. Hätte ich aber die Eingabe an das Curatorium gerichtet, wie Sie vorschlugen, so hätte der Curator die Eingabe zuerst an die Fakultät senden müssen, was ich ja eben vermeiden wollte.

Bitte schreiben Sie jetzt ein paar Worte an Ohlshausen, einmal er möge die Eingabe aus angegebenen Gründen nicht an die Fakultät zurücksenden, sondern nur, wenn er dies für nötig erachtet, Anfragen bezg. meiner Lehrthätigkeit machen, zweitens er möge die Angelegenheit möglichst bald erledigen. Sie können dabei ja auch von den Angaben in meinen früheren Briefen bezügl. dieser Angelegenheit Gebrauch machen.

Helferich soll plötzlich tobsüchtig geworden u. ins Irrenhaus verbracht worden sein. Daß Hildebrand vom Schlage getroffen wurde, haben Sie wohl in der Zeitung gelesen. Mit den besten Grüßen an Ihre Frau Ihr treu ergebener L. Brentano.

n. 37. Brentano an Schmoller. Breslau, den 8. März 73.

Lieber Freund. Ich habe meinen Plan nach Hause zu gehen, aufgegeben. Ich habe nämlich noch nichts gg. Bamberger geschrieben, da ich wg. meiner Collegien keine rechte Zeit hatte u. die letzten acht Tage krank war; dagegen habe ich mich ganz vollgepfropft mit Material gg. ihn u. werde, was ich zu schreiben habe, nächste Woche schreiben. Es werden wohl 4 Artikel werden, die ich dann zusammen mit Beilagen als Broschüre herauszugeben gedenke. Was werden Sie machen? Damit nun wird der Rest des Monats hingehen. Am 1. April muß ich umziehen, u. sodann will ich auf einige Zeit nach Berlin u. freue mich sehr auf das Zusammensein mit Ihnen. Es bleibt mir aber dann keine Zeit fürs Nachhausegehen. Werden Sie nach Wien gehen? Ich habe keine Abneigung, werde es aber von Ihrem Thun u. Lassen abhängig machen. Vortrefflich wäre, wenn Sie ein Referat über Hausindustrie übernähmen.

Was hat Ihnen Ohlshausen geantwortet?

Knapp habe ich auf seinen Brief nicht geantwortet. Ich habe ihn zu gern u. finde seine Gründe so faul, daß es nicht gegangen wäre sie ihm zu sagen, ohne es mit ihm zu verderben. Beklagenswert finde ich es aber sehr, daß wir den Buchdruckern garnicht zu Hülfe kommen.

Schreiben Sie mir, wo Sie in Berlin wohnen werden. Mit herzlichem Gruß auch an Ihre Frau Ihr treu ergebner L. Brentano.

PS. Es war nicht unser Helferich, der tobsüchtig wurde, sondern Adolf Helfferich.

2. PS. Boretius hat ja in der Nat.Ztg. v. 5. gehörig gg. Bamberger losgeschossen; wenn es ihm nur nicht schlecht bekommt. Das Lob über mich macht mich schamroth. Das Gebelfer auf der andern Seite wird nun nur desto heftiger werden.

3. PS. Eben bevor ich schließe, erhalte ich einen Brief zu meinen Gunsten von einem Mitglied der englischen Gewerkvereinscommission mit der Erlaubnis ihn zu veröffentlichen.

n. 38. Brentano an Schmoller. Breslau, 21. März 73.

Lieber Freund. Besten Dank für Ihre guten Nachrichten. Hoffentlich wird das Gemeldete recht bald perfekt. Ich schreibe

gerade gg. Bamberger, hoffe aber bis 1. April fertig zu sein. Am 2. April muß ich ziehen: Ohlauer Stadtgraben 20. Dann komme ich in der ersten Woche des April nach Berlin. Die Setzerwirren werden wohl bis nächsten Mittwoch beigelegt sein.

Inliegend mein erster Anti-Bamberger, die bloße Einleitung. Beim Wiederabdruck in einer Broschüre werde ich übrigens bei dem roten Strich auf der ersten Seite abbrechen. Von Herzen

L. Brentano.

n. 39. Brentano an Schmoller. Breslau, 20. April 73.

Lieber Freund. Meine Freunde hier meinen, da ich mit Ohlshausen nicht selbst über meine hiesigen Affairen gesprochen habe, soll ich ihm auch meinen Bericht in der Concordia nicht unmittelbar schicken. Ich sende Ihnen deshalb denselben. Vielleicht fügen Sie Ihren vielen Verdiensten um mich noch das weitere hinzu, Ohlshausen diesen Bericht selbst zu senden.

Ihre Angelegenheit mit Franz Duncker habe ich ins Reine gebracht. Er bedauerte sehr, Sie nicht gesehen zu haben, da sein Sohn diesen Sommer nach Straßburg kommt. Mit herzlichen Grüßen an Ihre Frau der Ihrige L. Brentano.

n. 40. Brentano an Schmoller. Breslau, 22. Mai 1873.

Lieber Freund. Ich habe so lange nichts von Ihnen gehört, daß ich einmal anfragen muß, wie es mit und bei Ihnen steht. Ihre vorzügliche Besprechung des Bamberger'schen Buchs im Neuen Reich habe ich mit großem Ergötzen gelesen. Dagegen hat ein mir unbekannter I. B. Sie in der letzten Gegenwart lebhaft angegriffen wegen einer ungünstigen Recension der Volkswirthschaftlichen Schriften v. Michaelis im Central Blatt. Mir ist die Recension entgangen. Doch glaube ich wird der I. B. sich irren u. Sie mit Scheel verwechseln. Im letzteren Falle wäre doch eine Berichtigung Ihrerseits wünschenswerth. Scheel hat übrigens eine neue feige Niederträchtigkeit, ähnlich seiner früheren gg. Böhmert, nun gegen mich begangen, indem er sich mit Rudolf Meyer in Eisenach associirte u. für dessen Berliner Revue anonym eine Reihe von Besprechungen über die Literatur der socialen Frage schrieb, die Meyer nun separat herausgab. Mich empört an der Sache nichts als die feige Anonymität des

Angriffs, während Scheel da wo er mit seinem Namen auftritt u. so Gelegenheit zum Repliciren gibt sich äußerst zahm benimmt.

Haben Sie eine Einladung entworfen, die wir an die Herren vom Volkswirthschaftlichen Congreß senden können?

Nächstens werden Sie endlich meinen Anti-Bamberger erhalten. Sie werden wohl ebenso wie manche Andere an der Heftigkeit meines Ingrimms Anstoß nehmen. Aber zum Kuckuck! Wofür habe ich meinen Zorn, als um ihn zu äußern? Und ich kann Sie versichern, daß mein Zorn eigentlich noch immer in crescendo begriffen ist. Ich könnte die ganze Bande lothweis vergiften.

Meine persönlichen Angelegenheiten befinden sich noch immer am alten Fleck. Bis jetzt weder Ordinariat noch Gehaltszulage. Für mich persönlich wäre es vielleicht am Besten ich käme fort von hier. Freilich habe ich keine Sehnsucht nach Gießen, wofür ich infolge der Thätigkeit Onckens auch keine Aussicht habe berufen zu werden. Aber nach Tübingen ginge ich schon, trotz Schönberg. Mein Posten hier ist in Folge davon, daß ich hier die ganze Stadt zum Feinde habe — Max Wirth hat mich noch nicht einmal besucht! — recht schwierig. Indes dürfen Sie diese Worte nicht im Geringsten so auffassen, als sei meine Kampflust im Erlahmen begriffen u. als sei ich nicht bereit im Interesse der guten Sache meinen Posten aufs Hartnäckigste zu vertheidigen u. zu halten.

Wie geht es bei Ihnen? Wie geht es Ihrer Frau u. den Kindern? Lassen Sie wieder einmal etwas von sich hören. Ich komme mir sonst nächstens als nicht einmal mehr in Vorder- sondern in Hinterasien befindlich vor. Mit herzlichem Gruß Ihr treu ergebener L. Brentano.

Die Adresse der hiesigen Buchdrucker an mich haben Sie wohl erhalten. Ich kann nicht leugnen, daß sie mich sehr gefreut hat. So ist doch etwas erreicht!

Soeben bevor ich den Brief absende, erhalte ich Ihren freundschaftlichen Brief vom 18. dss., der mich sehr erfreut hat. Besten Dank dafür. Ihre Bemerkungen gg meinen Anti-Bamberger sind vielleicht berechtigt. In etwas sind diese Fehler beim Wiederabdruck vielleicht auch gemildert worden. In der Finanz habe ich 15, im Seminar 4. Nochmals adio. Die besten Grüße auch an Ihre liebenswürdige socialdemokratische Frau.

n. 41. Brentano an Schmoller. Breslau, den 22. Juni 73.

Lieber Freund. Verzeihen Sie, daß ich Sie schon wieder behellige u. zwar abermals mit meinen persönlichen Angelegenheiten. Soeben höre ich, daß unser Etat mit den Gehaltszulagen heute hier angekommen ist. Alle (außer den Höchstbesoldeten) haben Gehaltszulagen erhalten, nur ich nicht. Es ist dies etwas was ggüber den Versprechen, die Ohlshausen Ihnen und mir ggüber abgab, gradezu unverständlich ist, wenn man nicht annehmen will, daß der Minister mich trotz seiner früheren Bedenken sofort zum Ordinarius zu machen beabsichtigt. Indes ist dies nur ein höchst ungewisser Trost. Es ist mir von der größten Wichtigkeit, möglichst bald etwas Näheres darüber zu hören: denn selbstverständlich muß ich mein ganzes Leben je nachdem anders einrichten. Könnten Sie etwas Näheres über den Fall in Erfahrung bringen, u. ist es in diesem Falle nicht zu unbescheiden, wenn ich Sie bitte, Erkundigungen einzuziehen? Sind Sie insbes. der Meinung, daß ich Ohlsh. an Pfingsten wieder besuchen u. plagen soll?

Verzeihen Sie, daß ich Sie, noch dazu pro domo, so häufig behellige. Aber hoffentlich entschuldigen Sie mich durch meine gesamte Lage.

Mit herzlichem Gruß in Eile L. Brentano.

n. 42. Brentano an Schmoller. Breslau, den 3. Juli 73.

Lieber Freund. Ich habe Ihnen lange nicht geschrieben, einmal, weil ich recht unwohl war (ich hatte einen kleinen Gastricismus u. bin noch nicht wieder ganz hergestellt), sondern, weil ich den Verlauf meiner persönl. Angelegenheit abwarten wollte, um Ihnen darüber berichten zu können. Dies ist nun recht schlecht abgelaufen. Ich war, als ich Pfingsten in Berlin war, bei Ohlshausen; er hatte meine Angelegenheit u. alle Versprechen, die er mir u. Ihnen mich betr. gegeben hatte, vergessen, entsann sich indessen derselben, als ich ihn daran erinnerte, u. versprach, daß sie sofort nach den Pfingstfeiertagen erledigt werden sollte. Nach so ausdrückl. Versprechen hoffte ich sicher auf alsbaldige Erfüllung. Allein nichts hat sich seit Pfingsten erfüllt u. heute habe ich Ihnen eine Nachricht zu melden, nach der ich fürchte,

daß sie niemals erfüllt werden. Gestern kam nämlich die Nachricht hier an, daß der junge Göppert, — Sie kennen ihn ja, den bornirten, leidenschaftlichen Manchestermann, — zum 15. August nach Berlin als provisorischer Nachfolger von Olshausen berufen ist. Nun ist unsere Zeit gründlich vorbei, u. wenn die mir gegebenen Versprechen nicht noch vor seinem Amtsantritt erfüllt werden, werden sie niemals erfüllt werden. Dann bleibe ich, solange ich hier bin, extraordinarius, u. mit einem Rufe anders wohin, siehts auch scheu aus. Was soll ich thun? Ich kann nicht leugnen, daß mir meine Situation aus Ihnen bekannten Gründen sehr unangenehm ist. Wissen Sie Rath?

Die Ausschußsitzung an Pfingsten ist recht gut verlaufen. Geärgert habe ich mich nur mehrmals über Held, der verschiedentlich schlecht stimmte. Daß der vom Ausschuß rite vereinbarte Aufruf so geschäftsordnungswidrig abgeändert wurde hat mich empört, obwohl auch ich mit dem in Frage stehenden Satze nicht einverstanden war. Allein auch die Abänderung finde ich aus mehreren Gründen anstößig u. zuerst weigerte ich mich den abgeänderten Entwurf zu signiren, u. erst auf schriftl. Vorstellungen von Knapp u. Gneist hin gab ich obgleich widerstrebenden Herzens nach.

Was machen Sie in den Ferien? Ich möchte gern in die Schweiz, weiß aber nicht, ob etwas hieraus wird, denn, wenn nicht Ohlshausen noch seinem Versprechen nachkommt, wird es mit meiner Kasse schlecht aussehen. Wissen Sie etwas davon, wer nach Würzburg an Umpfenbachs Stelle kommt?

Bitte schicken Sie mir doch den gedruckten Plan Ihrer Vorlesungen über Nationalökonomie u. Volkswirthschaftspolitik, wenn Sie einen solchen haben. Ich werde mein Colleg für nächsten Winter noch einmal umarbeiten u. da möchte ich ihn gern haben.

Hoffentlich geht es bei Ihnen recht gut. Lassen Sie bald einmal etwas von sich hören. Mit herzl. Grüßen an Ihre Frau

Ihr treu ergebner L. Brentano.

Cohn hat mir in London bei versch. Bekannten von mir, bei denen er sich als mein Freund introducirte (ohne Empfehlung von mir!), versch. Unannehmlichkeiten bereitet. Knapp hat also doch recht mit seinem Urtheil über ihn.

n. 44. Schmoller an Brentano. Straßb. 5. Juli 1873.

Lieber Freund! Das sind ja schlechte Nachrichten nach allen Seiten! Die fatalste ist die von Göppert's Berufung; vor einem Jahr hatte Olshausen für diese Stelle an mich gedacht; ich hätte sie aber keinesfalls angenommen. — Zunächst müssen wir eben auf unsere gute Sache vertrauen, dieser G. soll uns nicht klein bekommen.

Olsh. hat Ihnen gegenüber leider wieder einmal s. schwache Seite gezeigt — erst Versprechungen und dann nichts halten. Er ist eben ein altersschwacher Mann. Er soll übrigens demnächst hier durchkommen u. dann werde ich natürlich alles aufbieten in Bezug auf Ihre Angelegenheiten. Sonst weiß ich kaum einen Rath für den Augenblick.

Für die Zukunft ist mir ja nicht bange. Sie sind so zweifellos von uns Jungen allen das erste Talent und der, welcher die größte literar. Leistung hinter sich hat, — daß die eine oder andere Berufung bald kommen muß. Dann gehen Sie entweder, oder Sie bleiben nur als Ordinarius. Eine Reihe von Stellen müssen bald frei werden: Jena, Göttingen, Kiel, Tübingen (Schütz) ect; von Würzburg weiß ich nichts; es wird da auf Gerstmers und Umpfenbachs Vorschläge ankommen. Vielleicht hat Helferich Einfluß und könnten Sie durch diesen etwas erreichen.

Was die Ferien betrifft, so reist meine Frau dieser Tage nach Kreuznach; ich hoffe sie sei 15. Aug. zurück, dann will ich mit ihr und den Kindern bis 15. Sept. an den Bodensee, kommen Sie doch dahin, das wäre schön. Ich hoffe, daß Rümelin auch dort sein wird; v. 15. Sept. wollte ich Archiv arbeiten in Berlin oder Stettin bis 12. Okt; das kann ich aber nur wenn ich das Referat los werde in Eisenach. Ich habe bis jetzt vergeblich Nasse angefleht es zu übernehmen. Ich habe nämlich nicht Lust so als „Mädchen für Alles" in Eisenach zu fungieren; ich habe mich mit der Frage gar nicht näher beschäftigt und möchte in den Ferien frei sein. Aber wen sollte ich nur bitten: Held, Neumann, Knies (der thut es doch nicht). Ich bin rathlos. Oder soll ich einfach ohne mich zu präparieren über die Gutachten von Neumann ect. etwas kohlen; — das geht zuletzt auch, aber ist mir sehr unbehaglich.

Unter Kreuzband folgen zwei Grundrisse, die ich aber bis jetzt nicht mehr einhalte. Ich habe hier mein System ganz umgeworfen, aber noch keinen Grundriß drucken lassen.

Von hier ist auch nicht viel Erquickliches zu berichten. Die unangenehmen Händel in der Fakultät über den staatswiss. Doktor dauern fort; ich sehe mehr und mehr ein, daß die Juristen, mit denen ich hier zus.gekoppelt bin, grade solche sind, die für staatsw. u. volksw. Studien den allerwenigsten Sinn haben (Binding etwa und Laband ausgenommen). Mein Seminar aber macht mir Freude — und mit den Vorlesungen geht es wenigstens. Mit Geffken, Laband, Lexis, Jolly, Fabricius stehe ich gut und habe auch im Umgang Manches von ihnen. Aber Ihre und Knapps Nähe fehlt mir immer gleichmäßig.

Was Cohn betrifft, so war ich über s. Charakter nie ganz klar d. h. — ich habe ihn nie so kennen gelernt, um ein Urtheil mir bilden zu können. Er erschien mir immer nur als einer der talentvolleren jungen Leute unserer Richtung. Er ist noch nicht fertig; er schrieb mir aus London einen Brief, der Gährung und Zweifel aller Art andeutet. Kommt dazu etwas Charakterlosigkeit, so ist es freilich schlimm. Die Kritiken von Rud. Meyer hat er übrigens keinesfalls gemacht; ich vermuthe stark daß das Scheels boshafte Feder sei.

. . . . . [Persönliches]. In treuer Freundschaft Ihr G. Schmoller.

n. 44. Schmoller an Brentano. Straßb. 8. Juli 73.

Lieber Freund! Eben komme ich von einer Ausfahrt mit Olshausens zurück und eile Ihnen zu melden, wie die Sache steht, für den Fall, daß Sie noch nicht unterrichtet wären.

Sie erhalten von Ostern d. J. ab 400 Thal. Zulage u. O. meint, Ihr Ordinariat hätten Sie über kurz oder lang resp. in Bälde sicher. Er ist Ihres Lobes voll, hauptsächlich auch in Bezug auf die Buchdruckerangelegenheit.

O. bleibt bis 1. April neben Göppert. Die Wahl Göpperts geht von Falk aus. In Bezug auf d. Manchesterthum meint O. werde G. nicht gar zu viel machen können. Erstens seien die Fakultäten da — und zweitens die Minister. Falk gehe von der Annahme aus man muß die beiden Schulen oder Richtungen

zu Worte kommen lassen. Einige uns. Gegner hätten also so wie so Hoffnung auf Berücksichtigung auch ohne Göppert. Daß Göppert nur Manch.leute anstelle, werde aber Falk auch nicht leiden.

Gestern habe ich Knies gebeten mein Referat zu übernehmen. Ob ich, wenn er ablehnt, Neumann bitte, wie Nasse räth? In Eile Ihr tr. ergebener G. Schmoller.

Herzl. Grüße an Dilthey.

n. 45. Brentano an Schmoller. Breslau, den 10. Juli 73.

Lieber Freund. Gestern Abend erhielt ich Ihren Brief mit der erfreulichen Nachricht u. heute morgen machte mir das Kuratorium dieselbe Mittheilung. Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für die rege, warme Theilnahme, die Sie mir in Ihren beiden letzten Briefen zeigen u. an die ich freilich schon lange bei Ihnen gewohnt bin. Fast möchte ich es bedauern, daß mir nun alle u. jede Veranlassung genommen ist, von Ihrer freundschaftlichen Aufforderung, Ihr Schuldner zu werden, Gebrauch zu machen; denn gewiß, wäre ich wirklich in peinlicher Verlegenheit gewesen, so hätte ich mich mit Freuden an Sie gewandt. Allein so schlimm ging es mir im Augenblick nicht. Es handelte sich für mich augenblicklich nur darum, ob ich auf eine Ferienreise verzichten müsse oder nicht. Und da heißt es für den, der Nat.ök. vorzutragen hat, doch eher verzichten als eine Anleihe aufnehmen. Nun freue ich mich aber sehr, daß ich ohne ökonomische Gewissensbisse meine projektirte Ferienreise nach der Schweiz ausführen kann, deren ich dringend bedarf. Schreiben Sie mir ja, an welchem Fleck des Bodensees Sie sich aufhalten, dann besuche ich Sie auf der Hin- oder Rückreise.

Nach einem Gespräche, das ich neulich mit Göppert hatte, glaube ich auch, daß er als Oberschulrath gg die Cathedersocialisten nicht so wüthen wird, wie als Führer der nationaliberalen Partei in Breslau. Er bat mich, ich möge ihn doch über die Persönlichkeit der verschiedenen Fachgenossen belehren, war sehr freundlich, ja bescheiden, u. äußert die besten Vorsätze. Auch glaube ich von ihm, daß er bestrebt sein werde,

unparteiisch u. gerecht zu sein. Aber er ist ein Mann von sehr enger wissenschaftl. Bildung, u. da wird es wohl hauptsächl. bei ihm darauf ankommen, wer es verstehen wird, ihn zu behandeln u. zu beeinflussen.

Die Sache mit Ihrem Referat ist unangenehm. Ich dachte mir gleich, daß es Ihnen zu unbequem sein werde. Neumanns Gutachten habe ich noch nicht gelesen, weiß deshalb auch nicht wo er hinaus will. Ich meine, wenn eine Enquête stattfinden soll, so muß sie jedenfalls derart sein, daß Zeugen examinirt werden von einer mit umfasssnden Vollmachten versehenen Commission u. daß die Zeugenaussagen wörtlich veröffentlicht werden. Ich meine, dies müsse der Referent beantragen, u. wäre daher nur dann für Übertragung des Referates an Neumann, wenn dieser Ähnliches wünscht. Wie schade, daß Nasse nicht will. In Held habe ich wenig Fiduz. Was denken Sie von Lexis? Oder Geffken? Knies wäre jedenfalls auch gut. Aber sollte es, wenn nichts Passendes sich bietet, denn nicht genügen, wenn Sie 10 Minuten oder eine Viertelstunde lang die Hauptgedanken der Gutachtler besprächen u. Anträge motivirten? Ich gedenke bei meinem Correferate jedenfalls nicht mehr zu thun. Wie wäre es, wenn Blitzer referirte?

Die Aufsätze sub firma Rudolf Meyer sind m. E. jedenfalls von Scheel.

Adio für heute. Schreiben Sie mir in ein paar Worten an welchen Ort am Bodensee Sie gehen. Wenn Sie Olshausen sehen, so bitte danken Sie ihm einstweilen in meinem Namen. Die herzlichsten Grüße an Ihre Frau Ihr treu ergebener L. Brentano.

n. 46. Brentano an Schmoller. Aschaffenburg, 30. September 73.

Lieber Freund. Die Correspondenzkarte, die Sie mir von Rorschach aus nach Breslau schickten, traf mich nach mannigfachen Umwegen in Genua. Von dort aus konnte ich wegen der Ungewißheit meiner Reisepläne Ihnen nicht sofort antworten, sondern wartete bis Zürich, von wo aus ich an Ihr Hotel nach Rorschach telegraphirte, jedoch die Antwort erhielt, daß Sie sich in Tübingen bei Rümelin befänden. Dorthin konnte ich Ihnen nicht folgen, da ich noch mit einer Schwester zusammentreffen mußte, die

im Begriffe steht, in die Ferne zu ziehen. Nun wäre es aber höchst zweckmäßig, wenn wir vor der Eisenacher Zusammenkunft noch ein paar Tage zusammen wären. Auch möchte ich, abgesehen von Eisenach, gern ein paar Tage mit Ihnen verleben, habe aber nach Eisenach keine Zeit, da ich noch vor meiner Rückkehr nach Breslau nach Wiepersdorf zu Arnims muß, wo die Frau v. Arnim schwer erkrankt ist. Nun habe ich an Knapp geschrieben, ich werde morgen, Mittwoch in 8 Tagen in Leipzig eintreffen, um ein paar Tage mit ihm zu sein. Es wäre reizend, wenn Sie auch hinkämen. Grüßen Sie herzlich Ihre Frau von Ihrem treu ergebenen L. Brentano.

n. 47. Brentano an Schmoller. Breslau, den 17. November 1873.

Lieber Freund. Schon lange wollte ich Ihnen wieder einmal schreiben. Abgesehen von allen anderen Veranlassungen dazu, auch gelegentlich Ihrer Anzeige der „Wissenschaftl. Leistung des H. & B.", die mich sehr amüsirt hat. Sind Sie übrigens wirklich von der bona fides B.'s so fest überzeugt? So etwas Verleumdung gehört doch sonst zum Plänklergewerbe. Neuerdings machte ich übrigens die mir noch neue Entdeckung, daß Bamberger im Jahre 1848 Proudhon übersetzt hat. Hätte ich dies nur schon gewußt, als ich meine Anti-Kritik von Stapel ließ!

Der bes. Anlaß, aus dem ich Ihnen heute schreibe, ist übrigens folgender. Soeben sprach mich der Redakteur der Schlesischen Presse, eines Blattes großen Styls, das von demselben Consortium wie Onkel Spener gegründet wurde. Max Wirth war bisher der Redacteur des volkswirthschaftl. Theils dieser Zeitung, drohte aber durch seine angeborene Langeweile das Blatt ebenso zu ruiniren, wie Wehrenpfennig den Onkel Spener, und wird deshalb bis zum 1. Januar 74 austreten. Besagter Redacteur fragte mich nun, ob ich nicht einen Ersatz wisse. Es handele sich nicht um den Eintritt einer neuen Person in die Redaction; die rein redactionellen Geschäfte würden vielmehr von Handlangern hier besorgt werden. Es handelt sich nur um Jemand, der wöchentlich eine Anzahl wirthschaftl. Leitartikel schreibt. Der Betreffende braucht also nicht hier zu residiren. Wenn er in Berlin oder einem andern Orte säße, wo er den wirthschaftl.

Tagesläuften leicht zu folgen im Stande wäre, wäre nichts dagg. zu sagen. Auch wird Jemand gewünscht, der in dem Schulenstreit bislang noch nicht so sehr compromittirt wäre. Denn Hinneigung zum Cathedersocialismus dürfte auch in den Artikeln nicht allzu offen zutage treten. Die Sache ist nicht unwichtig, da die beiden andern großen schlesischen Zeitungen uns feindlich sind. Ich dachte zuerst an Cohn, zweifle aber nach dem mir von Ihnen über ihn mitgeteilten ob er wird annehmen wollen. Sonst weiß ich niemand. Wissen Sie Jemanden? — Noch muß ich bemerken, daß der Betreffende in Börsen- u. Handelssachen wohlbewandert sein müßte.

Heute habe ich ferner gehört, Boretius werde infolge des Falles Parisius aus der Redaction der National-Zeitung ausscheiden. Ich habe sofort an ihn geschrieben, um zu hören, was an der Sache sei.

Ihren Antrag, die Contractbruchsfrage auf die Tagesordnung des nächsten Congresses zu setzen, habe ich lebhaft unterstützt. Auch habe ich vorgeschlagen Gutachten u. Berichte über den Stand der Frage in England, wo sie, wie Sie wohl wissen, augenblicklich gleichfalls ventilirt wird, von einigen hervorragenden Engländern zu erbitten. Im Falle der Ausschuß meinen Antrag annähme, würde ich gern die Bitte an die betreff. Personen vermitteln. — Dagg. ist mir die Ausschußsitzung an Weihnachten sehr unbequem, da ich wegen versch. Arbeiten nicht recht fort von hier kann. Es wäre mir zumal leid, wenn die Sitzung in Frankfurt stattfände u. ich nicht dabei sein könnte. Doch bin ich sachlich allerdings wohl nicht nötig, wenn Sie u. die Bonner erscheinen.

Ich habe mich verleiten lassen, zu versprechen, einen Vortrag in der Schlesischen Gesellschaft zu halten, u. gedenke über die englische Chartistenbewegung zu sprechen. Schon lange wollte ich über diese in Deutschland so wenig gekannte, u. als Vorbild unserer heutigen Sozialdemokratie doch so wichtige Bewegung einen Aufsatz schreiben, u. werde dies nun ausführlicher thun. Gern würde ich diesen Aufsatz dann in die Preuß. Jahrbücher bringen, weil er da den wünschenswerthesten Leserkreis findet, u. die Entstehung, der Verlauf u. die Ursachen des Verschwindens dieser Bewegung, insbes. für uns, sehr interessant sind.

Aber werden die Preuß. Jahrbücher heute noch einen Aufsatz von mir über ein solches Thema aufnehmen? Einen Korb möchte ich mir nicht holen. Und wohin dann? — Was bei Hildebrand steht, hat einen zu kleinen Leserkreis, u. fürs neue Reich wird der Aufsatz voraussichtlich zu groß.

Mit meinem Colleg bin ich im Ganzen zufrieden. Auch macht mir das Lesen dies Jahr mehr Vergnügen, wie im vorigen Jahre. Besondere Freude habe ich an meinem Privatissimum, wo ich diesmal einen recht tüchtigen jungen Mann habe. Ich habe den Leuten Aufgaben gestellt. Bis sie dieselben ausgearbeitet haben, zerpflücke ich mit ihnen Bastiat.

Neulich habe ich hier Fräulein Gutike kennen gelernt, welche Sie u. Ihre Frau auch kennt. Sie ist sehr hübsch. Was ist sonst mit ihr?

Schreiben Sie mir einmal, was Sie machen u. wie es Ihnen geht. Grüßen Sie recht sehr Ihre Frau, u. bewahren Sie Ihre alte Gesinnung Ihrem treu ergebenen L. Brentano.

Schicken Sie mir Ihre versprochenen Photographien.

n. 48. Brentano an Schmoller. Breslau. 12. Dezember 73.

Lieber Freund. Ich wollte Ihnen längst auf Ihren Brief vom 19. November, der mich sehr gefreut hat, antworten, allein es wäre mir unmöglich alle die „abers" noch aufzuzählen, die immer dazwischentraten u. meine Antwort weiter herausschoben. Nun will ich Sie aber nicht länger auf Nachrichten über meine Berufung nach Jena warten lassen. Ohne Zweifel haben Sie dieselbe bereits durch die Zeitungen vernommen. Der erwartete Ruf kam also am 2. Dezember in der Person des Curators Seebeck hier an. Wahrscheinlich kennen Sie den Mann u. seine Liebenswürdigkeit u. können sich demnach vorstellen, wie schwer es war einem so nahegerückten Angreifer auszuweichen. Es war die reine Brautwerbung u. ich begriff völlig, wie Damen denen die um ihre Hand anhalten, ja sagen, blos weil sie den Zauber, Jemanden vor sich auf den Knieen zu sehen, nicht widerstehen können. Indes verschanzte ich mich dahinter, daß mich Falck stets so liebenswürdig behandelt habe, daß es verletzend für ihn sein müßte, wenn ich aus Preußen fortginge, ohne ihm

Gelegenheit gegeben zu haben, mich zu halten. Ich fuhr also denselben Abend nach Berlin u. da Falck mich zum Ordinarius nebst dem entsprechenden Gehalt zu machen versprach, erklärte ich bleiben zu wollen.

Noch in den Ferien wäre meine Entscheidung wahrscheinlich anders ausgefallen. Allein es hat sich für mich hier seitdem Manches geändert. Einmal habe ich — abgesehen von einigen Artikeln unmittelbar nach Eisenach in der Presse jetzt vollständig Ruhe. Sodann habe ich in der letzten Zeit auch Menschen kennengelernt, die mir sympatischer sind, als meine vorjährigen Bekanntschaften. Ferner fange ich an hier sachlich etwas Einfluß zu gewinnen, sowohl bei den Studenten, als auch direkt in der Handelskammer, durch Molinari nämlich, mit dem ich vorzüglich stehe u. den ich so sachte zu uns herüber ziehe. Wäre ich aber gegangen, so wäre Breslau für uns höchstwahrscheinlich verloren gewesen. Dies ist ein Hauptgesichtspunkt für mich gewesen, bes. da sich die äußeren Verhältnisse für mich erträglich gestaltet haben. Ich weiß, daß Sie mit diesem Verlauf zufrieden sein werden.

Was unsern Verein u. die zukünftigen Congresse angeht, so habe ich große Sorgen. Ich fürchte auch, daß das Interesse bald absterben wird u. fürchtete dies von Anfang an. Sie entsinnen sich vielleicht, daß ich bereits in Halle statt eines Congresses ähnlich dem unsern, einen Congreß ähnl. dem englischen für Socialwissenschaften beantragte, aber durchfiel. Ich wäre auch heute noch für eine Verbindung beider Arten, etwa so, daß wir eine bestimmte Anzahl Themata vorbereiten, u. den Vortrag von Abhandlungen zuließen, welche 14 Tage vor dem Congreß dem Ausschuß eingereicht werden. Jedenfalls bin ich aber dafür, daß das nächstjährige Programm etwas saftiger werde. Für den Contractbruch wäre ich deshalb sehr, auch auf die Gefahr eines großen Spectakels inter amicos; vor Allem dürfen wir uns nämlich nicht vor wirklich brennenden Fragen drücken. Sehr unangenehm wäre allerdings, wenn wir post festum kämen. Ich fürchte dann wird die Debatte darüber unmöglich. Es war thöricht, daß wir die Frage nicht diesmal auf der Tagesordnung hatten. Auch sonst bin ich für jedes brennende, wirklich interessante Thema, u. Sie haben im voraus zu allem derartigen

meine Zustimmung, was Sie beantragen werden, u. können dies auch im Ausschuß geltend machen. Denn selbst werde ich an der nächsten Ausschußsitzung wohl nicht theilnehmen können, so leid mir dies ist. Aber ich habe für meinen Vortrag über die Chartisten wg. der Vorlesungen bis jetzt nur sehr wenig thun können u. muß die Arbeit nothwend. in den Weihnachtsferien machen. Gehe ich aber nach Frankfurt, so komme ich während der ganzen Ferien zu keinerlei Arbeit. Sodann muß ich alsdann auch nach Aschaffenburg, u. da augenblicklich ein großer Dissens zwischen meiner Mutter u. mir, meinen Bruder betr. schwebt, so wäre mir dies äußerst peinlich. Wenn also nicht absolut Noth an Mann geht, möchte ich gerne hierbleiben. Freilich ist es mir auch sehr leid, daß die Ausschußsitzung grade in Frankfurt ist, wenn mirs schwer wird da zu sein. Ich hätte Sie u. Knapp u. Eckardt so gern zu ein paar meiner Verwandten geführt. Aber dies wird sich hoffentlich ein andermal machen. Wenn Sie übrigens schöne Miniaturen sehen wollen, so besuchen Sie ja meinen Vetter Louis Brentano, Taunusplatz 16 u. sagen Sie ihm einen schönen Gruß von mir.

Ich danke Ihnen sehr für Ihr Anerbieten, Treitschke wegen Aufnahme meines Aufsatzes über die Chartisten zu fragen. Erst möchte ich ihn aber fertig haben.

Vor ein paar Tagen erhielt ich eine Anfrage von liberalen Wählern aus Cottbus-Spremberg, ob ich für ihren Kreis ein Mandat für den Reichstag annehmen würde. So sehr mich die Gewerbenovelle ärgert u. so gern ich meinem Ärger darüber im Reichstag Luft machen würde, so mußte ich doch mit Rücksicht auf meine Pflichten an der Universität ablehnen. Ich bin hierher berufen worden, weil Tellkampf stets in Reichs- u. Landtag ist. Da darf ich doch nicht auch hingehen. Aber Sie sollten ein Mandat annehmen. ... [Persönliches.]

Schicken Sie mir ja Ihre Seminarbriefbogen u. Ihren neuen Grundriß u. vergessen Sie nicht Ihre u. Ihrer Frau Photographien. Mit den besten Grüßen an Sie u. Ihre Frau Ihr treu ergebener

L. Brentano.

n. 49. Schmoller an Brentano. Straßburg 24. Dez. [1873].

[Entschuldigung wegen Nichtschreibens]. Ich wußte noch nichts über Ihre Ablehnung nach Jena, bin aber sehr erfreut darüber. Breslau wäre uns verloren gegangen — und das wäre schlimm gewesen. Jena bleibt uns so wie so — und ist ein kleines Nest. —

Die Vereins resp. Ausschußsitzung den 27. Dez. ist also ausgefallen, ich bin rein persönlich betrachtet auch froh, daß ich in den Feiertagen nicht weg muß. Nur fürchte ich wird es wegen der Gutachten nun etwas spät. — Hätten Sie nicht Lust, für den 17. Febr. selbst wenn Sie nicht kommen, einen Antrag zu stellen, in dem Sinne neben den vorbereiteten Fragen, kurze Vorträge nach dem Vorbild der Social Science association zuzulassen?

Mit Treitschke habe ich seither einige Briefe über unsere Standpunkte gewechselt. Er versicherte, prinzipiell total auf uns. Seite zu sein, er glaubt nur, daß gerade auch in der deutschen Bourgeoisie manche idealen Elemente seien, die man gewinnen könne, wenn man etwas behutsam auftrete. Er bittet Sie, ihren Essai über den Chartismus direkt und persönlich an ihn zu senden; er zweifle nicht, daß er ihn werde aufnehmen können.

Der in Aussicht stehende Sieg der Sozialdemokraten an vielen Orten bei den Wahlen ist mir ganz erwünscht. Die Masse der Philister merkt dann einmal daß es sich um ernstliche Dinge handelt. Daß Sie eine Wahl nicht annehmen wollen, begreife ich wohl. Es geht mir ebenso. Mit der wissensch. Thätigkeit ist es eben dann aus. In einer Hinsicht wäre es natürlich erwünscht gewesen, einige Leute von uns im Reichstage zu haben. Andererseits habe ich mir schon oft gesagt: unsere Zeit ist noch nicht gekommen; arbeiten wir noch rüstig 10 Jahre im Stillen fort; dann halten unsere Ideen einmal einen glänzenden breiten Einzug durch die Pforten des Reichstags. Jetzt wären 1—2 derartige Abgeordnete doch nur Sonderlinge ohne allzu viel Einfluß.

Was haben Sie denn für die Frühjahrsferien im Sinne? Trifft man Sie in Berlin; ich werde jedenfalls einige Wochen dort sein, hoffentlich diesmal mit meiner Frau ... ... [Persönliches.] Meine Seminardruckbogen werden Sie erhalten haben; es sind

sehr viele Druckfehler darin, weil es stets schnell gehen muß; wenn ich präpariert bin, gebe ich die Sache oft erst Montag oder Dienstag in die Druckerei; Donnerstag muß der Druck für die Übungen fertig sein. Sie machen mir jetzt recht viel Freude. — Meine Frau grüßt Sie bestens mit mir. Angenehme Feiertage und glückliches Neujahr. Von Herzen Ihr G. Schmoller.

n. 50. Brentano an Schmoller. Breslau, den 30. Dezember 73.

Lieber Freund. Ich habe Ihnen längst für Übersendung Ihres neuen Grundrisses u. Ihrer Seminardruckbogen zu danken u. neuerdings auch für Ihren Brief vom 24., der mich sehr gefreut hat. Ihr neuer Grundriß hat mich ungemein interessiert, u. gern möchte Ich einmal Ihr nach demselben gelesenes Colleg hören. Auch habe ich manches mit Ihnen darüber zu sprechen. Doch dies einmal mündlich. Ebenso haben mir Ihre Seminardruckbogen sehr imponiert, nur Eines habe ich dabei zu erinnern. Warum haben Sie die Statuten der Gilde zu Berwick upon Tweed einfach, wie sie bei Wilde stehen, abgedruckt, nicht aber die bei Toulmin Smith, English Guilds p. 339 angegebenen Titelüberschriften, die häufig für das Verständnis des betr. § bedeutungsvoll sind?

Mir ist in gewisser Beziehung die Vertagung der Ausschußsitzung gleichfalls leid, nämlich wegen der Frage den Contractbruch betreffend. Mir scheint es absolut unerläßlich, daß wir die neue Gewerbenovelle nicht zum Gesetz werden lassen, ohne sie besprochen zu haben. Wenn wir dies [nicht] thun, haben wir gar keine Existenzberechtigung. Nun geht die Gewerbenovelle unzweifelhaft in der nächsten Reichstags-Session durch. Verhandeln wir also auch die Frage auf dem nächsten Congreß, so kommen wir post festum. Allein bei den Verhandlungen dieser Frage auf dem Congreß haben wir überhaupt nichts zu gewinnen. Der Weg, auf dem wir am meisten hier leisten können, ist der Weg der Gutachten. Die entsprechenden Gutachten lassen sich aber noch vor der betr. Verhandlung im Reichstag herstellen. Ich dächte also, Sie veranlaßten sofort die Ausschreibung von Gutachten über die Gewerbenovelle, schrieben selbst eins, ich will auch eins schreiben u. Harrison hat mir einen Aufsatz über diese

Frage in England versprochen. Dies lassen wir dann möglichst bald erscheinen. Ich halte dies für absolut nothwendig.

Sollte ich zur nächsten Ausschußsitzung nicht selbst kommen, so will ich die von Ihnen gewünschten Aufträge schriftlich stellen.

Mit meinem Aufsatz über den Chartismus geht es nur langsam vorwärts u. es wird noch geraume Zeit dauern, bevor ich ihn an Treitschke werde senden können. Ich danke Ihnen sehr für Ihre Bemühungen bei demselben. An Ostern hoffe ich jedenfalls einige Zeit mit Ihnen zusammenzusein u. es würde mich sehr freuen, wenn Ihre Frau mit nach Berlin käme. Die betrübende Kränklichkeit Ihres Töchterchens wird hoffentlich bald bleibend behoben. Es sah so vergnügt, rund u. gesund aus, als ich es das letzte Mal sah, daß ich nicht denken kann, es habe natürliche Anlage zum kränkeln. Ich hoffe, daß Sie mir bald bessere Nachrichten geben können. Mit herzlichen Grüßen an Ihre Frau Ihr treu ergebener L. Brentano.

Prosit Neujahr!

n. 51. Schmoller an Brentano. Straßb. 23. Jan. 1874.

Lieber Freund! „Denn mit des Geschickes Mächten
Ist kein ewiger Bund zu flechten
Und das Schicksal schreitet schnell!

Also Ihr Schicksal hat sich entschieden; Sie haben den wichtigsten Schritt Ihres Lebens gemacht und sind glücklicher Bräutigam! [Es folgen außerordentlich herzliche Glückwünsche von Schm. u. Frau.]

Auf Ihren letzten Brief v. 30. Dez. 73 hatte ich Ihnen noch nicht geantwortet, wenn mir recht ist. Ich war seither recht krank an der Gelbsucht und konnte nur mit Not meine Vorlesungen den 7. Januar wieder aufnehmen. [Familiennachrichten.]

Von Knapp hatte ich neulich auch einige Mal Briefe. Ich meine eine gewisse Unduldsamkeit und Einseitigkeit sei bei ihm eher im Zunehmen, als Abnehmen. Sein Standpunkt ist immer der eines privaten Liebhabers, der dies oder jenes mit erstaunlicher Gelehrsamkeit treibt, — aber kein Verständnis hat für einen, der sich als Lehrer einer ganzen Wissenschaft

fühlt, einer Wissenschaft, die er als Ganzes seinen Schülern vortragen muß. Er erklärt alles, was bisher geleistet, für Blech, das man über Bord werfen müsse! — Doch solche Dinge wollen Sie jetzt nicht wissen! Nochmals alles Gute und Schöne von Ihrem treu ergebenen Freunde Gustav Sch.

n. 52. Brentano an Schmoller. [Postkarte].

Breslau, 23. Februar 1874.

Ich habe meinen ersten Aufsatz über die Chartistenbewegung an Treitschke bereits abgeschickt u. mich dabei auf Sie berufen. Ich habe jedoch noch nichts von ihm gehört[8]). Der zweite Auf-

[8]) Heinrich v. Treitschke schrieb am 28. Febr. 1874 aus Heidelberg an Brentano: „Ihre lehrreiche Arbeit ist schon längst in die Druckerei gewandert und wird hoffentlich im Märzheft erscheinen. Ich danke Ihnen herzlich dafür und bitte sehr um den Schluß. Daß ich Ihnen nicht eher schrieb, müssen Sie freundlichst entschuldigen; ich stecke in tausend Geschäften des Abschieds [T. siedelte eben nach Berlin über]. Im übrigen bin ich seit einiger Zeit daran, mir ein Urtheil zu bilden über die von Ihnen mit Vorliebe behandelten Fragen und es versteht sich von selbst, daß ich Ihre und Ihrer Freunde wissenschaftliche Überlegenheit gegenüber den Manchestermännern unbedingt anerkenne. Aber sollten Sie nicht den heutigen deutschen Arbeiterstand sehr überschätzen? Ich finde ihn entsetzlich verwildert und von allem Pflichtgefühl entblößt; auch hab' ich mich vergeblich bemüht, aus den Reden seiner Führer etwas Besseres herauszufinden als leere Phrasen. Vielleicht discutiren wir die Sache noch einmal eingehend. Für heute will ich Ihnen nur danken für Ihren schönen Beitrag und nochmals die besten Glückwünsche dem Bräutigam senden. Ihr aufrichtig ergebener Treitschke." Ein zweiter Brief vom 11. März 1874 aus Berlin — offenbar eine Antwort auf einen Brief Brentanos — hat folgenden Wortlaut: „Geehrter Herr College, natürlich hat Bamberger & Co. hinter Hornbergers seltsamem Brief gesteckt; es war eine starke Eigenmächtigkeit von H., daß er sich die Entscheidung über einen Beitrag, den ich definitiv angenommen vorbehielt. Doch ist das jetzt gleichgiltig. Wir haben H. vor einigen Tagen gekündigt, da er seinem Posten leider gar nicht gewachsen war. In seiner naiven Eitelkeit sieht er das freilich nicht ein, und ich fürchte, wir werden wegen dieser Entlassung noch unangenehme Geschichten haben. Um so mehr müssen [wir] auf die Theilnahme unserer alten treuen Mitarbeiter rechnen, was Sie Erdmannsdörffer und Dilthey sagen können. Ihre Arbeit soll nun im April- und Maiheft abgedruckt werden; haben Sie besondere Wünsche wegen der Abzüge, so bitte ich das an Reimer direkt zu schreiben. — Die sociale Frage beschäftigt mich jetzt ernstlich. Ich sitze gerade über Ihren Gewerkvereinen, und wer dies Buch kannte, der braucht auch nicht erst zu versichern, daß er an dem Ernst Ihrer Überzeugung und Ihres Wahrheitswunsches nicht zweifelte. Ich gebe Ihnen auch zu,

satz liegt gleichfalls bereit. Es läge mir daran, wenn sie bald erschienen, wenn nicht in den Preußischen, so doch anderswo. Die herzlichsten Grüße L. B.

n. 55. Brentano an Schmoller. Breslau, 23. März 74.

Lieber Schmoller. Ich kam am Mittwoch nicht mehr dazu Sie u. Ihre liebe Frau zu besuchen u. muß mich deshalb brieflich von Ihnen beiden verabschieden. Das M.S. ist nun doch noch beigekommen, ob infolge meines Besuches oder eines Druckes seitens Laskers weiß ich nicht. Ebenso bleibt die Frage, wo es inzwischen sich befand, unbeantwortet. Doch einerlei — gut, daß es wieder da ist.

Inliegend schicke ich Ihnen einen Artikel A. Meyers in der Breslauer Ztng vom 22. dss. über Ihren Vortrag. Die vergnügten mit Ihnen u. Ihrer Frau in Berlin verlebten Tage werde ich stets in froher Erinnerung behalten. Für heute noch die besten Grüße meiner Braut u. Ihres treu ergebnen B. Brentano.

(Fortsetzung in den nächsten Heften)

was Sie über so viele häßliche Züge deutscher bürgerlicher Engherzigkeit sagen, aber ich bleibe dabei, daß Sie unsere Arbeiter zu mild beurtheilen. Wie unerhört gewissenlos haben unsere arbeitenden Klassen eine beispiellos günstige Wendung der wirtschaftlichen Verhältnisse mißbraucht, und wie schlecht lohnen sie den uneigennützigen Männern des Bürgerthums, die sich ihrer Interessen ehrlich annehmen! Ich denke in einigen Wochen in den Jahrbb. über dies Thema zu sprechen, und vielleicht finden Sie dann, daß unsere Meinungen nicht allzu weit auseinander gehen. — Hier im Hohen Hause ist's entsetzlich. Die Liberalen steuern auf einen Militärconflict los und fürchten sich doch kläglich davor. Ich gebe die Hoffnung auf den Sieg der Vernunft noch nicht auf. . . . Mit bestem Gruß aufrichtig der Ihrige, Treitschke." — Aus diesem Brief geht hervor, daß der Schriftleiter Hornberger der Preuß. Jahrbb. gegenüber Brentanos Aufsatz über die Chartistenbewegung Vorbehalte gemacht hatte. Treitschke selber nahm dann, wie er hier ankündigte, das Wort in dem Aufsatz „Der Sozialismus und seine Gönner". Vgl. oben S. 178 ff.

MISZELLE

EINE NEUE HUMANISMUSBIOGRAPHIE

VON OTTO KLUGE

Das Problematische ist das Schicksal des Humanismus, das sich, in beinahe tragischer Ironie, auf die Interpretationsversuche übertragen hat, die an ihm vorgenommen wurden. Es offenbart sich hier das Wesenhafte der Antike, von der Humboldt sagt, daß jedes Zeitalter sie anders sieht. Diesem Charakter entspricht ein oft fragmentarisches Herumtasten an den methodischen und methodologischen Voraussetzungen dieses „geschichtlich belasteten und beschränkten Begriffs" (S. 172), das einer allgemeinen Neigung der jeweiligen Zeit zu diesen Komplexen und ihrer ewigen Unabgeschlossenheit entgegenkommt. So dürfte hier der geschickt gewählte Titel des jüngst erschienenen Buches von Horst Rüdiger „Wesen und Wandlung des Humanismus" (= Europa-Bibliothek 1. Hamburg, Hoffmann & Campe. 316 S. 12,50 M.) andeuten, daß die Wandlung das Wesen ausmacht.

Der Verfasser möchte den Begriff „Humanismus" nicht in der gefährlichen Schwebe der Abstraktionen lassen, sondern ihn mit einem bestimmten konkreten Inhalt erfüllen: das verschiedene Verständnis, welches die Antike gefunden hat, sowie die geistige Auswirkung der Entdeckung des Griechentums. Das hat seine guten Gründe. Denn in diesen heute genau zu übersehenden Phasen der Historiographie finden sich alle jene Elemente, die wir als konstitutiv für den Begriff anzusehen pflegen: die Vorstellung durchgängiger Entwicklung, die Einordnung aller geschichtlichen Größen in umfassende Zusammenhänge, eine bestimmte Stellung der Erscheinungen zur Welt der Immanenz und zum metaphysischen Problem. So wird der Verf. von der Überzeugung geleitet, daß seine Untersuchung eine geistesgeschichtliche ist, daß aber der Weg der Erkenntnis zu sich

selbst der Weg der Geschichte ist (S. 11). Daraus erwuchs die Aufgabe, aus der Anschauung der Phänomene heraus das Verständnis der Idee abzuleiten, das Tatsächliche der Schilderung mit dem Grundsätzlichen der Erkenntnis zu durchdringen. R. wählt neun Gestalten der römischen, italienischen, niederländischen und deutschen Geistesgeschichte, an denen er Wesen und Wandlung des humanistischen Gedankens darstellt. Diese Auswahl ist nun durchaus nicht selbstverständlich und durch den Gang der Geschichte gefordert. Dennoch kann man sagen, daß jene Typen ungleich und mit Einschränkung das humanistische Problem zur Entwicklung gebracht haben und es erlauben, diese Entwicklung vom Altertum bis zur Gegenwart zu verfolgen. Freilich dürfte eine Geschichte des Humanismus, die uns in Deutschland immer noch fehlt, sich nicht mit Problembehandlung begnügen, sondern müßte das reiche Material, das auf den Wegstrecken dieser „kontinuierlichen bildungsgeschichtlichen Traditionsbewegung" (Jaeger) zwischen den Stationen liegt, entwicklungsgeschichtlich verarbeiten.

Die Schwierigkeit der angewandten Methode bestand darin, den Übergang der Kulturwertung aus ihrer individuellen Verwurzelung in überindividuelle Formen zu verfolgen, die Notwendigkeiten aufzudecken, die über den Kreis der Individualität hinausgehen, das Denken in Individuen hinüberzuleiten zum Denken in Kulturen. Das ist nicht immer und in gleicher Weise geglückt. Gleich der Beginn erweckt Bedenken. Auf seinem Gang durch die Geschichte nennt Verf. Cicero als den, durch den der Humanismus zuerst verwirklicht wurde. Das trifft nicht einmal für den humanistischen Bildungsgedanken zu, denn das „Ciceronische Bildungsideal" verwirklicht nur die Idee der Bildung am Griechentum und erkennt in ihrer Vermittlung seine Aufgabe. Der antike Humanitätsgedanke beeinflußte über die stoischen Vermittler auch Cicero und damit wiederum die ganze Kaiserzeit und die frühchristliche Kirche. Das sieht R. selbst sehr wohl; darum hätte es sich vor der ausführlichen Besprechung der humanitas Ciceronina empfohlen, deren Ursprüngen, der Wurzel alles europäischen Kulturlebens im Griechentum, ein Kapitel zu widmen oder dem Eingangskapitel (Antike Paideia) einen weiteren Rahmen zu geben. Über die Kirchenväter, d. h.

vorwiegend im Gegensatz zu ihnen, geht die humanistische Bildungsidee ins Mittelalter über (2. Kap. Mittelalterl. Bildung). Trotz seiner Klassengegensätze, trotz des metaphysischen Dualismus zwischen Gott und Welt, ist die Bildung des MA eine einheitliche: die theologische, die Sprache eine einheitliche: die lateinische (S. 46). Während wir von der bildenden Kunst nur Fragmente haben, spiegelt sich das ganze Leben in der Literatur wider. Die Gebildeten schaffen eine Literatur, die durch das mitwirkende völkische Element in ihrem wichtigsten und größten Teil national ist — auch im lateinischen Gewande. Demgegenüber führt es zu einem schwer lösbaren Dilemma, wenn R. von einer (religiös-)übernationalen also unvolkstümlichen Bildung spricht und das nationale Schrifttum von dem Bereich der Bildung im MA ausschließt (S. 49f.). Auch des Verfassers Auffassung von der Antikenfremdheit des MAs erinnert zu sehr an die längst überwundene morose Rede von der Finsternis und Barbarei des MAs und läßt zu sehr den Wunsch erkennen, den Humanismus aus dem Widerstand gegen die mittelalterliche Bildungswelt begreiflich zu machen — trotz aller Anerkennung der „Übergänge". Nach demselben Gesetz der Polarität wurde für J. Burckhardt die Kultur des MAs, die sein älteres Vorhaben war, die unsichtbare Folie und eine Art negativer Autorität, an denen sich der Extremismus seines Renaissancewunschbildes formte.

Petrarca, der Vater des italienischen Humanismus, ist durch neuere Forschungen (seit Burdach, Huizinga, H. W. Eppelsheimer, Eugen Wolf) stark auf die Seite des MAs gerückt worden. Unter Verzicht auf die bekannten Fixierungsversuche, die die Forschung mit den geschichtlichen Perioden vorgenommen hat, sucht R. (cap. 3) den italienischen und später den deutschen Humanismus aus sich selbst heraus zu erfassen. Das gibt die einzig richtige Perspektive Menschen und Zuständen gegenüber, die in ihrer geistigen Haltung und Ausdrucksform zwischen den Zeiten stehen, als durchaus modern sich zu erkennen geben und in entscheidenden Punkten, in Glauben und Frömmigkeit, noch völlig traditionsgebunden sind. Die Totalität, die die neue Bildung bei Petrarca fordert, hat ihre Angelpunkte in der Antike und im Christentum. Die Rückkehr zur römischen Antike (in Kultur und Sprache) ist für den italienischen Humanismus eine

Rückkehr zu seinen nationalen Ursprüngen (S. 85), die Grundlage seiner nationalen Tendenz. Schwerlich ist, wie R. glauben machen will (S. 71), für Petrarca, den Dichter der Afrika und leidenschaftlichen Anhänger Rienzos und Karls IV., das politische Element der Ciceroreden ganz bedeutungslos gewesen. Petrarcas Humanismus war anderseits als Bildung eine religiöse Macht, wie in Augustins Theologie eine Wiedererweckung des Platonismus. Der Frieden mit dem orthodoxen Christentum gelingt mit Hilfe der allegorischen Umdeutung der heidnisch-antiken Gedanken. So S. 76, während die „Entsymbolisierung des antiken Menschentums" (S. 67) für Petrarca zu früh angesetzt ist, da sie noch Boccaccio unbekannt ist. Auf den italienischen Humanismus Petrarcas läßt R. den deutschen Huttens folgen. Mit ihm tritt die Humanistenbildung über die nationalen Schranken hinaus und gerät anderseits in das „ausweglose" Problem einer Eindeutschung (S. 91). Ausweglos, weil die Nachahmung der Antike ihm nicht gelingt wie dem romanischen Humanismus und er zunächst bei seinem Versuch, ihr mit eigenen Kräften etwas Gleichwertiges an die Seite zu setzen, scheitert (das „agonale Prinzip" S. 97). Daß Hutten nicht der vollkommene Repräsentant des deutschen Humanismus ist, zeigt die etwas willkürliche Einbeziehung der antik drapierten Weltflucht, der beata tranquillitas, als spezifisch deutschen Humanistenziels in diesen Zusammenhang. Und für die schulmäßige moralisierende Nutzbarmachung der Bildungsidee gegen Ende der ersten humanistischen Bildungsperiode (S. 99—102) hätte besser Melanchthon als Heros eponymos dieses Kapitels gepaßt.

Der Typus des weltbürgerlich gesinnten Humanisten kommt zur vollkommensten Erscheinung in Erasmus (cap. 5). Ausführlich verbreitet sich R. über die Erasmische Ethik (106—17), da sie am deutlichsten den antiken Einfluß manifestiert und somit den untrüglichsten Prüfstein für alle humanistischen Bestrebungen abgibt. Er hebt die Abkehr von der staatlich-politischen Humanitätsideologie eines Cicero hervor und attestiert ihm „radikales Unverständnis für Staat und Gesellschaft als Einrichtungen der stultitia" (S. 123); er würdigt den gesteigerten Nachdruck, der auf die Bedeutungsmöglichkeiten „Milde" und „Menschenfreundlichkeit" im Wort humanitas

gelegt wird (doch wohl überhaupt Aufgeklärtsein, höheres Menschentum?), und nennt Erasmus hier den unmittelbaren Vorläufer Herders (S. 121). Im allgemeinen paßt Erasmus nicht in das Herdersche Bildungsprogramm; aber er hat sich von andrer Seite sogar gefallen lassen müssen, in die Reihe Voltaire, Heine, Marx, Lenin eingeordnet zu werden. Daß die Größe und Besonderheit der Erasmischen humanitas christiana durch ganz andere Ursachen bestimmt wird und durch ganz andere Wirkungen sich dokumentiert, als es die seitherige Kritik unter Berufung auf seinen sogenannten liberalen Kosmopolitismus ahnen ließ, zeigen die Resultate der im letzten Jahrzehnt auffallend mobil gewordenen, auch durch das Gedenken der 400. Wiederkehr seines Todestages (1936) angeregten Forschung des In- und Auslandes.[1]) Jene Urteile müssen so lange ins Leere stoßen, als sie das wahre Ziel der humanitas verkennen, dem Geist eine ihm gemäße Ethik und Lebenslehre zu schaffen. Viel zu wenig würdigt R. die zur Bildung notwendig hinzutretende Komponente der in der pietas verankerten probitas und die durch sie gewährleistete Wertbeziehung auf das Gute. Auf diese Weise kommt bei ihm das humanistische Ideal einer Synthese von Religion und Bildung zu kurz. „Den Widerspruch von humanitas und Christentum hat E. nie auszugleichen vermocht" (131). Er hat ihn ausgeglichen durch religiöse Fundierung der ersteren und Sprengung der Ausschließlichkeit des kirchlichen

[1]) Hierzu zählt auch die ausgezeichnete Übersetzung, die die Briefe soeben gefunden haben: Erasmus v. R. Briefe verdeutscht u. herausg. v. Walther Köhler. Leipzig Dieterich 1938. XLIV u. 577 S. Geb. M. 5,80. Der Heidelberger Reformationshistoriker hat, unterstützt von Gattin und Tochter, 351 Briefe und Brieffragmente aus 2200 so ausgewählt und geordnet, daß sie im Rahmen einer Biographie den Menschen und seine Zeit spiegeln. Für die über den 8. Band der Allen-Ausgabe hinausgehenden Briefe hat die Gattin des verstorbenen Oxforder Gelehrten die Korrekturbogen (bis 1532 reichend) zur Verfügung gestellt. Die Einleitung gibt eine Analyse des Erasmischen Denkens von ausnehmender Reife und Feinheit, psychologisierend nach Art der englischen Biographien (Wilkinson, Mangan), humanitas u. philosophia Christi theologisch interpretierend im Zusammenhang der Erasmischen Atmosphäre. Angaben über die Adressaten sind in die Anmerkungen verwiesen; nur über Epistolographie und Schicksale der Sammlung hätte man gern etwas erfahren. Ein zwanglos sich ergebender pointierter Stil (hinter dem man hie und da Namen wie Max Scheler und Max Weber erkennt) macht die Lektüre zum Genuß; das Buch ist etwas absolut Neues und Eigenes.

Heilsweges. „Es ging ihm nicht in erster Linie um das Altertum, sondern um das Christentum" (135). Ein Manko nicht für Erasmus, der mehr als irgendeiner die antike Weisheit zum allgemein europäischen Bildungsgut erhoben hat. R.s Ansicht von Erasmus' Latinität, seiner Unfähigkeit „lebendiges Latein im Sinne einer letzten geistesgeschichtlichen Wirksamkeit in die Tiefe (!) zu schreiben" (132), ist völlig abwegig. Einmal war Latein die Sprache der Kreise, für die Erasmus schrieb und durch die er auf die gesamte Welt wirkte (der Vergleich mit Petrarca und Hutten ist nur halb richtig), sodann war ihm die römische Sprache das einzige Mittel zur Hebung der Literae, also ein bildungsgeschichtlich eminent wichtiges Motiv. Die geringwertige Einschätzung der Erasmischen Philologie bezüglich der Wiederherstellung der ursprünglichen christlichen Lehre (134) vergißt, daß diese Philologie durch die Ausgabe des Neuen Testaments die Reformation vorzubereiten geholfen hat. Wenn R. überdies noch eine „schöpferische eigenwüchsige Begegnung mit der Antike" (141) in jenem frühen Stadium der historischen Kritik vermißt (was erst Winckelmann und Goethe gelang), so zeigt dies zur Genüge, daß R. an Erasmus einen außerhalb seiner Möglichkeiten liegenden Maßstab anlegt, der seinem eigenen Denken in keiner Weise Rechnung trägt und die hier wirkenden Kräfte gänzlich vernachlässigt.

Mit Opitz betritt Verf. wesentlich literargeschichtlichen Boden und fällt auch insofern aus dem Rahmen des Ganzen heraus, als dieser vereinzelte Klassizist (nicht Humanist) die ganze Leibnizperiode vertreten muß. Das 6. Kapitel umspannt zwei Jahrhunderte (1550—1750) einschließlich der Aufklärung, in der das „agonale Prinzip", die verstandesmäßige Ansicht aller Dinge, das absolute Übergewicht erreicht. Die Gegensätze erweitern sich zu einem „bedingungslosen Widerspruch" zwischen humanistischer und „realer" Erziehungsform, der Gegensatz zwischen romanischem und griechischem Humanismus bahnt sich an. Opitz überträgt den romanischen Klassizismus nach Deutschland und bemüht sich — ein Jahrhundert nach Hutten — um Selbständigkeit der deutschen Sprache (147). Weit mehr als auf Fr. Bacons, des „ersten modernen Naturphilosophen", sensualistische Richtung hätte Verf. auf Spinoza und Chr. Wolf

eingehen müssen, in deren Systemen die neue mathematisch begründete Philosophie Höhepunkt und weiteste Ausbreitung erreichte. Auch lag es nahe, gegenüber Ronsards gelehrten Pedanterien Klopstocks Nachahmungen des homerischen Verses und die Versuche zu nennen, die antiken Versformen bei uns einzubürgern. Das andere sind die antiken Lebensansichten. Mit Winckelmann setzt die Kritik aus aufklärerischer Gesinnung ein. R. untersucht den Widerstand gegen die romanische Form des Humanismus als „eine der mächtigsten Quellen von W.s Lebenserkenntnis und damit einer eigenartigen deutschen Bildung" und führt ihn zurück auf seine Auffassung der Natur und des Natürlichen. Den Vergleich mit Diderot und Lessing als gleichzeitigen Bekämpfern der konventionellen Unnatur hat er sich entgehen lassen. Das Bild Winckelmanns hinsichtlich seines religiösen und politischen Gesinnungswechsels ist viel zu günstig gezeichnet und viel zu pointiert behandelt hinsichtlich seiner Wirkung. Seine leidenschaftliche Abneigung gegen Frankreich (von R. als Reaktion auf dessen jahrzehntelange Kulturhegemonie erklärt), seine Ablehnung der französischen Kunst zeigt doch nur, daß ihm die echte Kritik fehlt, die ihr Objekt ebenso mit dem Ideale wie mit allen übrigen der gleichen Gattung vergleicht; von der Mustergültigkeit der Griechen gibt W. mehr Behauptungen als Beweise. Seine Griechenbegeisterung ging aus von der Kenntnis griechischer Schriften und der Vorliebe für griechische Studien, deren „bedenklicher Verfall seit der Renaissance" (167) eine Vergewaltigung des tatsächlichen Zustandes ist. Vgl. Drerup, Schulaussprache 616, 690. Wichtig ist das ausgedehnte Kapitel mit seiner häufigen Bezugnahme auf kunstgeschichtliche Fragen dem Zweck des Buches entsprechend durch den Nachweis, daß Winckelmanns Werk die Grundzüge des Neuhumanismus im Keime enthält — „wenn auch dieser Keim noch im Erdreich des Aufklärungszeitalters eingebettet liegt" (189).

Aufmerksamer als es bei Winckelmanns kunsthistorischem Werk nötig war betrachtet R. die philosophischen Komplexe (Metaphysik, Soziologie, Auffassung der Individualität, Stellung zum Staat, Verhältnis zum Deutschtum und zur Antike), die W. v. Humboldt zur Unterbauung seiner neuhumanistischen

Bildungsidee dienen und deren Rechtfertigung es bedarf entsprechend der Problematik eines „mit dem Griechentum nur ideell zusammenhängenden" (S. 197) deutschen Humanismus. Zur Begründung dieses Gegensatzes einer Wahlverwandtschaft zu der „natürlichen Abstammung, auf die sich der romanische Humanismus berufen konnte", d. h. zum Eingehen auf die Frage einer Urverwandtschaft mit den konstitutiven nordischen Elementen des Hellenentums, bot das Thema keine Veranlassung. Um so mehr aber galt es zu berücksichtigen, daß jene Wahlverwandtschaft des deutschen Geistes mit dem hellenischen weit über das 18. Jahrhundert zurückreicht (Reuchlins Kreis, Scaligers Zeugnis i. s. Poetik) und tiefer begründet ist als die communis opinio annimmt. Am Schluß des Buches (S. 294) kommt Verf. noch einmal auf den Grund, um deswillen der deutsche Humanismus von der romanischen Welt als fremdartig empfunden wird (Notwehr idealer Gesinnung gegen den Nachkriegsmaterialismus), und läßt es um so schmerzlicher vermissen, daß wir von dem französischen (und englischen) Humanismus genetisch und ontologisch nichts erfahren. Und doch hat dieser Humanismus als lateinische Bewegung besondere Krisen durchgemacht und ist für uns anziehend deshalb, weil in ihm der französische Geist hinter dem geschlossenen Visier seines Klassizismus und Nationalismus in deutlichen Gegensatz tritt zu dem germanischen Kulturideal. Der Einordnung Humboldts in die große deutsche Spannung zwischen Geist und Staat (S. 209ff.) muß man zustimmen; in sie gehört auch der in Kap. 9 behandelte Jac. Burckhardt. Alles Staatliche ist ihm tief unsympathisch, weil es die Kraft des Reiches verzehrt, weil es dem Menschlichen widerspricht, dem Maß der Burckhardtschen Geschichtsbetrachtung und Philosophie (242) im Gegensatz zu der Hegels (235). Dies ist die Begründung des B.schen Humanismus: die humanistische Gesinnung, die auf dem Grund ausgebreiteter humanistischer Kenntnisse sich entfaltende Denkungsart des deutschen Geistes. Von diesem humanistischen Denken aus entwickelt Verf. die Stellung, die B. als Historiker den Fragen des modernen Daseins gegenüber einnimmt, sein Verhältnis zu Kunst und Philosophie, seine schöpferische Auffassung von Wesen und Sinn der Geschichte, seine Ablehnung der Macht, seine Potenzen-

und Krisenlehre, die die Eigengesetzlichkeit jeder Kultur und die grundsätzliche Illusion jeder Renaissance involviert. Bis zu einer strikten Ablehnung der Geschichtsphilosophie, wie Verf. aus der Ablehnung des Systematisierens folgert, ist B. nicht gekommen (K. Joel). Sie ergab sich ihm aus seiner überzeitlichen, über alles Sich-Entwickeln und Sich-Verwandeln hinaus sinnbildlichen und sinnbildenden Gestalten- und Formenschau. Denn nur Gestalten, niemals Entwicklungen, wachsen „unmittelbar hin zu Gott" — und alle Verwandlungen erklären nur, wo und warum eine Gestalt unvollkommen blieb.[1])

An Burckhardt wird der Weg des Humanismus bis zum Ende verfolgt, die Geschichte eines Niedergangs. Das Resultat entspricht der modernen kulturmorphologischen Lehre und kommt Burckhardts Ablehnung des Entwicklungsgedankens entgegen. Als Ergebnis der gegenwärtigen Bemühungen um Formung der antiken Kultur sieht Verf. „eine Verfälschung des ursprünglichen Gedankengutes oder eine schwächliche Akademisierung". Ob gegenüber diesem unbefriedigenden Zustand, in dem sich der seiner eigenen Bedingtheit bewußt gewordene Humanismus um 1900 befand, die George-Visionen (Kap. 10) in den Rahmen einer betont geistesgeschichtlichen d. h. wissenschaftlichen Auseinandersetzung hineingehören, möchte der bezweifeln, dem diese „Bildungsutopien" (277) kein unerläßlicher Bestandteil der deutschen Kultur des 20. Jahrhunderts sind. Die Rettung der Antike ist nicht so einfach, daß sie durch Vertauschung von Hellas mit irgendeinem Reizmittel edler Einfalt und stiller Größe („Würde" nennt es R. S. 260) geschehen könnte. Lyrische Seelenwanderungen und Phyllis im Tiergarten wurden schon zu Wielands Zeit als Anachronismus belächelt. Unter den Dichtern, die in der gegenwärtigen Auseinandersetzung mit der Antike sich des Humanismus annehmen, wären außer Hofmannsthal und Binding noch Friedr. Georg und Ernst Jünger sowie R. A. Schröder zu nennen. Dem Dritten Humanismus (Schlußkapitel) hätten wir eine herzhaftere und standfestere Kritik gewünscht. Wir verzichten darauf, mit zu profunder „Sinngebung" das „Selbstverständnis" dieser gegen die Desillusionierung der Antike ge-

[1]) Vgl. hierzu die Kritik von D. Cantimorie i. d. Studi Germanici III (1938) S. 103.

richteten Situation zu vernebeln. Neben die wissenschaftliche und praktische Form dieses Humanismus (281) hat ein früherer preußischer Kultusminister die religiöse Form gestellt und als Priester dieses Kultus einen jungen Mann nominiert, der sich durch einen Vortrag im Berliner Harnackhaus (Herbst 1932) und durch zwei unter zwei verschiedenen Namen herausgegebene Broschüren empfohlen hatte. Man ist erstaunt, diese dilettantischen Schriften unter R.s wissenschaftlichem Apparat wiederzufinden. Es sind Zeitkarikaturen, Warnungsschatten vor Prinzipien, die das Unglück haben von ihnen vertreten zu werden. Die damalige philologische Wissenschaft rückte ab (Alb. Rehm, Neuhumanismus einst und jetzt. Rekt. Rede. Mü. 1931), wohl aus demselben Grunde, aus dem seinerzeit Wilamowitz (und Burckhardt) von Nietzsche abrückten — C. Neumann, J. B., S. 317 —: man wollte sich nicht kompromittieren, oder im quasiphilosophischen Jargon jener Zunft gesprochen: man wollte nicht erleben, daß mit der Verleibung im Wort der Geist sterblich wird. Der Kompromißvorschlag des angezeigten Buches, unter teilweiser Ausschaltung der Philologie die Liebe zu den Alten wieder wirksam werden zu lassen (296. R. spricht von einer „Scheidung" beider Gebiete), ist eine Art Rechenschaftsbericht über die Forderungen der Gegenwart und greift mit dieser Scheidung in die Substanz des Humanismus, die innigste Verbindung von Geist und Gefühl. Sollte doch Nietzsche zu Unrecht als „letzter Humanist" ausposaunt worden sein? Der Vorschlag bestätigt die Undankbarkeit, ja Überflüssigkeit einer Diskussion über ein unter dem Schicksal des Historismus und seinen Gesetzen des Wechsels und Widerspruchs stehendes Thema. Eben deshalb möchte man als Fazit der Untersuchung feststellen, daß durch die Krisis des Humanismus den metaphysischen Elementen im Bildungsbegriff Platz gegeben und der Überschätzung des positivistischen Wissenschaftsideals in der historischen Forschung Einhalt geboten wird. Das ist das unhistorische Ergebnis eines historischen Versuchs. Die Darstellung hält die Mitte zwischen Referat und Reflexion. Daß letztere eine gewisse Unausgeglichenheit in der Behandlung der einzelnen Stoffpartien aufweist, legt den Wunsch nahe, daß sich Verf. weniger an das hätte halten sollen, was er gesammelt als was er selbst zum Buchthema zu sagen hat.

In den bibliographischen Anmerkungen wäre manches zu ergänzen. Otto und Altheim, Paul Th. Hoffmann, Kalkoff und O. Flake, Schottenloher und C. Neumann und R. Winners (der bereits vor H. Horn auf Lasaulx hingewiesen hat) sind einige Namen, die unmittelbare Beziehung zum Thema haben. Paulsen, Justi, Dav. Fr. Strauß sind nach alten Auflagen zitiert, P. nach der 1. Aufl. 1885 (3. Aufl. 1921), St. nach der 1. Aufl. 1858 (3. Ausg. Clemen 1914). Die Stärke des Buches offenbart sich wie bei jeder ernsten kulturwissenschaftlichen Untersuchung nicht sowohl in den Ergebnissen, in Wertungen und Umwertungen, als vielmehr in der Darbietung und Bewältigung eines außerordentlichen Stoff- und Gedankenmaterials und in der Einfühlung in seine Eigenart. Das ist zugleich die Methode. Sie wird kein schnell fertiges Wort erschöpfen, kein noch so umfassender Gesichtspunkt aber auch den Anteil an einer methodischen Klärung der höchsten Bedingungen wissenschaftlicher Fragestellung überhaupt schmälern.

LITERATURBERICHTE

GERMANENTUM UND CHRISTENTUM

Große geschichtliche Probleme sind stets zeitgebunden. Ihr Auftauchen und Verschwinden in der Wissenschaft sind kein Spiel des Zufalls. Weder eine Laune noch die Fähigkeit eines einzelnen kann das Geschehen der Vergangenheit dem Volke lebendig machen, wenn nicht das Herz der Zeitgenossen an diesen Ereignissen hängt. Denn diese Menschen sehen darin ihre politische oder geistige oder religiöse Existenz verankert. Deshalb hat jede Zeit ihr besonderes geschichtliches Anliegen, nicht, um nachzuahmen und zu wiederholen, was als vergangen unwiderruflich dahin ist, sondern um aus der Vergangenheit leben zu können. Nicht bloß der einzelne, sondern auch die Gesamtheit steht nicht gern für sich allein. Das Bedürfnis nach geschichtlicher Verwurzelung ist naturgegeben.

Davon zeugt auch unsere jüngste deutsche Vergangenheit. Die Hochflut nationalen Erlebens hat selbst völlig verschüttete Kräfte und Ideen in unserer Seele wieder lebendig gemacht. Dieses empfinden viele als so eigentümlich und eigenartig, daß sie sich plötzlich ihr Dasein ohne alle in der Geschichte an das deutsche Volk herangebrachten Ideen denken möchten. Man glaubt die eigene Haltung bei den Germanen zu entdecken, die noch ein Sonderleben führten. So bildet sich für die Geschichte der germanischen Stämme und des deutschen Volkes ein dreiteiliges Schema: der Zeit der germanischen Abgeschlossenheit und Unberührtheit folgte das Zusammentreffen mit fremden Mächten des Geistes und der Seele. Aber dieser Überfremdung und Verknechtung stemmte sich das völkische Selbstgefühl entgegen. Diese Gegenbewegung hatte schon Höhepunkte wie die deutsche Reformation oder die Zeit Steins, Arndts, Fichtes und Schleiermachers, aber erst jetzt erleben wir den völligen Sieg dieser Abwehr. Jedenfalls werden in diesem Geschichtsbild die Christianisierung Deutschlands und die deutsche Reformation durch einen unüberbrückbaren Abgrund getrennt. Es ist nur die natürliche Folge dieser Auffassung, wenn schließlich sogar die Christlichkeit Luthers in Frage gestellt wurde.

Gerade deshalb wird zunächst der protestantische Kirchenhistoriker die Auffassung der Reformatoren über die Christianisierung Deutschlands zu klären haben, um dann zu sehen, wie

weit die Historiker des deutschen Protestantismus, dessen Entstehung und Entwicklung aus dem deutschen Volksleben wohl niemand ernstlich in Zweifel zieht, jenen Vorgängen nachgegangen sind. Hat die deutsche Kirchengeschichtsschreibung in der Christianisierung unserer Vorfahren bereits ein nationales Problem gesehen; und wie wirkte sich dann die nationale Beurteilung aus? Diesem Überblick über die Forschung soll der Einblick in ihren gegenwärtigen Stand folgen.

An der Spitze der deutschen protestantischen Kirchengeschichtsschreibung stehen die Magdeburger Zenturien.[1]) Nun ist ein Werk, das ein so starres Einteilungsprinzip hat, wenig geeignet, geschichtliche Probleme in ihrer zeitlichen Folge und sachlichen Weite zu erfassen. Doch die Sammlung aller Einzelberichte ergibt ein universales Bild der Germanenmission, das keineswegs nur ein Referat ist. Man stellt die Taufe ganzer Stämme fest — das erscheint dem gläubigen Historiker als großes Wunder Gottes —, man sieht, daß Christus der germanische Schlachtengott wird, auf dessen Eingreifen die Germanen ihre Siege zurückführen. Ob die Zenturiatoren aus nationaler Verpflichtung heraus über Otfrieds Evangelienbuch gesprochen und sich mit dem Fall Gottschalk besonders beschäftigt haben? Jedenfalls machen sie einen tiefen Einschnitt bei der Eingliederung der deutschen Kirche durch Bonifatius in die römische. Hier berührt sich die konfessionelle Grundeinstellung mit dem deutschen Freiheitsgefühl.

Wesentlich anders denkt der Pietist Gottfried Arnold über diese Vorgänge. Wo aber sich beide Urteile zu decken scheinen, da ist die Begründung verschieden. Der pietistische Individualist verurteilt den Übertritt der Stämme. Er spürt äußere Gründe auf, um diese ihm unangenehme Erscheinung zu erklären. Die Burgunden sind zum Christentum übergetreten, weil sie Schutz gegen die Hunnen suchten. Betrübt setzt der pietistische Bekehrungsfanatiker hinzu, daß sie also nicht aus lauterer Absicht Christen wurden. Die Missionsberichte werden bekämpft, da ihre legendäre Berichterstattung gegen das Gebot der Wahrhaftigkeit verstößt. Diese Ablehnung steigert sich zu leidenschaftlichem Haß, wenn er die Spuren Roms in der Missionsgeschichte entdeckt. Kein Wort ist zu stark, um Bonifatius zu beschimpfen, den Leutebetrüger und Idioten, dessen papistische Blindheit und Tyrannei den pietistischen Konventikelverehrer mit Grauen erfüllen. Aber hinter diesen bitteren Worten steht eindeutig und fest umrissen das Bild von den beiden deutschen Kirchen, für die Bonifatius den Trennungsstrich gezogen hat. Sein Kampf

[1]) Über die Magdeburger Zenturien steht die Veröffentlichung einer großen Arbeit durch Hans-Hennig Pflanz bevor.

gegen die deutschen Bischöfe war der Kampf gegen eine Kirche, deren Kleriker die Ehe hochhielten, und die keine Wallfahrten, keine Klostergelübde, keine Reliquien, kein Meßopfer kannten. Arnold überträgt das gleiche Bild auf das britische Kirchenwesen. Denn Augustin, der Gesandte Gregors I., fand bereits viele Christen vor: „Diese alten Christen hatten nun doch viel von der ersten Einfalt behalten und wehrten sich gegen die neuen Gaukeleien, die die päpstlichen Abgesandten mitbrachten". So durchschaut der Pietist das, was die Zenturiatoren aus konfessionellen und nationalen Gründen bekämpften, viel gründlicher. Der Haß gegen die Kirche als Organisation und Anstalt hat seinen Blick gerade auf diese Vorgänge gelenkt.[2])

Die Aufklärung hat von diesem Geschichtsbild wenig abgestrichen. Natürlich ist bei Johann Lorenz von Mosheim die Darstellung viel kühler und überlegter.[3]) Er nimmt doppelte Distanz von den Vorgängen. Nationale oder gar kirchlich-konfessionelle Motive lassen sich bei dieser objektiven Betrachtung der Dinge nicht finden. Die Wissenschaftlichkeit des Aufklärers zeigt sich in der Zerstörung aller Legenden über Apostelgründungen auf deutschem Boden. Die säkularisierte Geschichtsbetrachtung spürt dem „realen" Grund der Übertritte nach. Das Problem „Bonifatius" beschäftigt auch ihn stark. Deshalb hat er B's Briefe durchgearbeitet, aber kein günstiges Bild von seinem Charakter empfangen. Er erkennt auch das Neue an dem Wirken des Apostels der Deutschen — übrigens eine Bezeichnung, die er beibehält, aber etwas einschränkt. Aber mehr noch als zwei Perioden der kirchlichen Frühgeschichte der Germanen interessiert ihn der Vergleich zwischen urchristlicher und angelsächsischer Mission. Der Aufklärer ist zu sehr religiöser Subjektivist, als daß er an Massentaufen Gefallen finden könnte. Doch die deutschschreibenden Kirchenhistoriker der ausgehenden Aufklärung, die auch die kühle Zurückhaltung des Bildungsstolzes aufgegeben hat, berichtigen wesentlich diese Auffassung Mosheims.[4]) So taucht bei H. Ph. K. Henke die Zweiteilung der Missionsgeschichte sowohl für Deutschland als auch für England wieder auf, und im Angriff auf Bonifatius wirkt sich der verletzte nationale Stolz aus: Auf diese Art wurden also die durch die Waffen des alten kraftvollen Roms nie überwältigten Deutschen großenteils durch die Waffen der Religion ungeheiligter

[2]) Zu Arnold vgl. die Register der Frankfurter Ausgabe der Kirchen- und Ketzerhistorie.

[3]) Für Mosheim ist sein bekanntestes Werk Institutiones historiae ecclesiasticae Novi Testamenti herangezogen.

[4]) Für Henke und Gieseler vgl. die einschlägigen Kapitel ihrer Lehrbücher.

Irrtümer . . . bezwungen. Henke sieht in dem Verlust der Muttersprache auf vielen Gebieten des geistigen Lebens den Sieg der volksfremden Kirche. Demgegenüber bringt Joh. C. Ludwig Gieselers viel als Quellenbuch gebrauchte Kirchengeschichte nichts Neues. G. legt sich klar die Frage nach Erfolg und Wirkung der Missionspredigt vor. Da glaubt er an eine Erziehung der Germanen durch die Kirchenzucht: es wurden wenigstens nach außen hin schön wirkende Verhältnisse geschaffen. Aber der Einzelne wurde kaum ergriffen, denn der lateinische Gottesdienst konnte eher dunkle Gefühle als Erkenntnisse wecken, die Wunder, die die Geistlichen vorbrachten, brachten keine sittlichen Wirkungen hervor, dazu kam die Vorliebe für Askese usf. Gieseler steht den Personen und dem Schrifttum jener Zeit, ihren Gedanken und Idealen zu ablehnend gegenüber, als daß er hier Leistungen anerkennen könnte. So bieten die führenden gesamtkirchengeschichtlichen Darstellungen trotz aller Verschiedenheit ein wesentlich einheitliches Bild. Denn neben den zufälligen zeitbedingten Merkmalen weisen alle einen klar erkennbaren Grundzug auf: die Gestalt des Bonifatius rückt in den Mittelpunkt. Gewiß nicht in dem Sinn, daß diese Bevorzugung auf einen Hymnus hinausläuft. Vielmehr im Für und Wider seiner Beurteilung führen konfessionelle und nationale Motive schließlich sogar zur Abgrenzung der eigenständigen vorrömischen Kirche in Deutschland und England.

Dieses Ergebnis bedarf noch der Bestätigung durch Einzelarbeiten, die sich allein mit der deutschen Kirchengeschichte beschäftigen. Es ist mehr als ein bibliographisches Fundstück, daß bereits 1582 der Heidelberger Professor Jacob Schopper in seinem großen Werke Neuwe Chorographia vnd Historie Teutscher Nation dem 3. Teil die Überschrift Historia ecclesiastica Germanorum gegeben hat. Denn Schopper wollte tatsächlich die Vorgänge der allgemeinen Kirchengeschichte trennen und das, was territorial und völkisch zusammengehört, in einer zusammenhängenden Darstellung verschmelzen. Doch gerade der kirchliche Universalismus des Mittelalters machte ihm diese Aufgabe zu schwierig. Aber zurück zu den Einzelarbeiten. Wer sich einmal die Mühe macht, in Johann Georg Walchs Bibliotheca theologica selecta die einschlägigen Abteilungen nachzuschlagen, der stellt in dieser einzigartigen Bibliographie des theologischen Schrifttums zweierlei fest: da gibt es Arbeiten über die Anfänge des Christentums in Deutschland, da findet man eine kaum übersehbare Fülle von Abhandlungen über territoriale und locale kirchengeschichtliche Themen.[5]) Wenn man

[5]) 3. Bd., 1762 S. 251 ff.

den Gründen für diese Erscheinungen nachgeht — soweit sich die Verfasser darüber aussprechen —, dann stößt man auf Liebe zu Heimat und Volk. Die Geschichte des Christentums im Lande der Vorfahren und am Ort der Geburt oder der eigenen Wirksamkeit darzustellen — das hat meist den letzten Anstoß zum Forschen und Schreiben gegeben. Das muß man anerkennen, wenn auch diese Arbeiten mit dem Zurschaustellen einer Scheingelehrsamkeit und einem geisttötenden Formalismus viele Schwächen haben. Es ist bezeichnend, daß die Anfänge der deutschen Kirchengeschichte und die Zeit der deutschen Reformation bevorzugt werden. Die eine Abhandlung beschäftigt sich mit der Anklage, daß die Evangelische Kirche a prima priscaque maiorum suorum pietate abgefallen ist[6]), der eine Verfasser meint, daß erst in der christlichen Zeit das deutsche Volk die anderen europäischen Völker kulturell überflügelt hat.[7]) Ein anderer warnt vor der übertriebenen Verdammung des Mittelalters: man solle das Papsttum verurteilen, aber nicht alle Vorfahren, die vor Luther gelebt hätten. Wieder ein anderer beklagt, daß die Deutschen ihre eigene Geschichte zu wenig pflegten. Zu allen diesen Erörterungen führt die innere Verbundenheit zwischen dem deutschen Protestantismus und dem deutschen Vaterland. Mam merkt dies immer wieder. So fragt der eine Verfasser: An primi Doctores nostri a Romano Pontifice missi? Der andere spricht immer stolz von maiores nostri, ausführlich geht er auf Otfried ein, der nach seiner Meinung als erster unter den Germanen die deutsche Dichtkunst pflegte. Fast alle erwähnen, daß Bonifatius gegen die deutschen Bischöfe gekämpft habe. Wo einmal ziemlich unvermittelt die Darstellung mit einem Hymnus auf Luther schließt, da stehen die vom nationalen Stolz eingegebenen Worte: Megalander D. Martinus Luther e Cheruscis Saxo. Übrigens beginnt man bereits am Ende des 17. Jahrhunderts den germanischen Missionsgeschichten eine Darstellung der heidnischen Religion voranzuschicken. Dies greift bald auf die territorialen Kirchengeschichten über. So geht Caspar Sagittarius in seiner Thüringer Kirchengeschichte von dem heidnischen Glauben der alten Thüringer aus. Doch auch für ihn

---

[6]) Ich nenne folgende Schriften: Joh. Heinr. Ursinus: De ecclesiarum Germanicarum origine et progressu ab adscensione Domini usque ad Carolum Magnum 1664; Christian Schütze: Dissertatio exoterica de ortu et progressu christianae religionis in Germania, 1680; Gottfried Hecht: Germania sacra et literata sive de origine ac progressu rei sacrae atque politioris in Germania doctrina, 1717.

[7]) Caspar Sagittarius: Antiquitates gentilismi et christianismi Thuringici, das ist gründlicher und ausführlicher Bericht von dem Heiden- und Christentum der alten Thüringer, 1685.

steht die Gestalt des Bonifatius im Vordergrund. Wie er um diesen Mann ringt, zeigt sein Überblick über die bereits damals sehr reichhaltige Bonifatiusliteratur.

Schließlich hat Johannes Christophorus Gatterer in Altdorf das Programm einer Kirchengeschichte Deutschlands vorgelegt.[8]) Da stellt er den kritischen Apparat für ein solches Werk zusammen und gibt den Plan mit allen seinen Unterabteilungen. Freilich kommt er dabei über das Nebeneinander der einzelnen Sachgebiete nicht hinaus. Aber im Vorwort seiner Schrift betont auch er die nationale Pflicht einer Germania Sacra. Daß die Geschichte der eigenen Heimat weniger fesselt als die fremder Länder, ist eine beklagenswerte Erscheinung, die nunmehr zu verschwinden hat.

Gewiß darf man die meisten dieser Werke nicht mit dem Maßstab moderner Wissenschaftlichkeit messen. Es war die Zeit, in der die alten legendären Überlieferungen über die Anfänge der deutschen Bistümer als Apostelgründungen zusammenbrachen. Nun lag es aber allen Schriftstellern daran, ein vorrömisches Christentum auf deutschem Boden nachzuweisen und seine Entstehung möglichst weit zurückzuverlegen. Die apostolische Herleitung galt noch sehr viel. Da hilft man sich mit frommen Erwägungen, so etwa, daß Luthers Thesen in 14 Tagen ganz Deutschland durcheilt haben. Warum konnte dann nicht das Evangelium in 20, 30 Jahren dem ganzen Erdkreis, damit auch den Germanen, gepredigt werden? Man zieht sich auf die Inspirationslehre zurück und verweist auf Schriftstellen wie Col. 1, 23 und Rö. 10, 18, wonach das Evangelium zu der Apostel Zeiten überall hingekommen sei. Mochten auch die alten Überlieferungen zusammengebrochen sein, es hat trotzdem germanische Christen seit den ersten Anfängen der Christlichen Kirche gegeben. Unsere Vorfahren waren nicht römisch, sondern wurden es erst durch Bonifatius. So bildet sich in der inhaltlich sehr verschiedenen Kleinliteratur ein ganz bestimmtes Geschichtsbild heraus, das das innere Recht der Römisch-katholischen Kirche auf Deutschland bestreitet. Der theologischen Geschichtsschau der Reformatoren, ihren Glauben im Urchristentum zu entdecken und in den testes veritatis aller Zeiten wiederzufinden, folgt die nationale der kirchengeschichtlichen Fachwissenschaft des deutschen Protestantismus. Dort universales Denken, das zweifellos in den kühnsten Hoffnungen auf den völligen Sieg der Reformation in der ganzen Christenheit verankert war, hier nationale Begrenzung, in der das Luthertum Kirche geworden war. Die Epigonen haben auf den dogmatisch-theologischen Beweis

[8]) Johannes Christophorus Gatterer: Dissertatio praevia de adornanda in posterum Germania Sacra medii aevi, 1752.

nicht verzichtet — das hätten sie als evangelische Christen nie tun können —, aber neben die universale Aufgabe trat die nationale, ohne daß damit am Glaubensinhalt gerüttelt wurde.

Nun hat das 18. Jahrhundert trotz seiner Vorliebe für Allgemeinheit, Allgemeingültigkeit und Einheit oft gerade an der Verschiedenheit Gefallen gezeigt. Man übersieht gern über der rational-konstruierenden Grundlage der Aufklärung ihre empiristische Seite. Die alltägliche Erfahrung zeigt Buntheit und Mannigfaltigkeit. Die vor allem in Frankreich entwickelte Klimatheorie, die der Lehre vom Volksgeist entspricht, gab jedem das Seine, d. h. seine Eigenart.[9]) Darnach besteht eine gewisse Naturgesetzlichkeit der Vorstellungen und Formen. Gerade die Religionswissenschaft verbreitete die Lehre, daß jedes Land Gott durch verschiedene Riten und Zeremonien, wohl auch verschiedene Glaubensvorstellungen ehrt. Ein germanisierter Franzose hat um die Jahrhundertwende die deutsche Reformation von dieser Auffassung her gedeutet. Es sind die Ideen, die auch bei Herder begegnen. Er nimmt einmal zu der Frage Stellung, wo denn dieser Sauerteig, christliche Religion genannt, rein gewesen ist. Seine Antwort ist: Das ist offenbar die Natur der Sache, daß das Christentum mit der verschiedensten Denkart vermischt wird. Und Herder erinnert an die Denkart jedes Volkes, seine Sitten und Gesetze, Neigungen und Fähigkeiten.[10]) Von hier aus hätte sich eine Vertiefung der wissenschaftlichen Behandlung der Germanenmission ergeben können. Denn dem Inhalt nach war die Auffassung der Germanisierung des Christentums damit verbunden. Daß dies nicht geschah, liegt wohl darin begründet, daß teils durch die romantische Hinneigung zum Mittelalter, teils durch die Entstehung der deutschen Altertumswissenschaft stärkste Anregungen gegeben wurden, die sich anders auswirkten. Denn aus der romantischen Stimmung erwuchs die Idee von der inneren Veranlagung der germanischen Stämme für das Christentum. Besonders eindringlich spricht dies der Literarhistoriker August Vilmar aus: „Das Christentum war dem Deutschen nichts Fremdes und Widerwärtiges. Der deutsche Charakter bekam dadurch vielmehr erst die Vollendung seiner selbst. Er fand sich in der Kirche Christi selbst nur gehoben, verklärt und geheiligt wieder." Diese Auffassung ist gleichsam das Gegenstück zu der auf das Imperium Romanum gemünzten Idee von der Fülle der Zeiten. Diese Haltung bestimmt die beiden ersten Werke, von denen das eine den Titel Kirchengeschichte Deutsch-

[9]) Vgl. meine Abhandlung die Anfänge der französischen Lutherauffassung, Ztschr. f. Kirchengesch. 3. F. 8. Bd., 1937 S. 515ff.

[10]) Auch eine Philosophie zur Bildung der Menschheit, 2. Abschnitt, 1774.

lands führt. Friedr. Wilh. Rettberg macht den ersten Versuch eines solchen Werkes.[11]) Anders wird man über Rettbergs Werk nicht urteilen können, da er die Gesamtheit des Volkes aus den Augen verliert und die Einheit in die Geschichte von Stämmen, Bistümern und Klöstern auflöst. Doch er hat wenigstens die ganze Schwierigkeit einer Kirchengeschichte Deutschlands gefühlt. Denn er bekennt: „Nur der Glaube an eine unverwüstliche, hinter dem Stammesleben wirksame Einheit, wie sie bereits in anderen Zweigen des Volkslebens, der Sprache, dem Rechte, der Poesie, dem heidnischen Gottesglauben geschichtlich nachgewiesen ist, ermutigte mich zu diesem Versuch." Er ist nun auch überzeugt, daß die große revolutionäre Gärung auf deutschem Boden eines Tages zur politischen Einheit der Deutschen führen wird. „Zu einer staatlichen Einheit werden wir gelangen." Er geht auch auf die innere Entwicklung ein, die das Christentum unter den Germanen ausgelöst hat. Nach seiner Meinung hat es erst auf germanischem Boden seinen vollen Reichtum entfaltet, während der spekulative Grieche und der praktische Römer nur einzelne Seiten herausgriffen. Aber er wird mit dem Problem der völkischen Abwandlung universaler religiöser Offenbarung nicht fertig. Unentschieden fragt er, ob nicht von der germanischen Eigentümlichkeit des Christentums ein besonderer Teil auf Deutschland entfalle. Die alte Klimatheorie scheint noch lebendig zu sein. Dazu sieht er die Wahlverwandtschaft zwischen Germanen- und Christentum. Er verweist auf die germanische Göttertrias oder auf die Treue als wesentliches Element germanischer Sitte. Von den historischen Problemen nimmt die Beurteilung des Bonifatius weiten Raum ein. Er möchte von der Verurteilung des Angelsachsen loskommen, da er darin den unkirchlichen Sinn der Aufklärung zu finden glaubt: Diese Verurteilung stammt aus dem vorigen Jahrhundert, das seinen Haß gegen die Geistlichkeit hoch in die Geschichte hinaufführen wollte; man wird eine Revision vornehmen müssen.

Viel weiter als Rettberg, dessen Darstellung auf die späteren deutschen Stämme beschränkt bleibt, greift der Plan W. Kraffts, der übrigens mit einer Vorlesung über die Einführung des Christentums bei den germanischen Völkern seine Bonner Universitätstätigkeit begann. Aber die Absicht, die Kirchengeschichte aller germanischen Völker zu schreiben, ist völlig mißlungen.[12]) Sein Werk bleibt in den ersten Anfängen stecken. Was er an Einzelheiten zusammengetragen hat, das kann man ruhig beiseite lassen. Wohl aber steht sein Werk ganz unter dem Eindruck der Fortschritte und Erfolge der germanischen Altertumskunde.

[11]) Kirchengeschichte Deutschlands, 2 Bde., 1846/48.

[12]) Die Kirchengeschichte der germanischen Völker, 1854.

Die nordische Welt der Eddalieder wurde damals viel erörtert und in ihrer Bedeutung für das Gesamtgermanentum überschätzt. Dadurch erfährt die romantische Vorstellung von der Prädisposition der Germanen für das Christentum eine bedeutsame Abwandlung. Denn die christlichen Ideen in der nordischen Mythologie faßt Krafft als eine höchst eigentümliche Entwicklungsstufe des sich selbst überlassenen menschlichen Geistes, der der christlichen Offenbarung die Wege bahnt, Dabei begnügt er sich nicht mit dem Hinweis auf analoge Erzählungen in der germanischen Mythologie und dem Alten Testament, sondern geht auch auf die religiös-sittliche Tendenz ein. Er findet sogar die Lehre von der Vergeltung nach dem Tode, dem Gericht und den Strafen in der Unterwelt wieder. Danach sind die Germanen mit ihren religiösen Vorstellungen auf dem Wege zum Christentum gewesen.

Als dann Jahrzehnte später Albert Hauck daran ging, seine Kirchengeschichte Deutschlands zu schreiben, waren diese religiösen Voraussetzungen völlig erschüttert. Wo man bisher Anlage und Vorbereitung auf das Christentum gesehen hatte, erkennt man Abhängigkeit vom Christentum. Diese nordischen Dichtungen entstammen einer Übergangszeit, die zusammenrafft, aber nicht aus letzten Seelenkräften lebt. Eine radikale Skepsis gegenüber der vorchristlichen germanischen Welt macht sich geltend. Deshalb hat Hauck auf alle diese idealen Voraussetzungen verzichtet. Er gibt überhaupt keine Darstellung der vorchristlichen germanischen Verhältnisse. Er beschränkt sich auf den späteren deutschen Reichsboden und bevorzugt das Kirchlich-Theologische, das im Unterschied vom Christlich-Volksmäßigen an markanten Gestalten und großen Ereignissen vor die Öffentlichkeit tritt. Die grundsätzlichen Probleme, die dem Urteil der Geschichtsschreiber weiten Spielraum lassen, liebte Hauck nicht. Freilich die Missionsgeschichte findet durch Hauck eine abschließende Darstellung. Dazu zieht er wenigstens teilweise die deutsche Dichtung des Mittelalters heran und prüft ihren religiösen Gehalt.[13]) Es bedarf der Erwähnung, daß Karl Hase, der bekannte Jenenser Kirchenhistoriker, in seiner Vorlesung über das kirchliche Mittelalter ganz „modern" ist. Denn er beginnt mit der germanischen Religion und behandelt eingehend die deutsche Dichtung. Aber die Darstellung zerfließt in lauter Einzelheiten, so daß keine innere Verbindung entsteht und der in der Kirchengeschichte des Mittelalters noch ungewohnte Stoff seine Existenzberechtigung nicht erweisen kann.[14])

[13]) 1. Bd. 1887; vgl. Heinrich Boehmer: A. Hauck, ein Charakterbild, Beiträge zur Sächs. Kircheng. 33. H., 1920.

[14]) 2. Teil 1890.

Schon viele Jahre vorher hatte der Katholik Josef Bach in seiner Dogmengeschichte des Mittelalters die populäre Theologie der Angelsachsen, Sachsen und Franken nach der Völkerwanderung behandelt.[15]) Damit sind untheologische Zeugnisse in die Dogmengeschichte eingeführt. Der tiefgläubige Verfasser will damit keinen wissenschaftlichen Schritt tun, sondern hat dabei mehr apologetische Gründe. Man denke an Cädmon, der nach Bedas Zeugnis eine Art von Propheten- und Dichterweihe empfing, oder an die Betrachtung der Helianddichtung, die wie die Lieder von den Heldentaten der deutschen Fürsten durch das sächsische Land tönen sollte. Diese apologetische Grundnote mag abschreckend auf die aufgeklärten Geister des letzten Jahrhunderts gewirkt haben. Gewiß hat auch Reinhold Seeberg bereits 1888 über die germanische Auffassung des Christentums im frühen Mittelalter einen eigenen Aufsatz geschrieben.[16]) Aber wie schwer selbst er die ganze Bedeutung des Germanentums für die innere Entwicklung der Kirche des Mittelalters erkannt hat, zeigt die 1. Auflage seiner Dogmengeschichte, in der die Darstellung des Mittelalters mit der Theologie Gregors des Großen einsetzt. In wenigen sehr negativ gehaltenen Sätzen nimmt er zum Problem Christentum und Germanen Stellung. Er meint: „In festen Formen und Formeln empfingen die Germanen das Christentum von der Kirche. Das Christentum wurde dadurch zum Dogma, der Glaube zur Anerkennung der Überlieferung. Allerdings hat man auf germanischem Boden das Christentum in volkstümlicher Form aufgefaßt und dargestellt. Es ist dadurch die Stimmung der Theologen beeinflußt worden, die Theologie weniger als man vermuten sollte." So dachte noch 1898 der Mann, der später das Wesen des Mittelalters in die Formel gefaßt hat: Das Mittelalter ist die Zeit des Zusammentreffens der antiken Bildung und des altlateinischen Christentums mit dem Geist und den Kräften des Germanentums.[17]) Inzwischen war freilich das von Arthur Bonus ausgegebene Schlagwort Germanisierung des Christentums in die religiöse Diskussion geworfen worden.[18]) Da ja Bonus selbst gewisse Elemente der mittelalterlichen Frömmigkeit, vor allem die Eckhartsche Mystik,

---

[15]) 1. Teil 1873.

[16]) Ztschr. f. kirchl. Wissenschaft 1888 S. 91ff., 148ff.

[17]) Lehrbuch der Dogmengeschichte, 2. Bd. 1. Auflage, 1898; 3. Band 2. und 3. Auflage, 1913. Der 2. Band der 1. Auflage entspricht dem 3. der 2. Auflage.

[18]) Von Stöcker zu Naumann, ein Wort zur Germanisierung des Christentums, 1896; Zur Germanisierung des Christentums, 1911. Vgl. Hans Weichelt: Arthur Bonus und die Germanisierung des Christentums, Ztschr. f. Theologie u. Kirche, N. F. 15, 1934 S. 167ff.

in seine völkische Zukunftsreligion aufnehmen wollte, hatte die mittelalterliche Religions- und Dogmengeschichte ungeahnte Bedeutung erlangt. Denn hier handelt es sich nicht um die Bildungsreligion einer Gesellschaftsschicht, sondern um eine religiöse Propaganda, die an keinen Stand oder keine Klasse gebunden ist. Man spürt die Erregtheit der religiösen Diskussion aus H. Boehmers Abhandlung „Das Germanische Christentum", die er bescheiden nur als einen Versuch bezeichnet, für die ihm als Kirchenhistoriker seine germanistische Fachbildung zustatten kam.[19]) Boehmer hat sich unmittelbar von Bonus anregen lassen, dessen Forderung: Verdeutschung der christlichen Frömmigkeit er die vom Historiker nachgewiesene Tatsache gegenüberstellt: Es hat schon einmal in längst verklungenen Tagen eine Germanisierung des Christentums stattgefunden und so etwas wie ein germanisches Christentum gegeben. Dabei macht sich Boehmer den Nachweis nicht leicht. Denn, erfüllt von einer radikalen Skepsis gegenüber der nordischen Mythologie, der er nur zeitlich und lokal begrenzte Bedeutung zuspricht, lehnt er die alte Vorstellung von der Prädisposition der Germanen für das Christentum ab. Nach seiner Meinung sind der Schicksalsglaube, der Seelen- und Geisterglaube schwerste Hemmungen auf dem Wege zum Christentum gewesen. Gerade dadurch aber bildet der Germane ein eigenes Christusbild. Christus erscheint als der Sieger über die das Leben bedrohenden Dämonen, er ist als Weltenrichter Herr der Seele, die dadurch dem sinnlosen Walten der finsteren Schicksalsmacht entrissen wird. Christus kämpft siegreich auf dieser Erde gegen Teufel und Dämonen und steigt schließlich zur Hölle hinab, um seinen Sieg zu vollenden. Es ist natürlich, daß in diesem Bild des Kämpfers und Streiters die altgermanische Gefolgschaftsidee mit ihren Idealen und Formen leicht unterzubringen ist. Darnach sucht der Germane im Christentum den Schutz seiner Person gegen die Preisgabe an die Willkür der Geister. Das bedeutet eine Verlagerung der christlichen Botschaft auf bisher kaum beachtete Elemente, aber keineswegs eine Verfälschung. Das ist selbstverständlich nicht das Bild von dem armen, gemarterten Menschensohn der paulinisch-augustinischen Anschauung. Der Nachdruck liegt auf Sieg und Auferstehung, auf Kampf, Opfer und Einsatz. Boehmer übersieht freilich, daß das Kreuz aus dieser Vorstellung nicht wegzudenken ist, wenn auch eine ausgebildete Sühnelehre fehlt. Er stellt sich weiterhin die Aufgabe, im religiösen Brauchtum des Mittelalters Umformungen heidnisch-religiöser Motive nach-

[19]) Theologische Studien u. Kritiken 1913 S. 165ff.; viel Material enthält auch Paul Erfurth: Soziologie und Kirche, ein Beitrag zur Bildung der neuen evangelischen Kirche Deutschlands, 1937.

zuweisen. Aber bei den vielen Einschränkungen, die er selbst machen muß, überrascht sein Ergebnis: Die Geschichte des mittelalterlichen Christentums ist zum guten Teil nichts anderes als eine Fortsetzung der germanischen Religionsgeschichte. Da er schließlich auch auf ethischem und kirchenrechtlichem Gebiete die gleiche Frage aufwirft, ist das Problem der Germanisierung des Christentums hier in seiner ganzen Weite aufgerollt. Naturgemäß ist seine Lösung aufs stärkste in seiner Beurteilung des germanischen Heidentums verankert. Darin werden ihm jetzt kaum noch Forscher zustimmen. Hans von Schubert hat als einziger Kirchenhistoriker auf Jahre hinaus die Geschichte der Kirche im Frühmittelalter ganz aus diesen Problemen heraus dargestellt.[20]) Nicht nur formal, indem er mit der Schilderung der germanischen Kultur einsetzt, sondern auch inhaltlich, weil er im Romanismus und Germanismus die schaffenden Kräfte der Entwicklung sieht und verfolgt. Sie stoßen sich ab, sie durchdringen sich, sie laufen nebeneinander her, und sie gehen ineinander auf. Die Kirche erfährt in diesem Zeitraum eine Romanisierung und Germanisierung. Erst in neuester Zeit hat sich Johannes von Walter in seiner Geschichte des Christentums an H. v. Schubert angeschlossen.[21]) Die Kirchengeschichte des sog. Mittelalters erhält durch das Germanentum ihr Gepräge. Deshalb bedarf sie einer Vorgeschichte, wie jeder die Alte Kirche auf dem Hintergrund des Imperium Romanum und seiner Kultur darstellt. Dann aber darf man auch nicht, wie es in vielen Handbüchern der Kirchengeschichte aus chronologischen Gründen bisher geschehen ist, die germanische Missionsgeschichte auf die alte und mittelalterliche Kirchengeschichte verteilen. Nicht Zahlen dürfen entscheiden, sondern allein die Sache muß den Ausschlag geben.[22])

Freilich hat diese religiös-kulturelle Vorgeschichte den ihr einst anhaftenden apologetischen Charakter völlig verloren.[23]) Die Auffassung, daß sich in der Götterdichtung der Liederedda der sozusagen notwendige Übergang zum Christentum vollzieht, hat vor dem Bild der nordischen Sagas nicht bestehen können. Die

---

[20]) 1921. [21]) 2. Halbband 1934.

[22]) Helmut Lother: Über die Grundlagen der mittelalterlichen Kirchengeschichte, Christentum und Wissenschaft, 9. Jg. 1933 S. 121ff.

[23]) Über die Neuerscheinungen zur germanischen Religionsgeschichte die Forschungsberichte von Harald Spehr in dieser Ztschr. Jg. 22, 1932 u. 26, 1936 S. 227ff. Andere kritische Berichte führen die Jahresberichte des Literarischen Zentralblattes an. Eine kritische Einführung und Auseinandersetzung mit Bernhard Kummer u. a. bei Kurt Dietrich Schmidt: Die Bekehrung der Germanen zum Christentum 1935ff., so daß in diesem Aufsatz darauf verzichtet wird.

römisch-griechischen Nachrichten über das germanische Heidentum sind damit nie zu vereinbaren gewesen. Die Männer, die sich in jenen Erzählungen vorstellen, scheinen in ihrer ganzen Art und Haltung den Widerspruch gegen die christliche Lebensbetrachtung zu verkörpern. Darin, daß man gerade in diesen Menschen das germanische Wesen in besonderer Reinheit und Unverfälschtheit zu finden glaubt, schlägt man die Brücke zu den modernen Bestrebungen, das deutsche Wesen zu bestimmen.[24]) Gewiß sind solche Versuche alt. Sie tauchen in der Geschichte schon vor langer Zeit auf und sind aus dem geistigen und persönlichen Austausch der Völker auf Grund von Beobachtungen entstanden. Das Deutschlandbuch der Madame de Staël gehört zur Weltliteratur. Aber diese empirische Methode liebt man heute nicht, da ihr Ergebnis doch stark von kulturellen Schwankungen abhängig ist. Es gibt den Deutschen im Leben einer Zeit, aber nicht den Deutschen an sich. Jetzt erfassen wir die deutsche Art im Sinne eines ethischen Ideals, das weltanschaulich gebunden ist. Dieses Ideal, zu dem die Grundkräfte des allgemein-völkischen Daseins hinstreben, entsteht in dem einzelnen, der diesem Volke rassisch angehört, und drängt in ihm zur Realisierung. Darnach können beim Übergreifen fremder Ideen auf diese artgebundene Geisteswelt allein Gegensätze gespürt werden. Diese Idee auf das geschichtliche Ereignis der Christianisierung Deutschlands übertragen bedeutet: Man kann den äußeren Erfolg zugeben, niemals den inneren. Also muß man von Zwangsbekehrung und Gewaltmission reden.

Nun steht der Verlauf der äußeren Vorgänge fest. Soweit die Christianisierung auf dem späteren deutschen Reichsboden erfolgt und das Werk des deutschen Volkes ist, hat dies Albert Hauck geschildert. Hans von Schubert hat durch Erfassung aller germanischen Stämme das Bild erweitert. Auf katholischer Seite ist Gustav Schnürer gefolgt. Was an neuerer Literatur in jüngster Zeit gefolgt ist, bringt wenig Änderungen des Wissens um die geschichtlichen Fakta.[25]) Natürlich ist durch Einzeluntersuchun-

[24]) Vgl. Karl Heussi: Die Germanisierung des Christentums als historisches Problem, Ztschr. f. Theologie u. Kirche, N. Z. 15 Jg., 1934 S. 119ff.

[25]) Übersichten über die einzelnen Etappen und die Hauptvorgänge finden sich in vielen Arbeiten, die sich meist an einen weiteren Leserkreis wenden, so in „Die Nation vor Gott, zur Botschaft der Kirche im 3. Reich“ [5] 1937: Joh. von Walter S. 296ff.; „Die Kirche in der Zeitwende“ 3, 1939: H. Becker: Das Reich Christi unter den Germanen, S. 237ff. Helmut Lother: Neugermanische Religion und Christentum, 1934; dem Überblick, den Karl Koch: Geschichte der Christianisierung Deutschlands, 1935, gibt, sind 6 Karten beigefügt. Das abschließende Werk von Kurt Dietrich Schmidt (s. o.) steht zur Zeit erst bei den Westgoten. Weitere Literatur in den folgenden Anmerkungen.

gen das Gesamtbild erweitert worden, und dies wird auch weiterhin geschehen. Man denke an die vielen Arbeiten von Franz Flaskamp zur Geschichte des hessischen, friesischen und sächsischen Christentums. Die Heimatforschung an Ort und Stelle hat da manches aufgehellt.[26]) Andererseits hat der heiße Kampf um die Gestalt Karls des Großen eine ganze Flut von Arbeiten über die Sachsenkriege an die Öffentlichkeit gebracht. Nichts bleibt unerörtert: die Vorgeschichte: es gibt eine erfolgreiche Mission schon vor Karl, die Vorgänge selbst, das Verhalten Karls und der Kirche, die Karls Zwangsmaßnahmen keineswegs billigte, die gewaltige Bedeutung der Eingliederung in das fränkische Reich. Denn nunmehr waren die sechs Stämme vereinigt, die das deutsche Volk bilden sollten. Die Nordgermanen, die von Karl nicht erreicht wurden, sind niemals im Reich aufgegangen. Man hat an die spätere Treue der Sachsen zu Reich und Kirche erinnert. Auch ihre vorchristliche Religion wird dargestellt und die Gestalt Widukinds sowie die Geschichte seines Geschlechtes behandelt. Die Versuche, den Quellenwert der Zeugnisse über das Blutbad von Verden zu erschüttern, sind wohl gescheitert. Aber das steht fest: es handelt sich dabei einzig und allein um ein Strafgericht an Aufständischen. Strittig bleibt auch die Frage, ob es einen sächsischen Arianismus gegeben hat.[27]) Im Zusammenhang mit diesen Erörterungen lenkt Gottschalk, der sächsische Mönch, den Hans von Schubert als den ersten deutschen Theologen bezeichnet hat, die Aufmerksamkeit auf sich.[28])

---

[26]) Ich nenne aus der Fülle von Arbeiten: Die Missionsmethode des hl. Bonifatius[2], 1929; Die Anfänge friesischen und sächsischen Christentums, 1929; vgl. auch P. W. Finsterwalder: Wege und Ziele der irischen und angelsächsischen Mission, Ztschr. f. Kirchengesch. N. F. 10. Bd., 1928 S. 203ff.

[27]) Hermann Doerries: Germanische Religion und Sachsenbekehrung[3], 1935; Kurt Dietrich Schmidt: Die Christianisierung der Sachsen, 1937; ders.: Widukind [2], 1935; Martin Lintzel: Der sächsische Stammesstaat und seine Eroberung durch die Franken, 1933 = Historische Studien H. 227 (vgl. dazu K. Brandi: Karls des Großen Sachsenkriege, Niedersächs. Jb. f. Landesgesch. 10, 1933); Martin Lintzel: Zur Beurteilung Widukinds und Karls des Großen, Vergangenheit u. Gegenwart Jg. 24, 1934 S. 652ff.; Karl Bauer: Quellen für das sog. Blutbad in Verden, 1937 (bestreitet den histor. Wertder Quellen, dagegen Friedrich Kempf: Das Blutbad von Verden nach den Quellen, Stimmen der Zeit, 130. Bd., 1936 S. 304ff.); Friedrich Karl Schumann: Volkstum und Glaube in Karls des Großen Sachsenkriegen, 1935; E. Rundnagel: Der Tag von Verden, Hist. Ztschr. 157, 1938, S. 457ff.

[28]) Erich Dinkler: Gottschalk der Sachse, ein Beitrag zur Frage nach Germanentum und Christentum, mit latein. Hymnen Gottschalks u. einer Übertragung ins Deutsche, 1936; Walter Elliger: Gottes- und Schicksals-

Diesen Ehrennamen verdient er, sofern Wahrheitsliebe, Selbständigkeit, Überzeugungstreue und das Grübeln über die eigene Stellung zu Gott zum Wesen des deutschen Theologen zählen. Bei ihm findet sich zum ersten Male die Bezeichnung gens teudisca. In seinem Ringen um Gott kam er zu Augustin, worin sein Bruch mit der Kirche seinerzeit begründet war. Der Erwählungsglaube vertieft die Selbstbeurteilung und damit das Sündenbewußtsein, stärkt aber zugleich das Freiheitsgefühl gegenüber der äußeren Autorität. Es ist von Dinkler fein beobachtet worden, daß sein Sündengefühl keineswegs das vulgärmittelalterliche an das Geschlechtsleben gebundene ist, sondern Sünde ist Auflehnung, Ungehorsam gegen Gott:

Mich zu Deinem Dienst zu schaffen
Machtest Du mich, Herre,
Schmählich hab' ich Dich verlassen,
Schweifte in die Leere.

Ungebrochen ist Gottschalks Vertrauen auf Christus:

Rette den Sklaven
aus seinem Elend,
scheuche die Sünde,
löse die Schuld mir,
lenke die Schritte,
mach mich gewappnet.

Hier bestimmen nicht rechtliche Kategorien das Verhältnis zwischen Mensch und Gott, und es fehlt jede Anknüpfung an die Mittlertätigkeit der sakramentalen Kultuskirche. Hans v. Schubert urteilt treffend: „Die junge Kraft unseres Volkes offenbart sich in ihm. Wie das ganze karolingische Zeitalter ist auch er wie eine Prophetie viel späterer Entwicklungen".[29]) Es ist doch auffallend, daß bei Gottschalk die Probleme der griechischen Theologie bedeutungslos werden. Man könnte daran erinnern, daß Alkuins religiöses Bedürfnis gleichen Charakter trägt. Verraten nicht auch die Libri Carolini selbständiges theologisches Denken, das durchaus die Verdinglichung des Religiösen ablehnt? In dieser Reihe darf Notker Labeo, der Mönch und Schulhalter von St. Gallen, nicht unerwähnt bleiben. Er erhielt den Beinamen Teutonicus, da seine Verdienste um deutsche Sprache

glauben im frühdeutschen Christentum, 1935; die Arbeit von W. Kagerah: Gottschalk der Sachse, Theol. Diss. Greifswald 1938, liegt mir noch nicht vor.

[29]) Hans von Schubert: Die Geschichte des deutschen Glaubens, 1925 S. 58.

und deutsche Schule bald allgemein gerühmt wurden. Freilich fanden seine Bemühungen um den deutschen gelehrten Unterricht nach seinem Tod keinen geeigneten Anwalt. In seiner Verehrung für Gallus und Petrus reichen sich, wie Paul Th. Hoffmann sagt[30]), Heimat und Rom die Hände. Aber — man wird an Gottschalk erinnert — ringt nicht auch in ihm ein Deutscher noch mit dem Schicksalsglauben? Man höre sein ergreifendes Bekenntnis: „Ich habe gewollt, und ich will, aber wir sind beschlossen in des Herrn Hand, wir und unsere Werke. Außer wozu er uns zunickt — mehr können wir nicht tun. Es ist Notwendigkeit, die uns leitet, und nicht Wille." Aber aus dem blind waltenden Schicksal ist der Wille des allmächtigen Gottes geworden. Man erkennt, alte Vorstellungen verbinden sich mit den christlichen. Aber das christliche Glaubensgut bricht diese Männer nicht, sondern stählt ihren Charakter und sichert sie vor Verzweiflung.

Unter den Missionaren, die den stärksten Angriffen ausgesetzt sind, erscheint wiederum, wie einst, Bonifatius. Otto Wissig entwirft, wie es schon August Ebrard getan hat, das Idealbild der romfreien irischen Kirche und spielt ihre Mission gegen die angelsächsische aus.[31]) Damit wird dem Angelsachsen Bonifatius die Unterwerfung der deutschen Kirche unter Rom vorgeworfen. Die seit Anfang in der protestantischen Geschichtsschreibung viel behandelte Frage einer deutschen romfreien Kirche ist also wiederum zur Erörterung gestellt. Leider ist Wissigs Übersetzung der Bonifatiusbriefe so schwach, daß ein solches Buch nicht gerade zur Empfehlung der Auffassung des Verfassers dient.[32]) Wie verbreitet diese Verurteilung des Bonifatius ist, zeigt sich auch in dem sehr eigenwilligen Buch von F. W. Schaafhausen. Man merkt es jedem Worte an, wie stark er das Werk des Bonifatius ablehnt. So sagt er: „Die gefährliche Gründung einer von Rom unabhängigen Kirche im Herzen Europas, am Rande der Heidenwelt, die Rom von den Völkermassen des Ostens abschnüren mußte, war vernichtet, an ihrer Stelle eine gut gegliederte Kirchenprovinz entstanden." [32]) Was Bonifatius begonnen hat, das vollendet nach dieser Auffassung Karl der Große: „So ist in den 60 Jahren zwischen 740 und 800 in Deutschland eine verheißungs-

[30]) Paul Th. Hoffmann: Der mittelalterliche Mensch, gesehen aus Welt und Umwelt Notkers des Deutschen [2], 1937.

[31]) Otto Wissig: Wynfrid-Bonifatius, ein Charakterbild nach seinen Briefen gezeichnet, 1929; ders.: Iroschotten und Bonifatius in Deutschland, 1932; vgl. Hanns Rückert: Bonifatius und die Iroschotten, eine Auseinandersetzung mit Ebrard und Wissig, Deutsche Theologie 1. Jg., 1934 S. 341ff., 381ff., 2. Jg. 1935 S. 18ff.; vgl. ferner: Heinz Vahle: Die Widerstände gegen das Werk des Bonifatius, Münst. Philos. Diss. 1934.

[32]) F. W. Schaafhausen: Der Eingang des Christentums in das deutsche Wesen. 1. Bd. 1929, vgl. S. 122ff.

voll eingeleitete Entwicklung geknickt worden." Man begründet sozusagen die deutsche Reformation aus Vorgängen des 8. Jahrhunderts. Die Kontrastierung der irischen und angelsächsischen Mission bringt überall die gleichen Gesichtspunkte: Hier auf sich selbst gestellte Einzelmission, dort Arbeit in staatlicher Anlehnung; hier Unabhängigkeit, dort Bindung an Rom; hier Freiheit, dort Organisation; hier Wertung des Volks- und Brauchtums, dort Vernichtung der völkischen Eigenart; hier Erziehung zu religiösem Selbstbewußtsein, dort Unterwerfung unter das Dogma. Aber man darf die Schattenseiten der Iren nicht übersehen. Sie pflegten gerade das, was den Germanen völlig fremd war, die Askese. Sie waren sogar übertriebene Asketen, und die ihnen eigentümliche Form der peregrinatio propter Christum stammt aus der egoistischen Werkgerechtigkeit und läßt jedenfalls jedes Gefühl für Gemeinschaft und Heimat vermissen. Es ist grundverkehrt, in diesen Iren die Protestanten des Frühmittelalters zu sehen. Damit erledigt sich auch ihre Gleichsetzung mit den arianischen Germanen. Aber hatten diese wirklich eine arteigene Religion gefunden? Schon Mitte des 18. Jahrhunderts behandelt der deutsche Kirchenhistoriker Chr. Wilhelm Franz Walch den Arianismus unter den germanischen Völkern, ohne freilich die alte dogmatische Beurteilung fallen zu lassen.[33]) Aber das Interesse ist damit geweckt. Dann hat W. Kraft den Arianismus dem Protestantismus genähert. Denn er sieht im Biblizismus Wulfilas die bewußte Abkehr von der katholischen Trübung des Evangeliums und stellt in seinen dogmatischen Sonderanschauungen den Willen fest, an die vorhandenen religiösen Vorstellungen der Heiden anzuknüpfen. Seit Hans v. Schubert durchschauen wir die ganze Eigenart des Arianismus der Germanen.[34]) Sie haben in ihren unabhängigen Stammeskirchentümern die innere Entwicklung der Großkirche nicht mitgemacht, die sich stärker asketischen, kultisch-magischen und hierarchischen Ideen hingab. Sie entwickelte die Sonderqualität des Priesters und warb durch das Staunen vor dem Wunder. In den arianischen Landeskirchen aber lagen Kirchliches und Staatlich-Völkisches ineinander und galt für den Glauben der Beweis des Lebens. Man höre den Hymnus auf die Sittlichkeit dieser Völker, den der römische Christ Salvian gegeben hat. Schaafhausen sagt einmal: „Als die Berührung des Germanentums mit dem Christentum stattfand, da war auch der Protest da (S. 111)." Nach der Seß-

[33]) Christian Wilhelm Franz Walch: Entwurf einer vollständigen Historie der Ketzereien, Spaltungen und Religionsstreitigkeiten bis auf die Zeiten der Reformation, 2. Bd. 1764 S. 553ff.

[34]) Hans von Schubert: Das älteste germanische Christentum oder der sog. Arianismus der Germanen, 1909.

haftwerdung werden diese Völker auch Kulturträger. Wir haben Nachrichten über ihre Doctores, und monumentale Bauten in Ravenna zeugen von ihrem Schaffen. Unter Theoderich steht dieser germanische Arianismus vor einer ganz großen Zukunft. Denn er greift über die germanischen Staaten am westlichen Mittelmeer hinaus und dringt bis zu den Bayern, Alamannen, Thüringern, vielleicht auch zu den Burgundern und Sachsen vor. Man versteht die germanische Vorliebe für diesen Arianismus, der doch nur ein schlichter Biblizismus war, die dogmatische Häresie des Arius über Christus nicht mitmachte und den Zugang zum Christentum öffnete, ohne Römer zu werden. Diese Form bedeutet für die Germanen das unbedingte Festhalten an dem uralten Brauch des Ineinanderseins von Volk und Religion. Anderseits läßt sich J. von Walters Einwand kaum widerlegen, der lautet, daß diejenige Landschaft, in der die Germanen sich zuerst mit der römischen Bevölkerung berührten, für den Konfessionsstand maßgebend wurde. W. nimmt damit dem Übertritt Chlodwigs zum Katholizismus den Ausnahmecharakter und weist die These vom „weitschauenden hochpolitischen Charakter des Übertritts Chlodwigs" zurück (S. 304). Da uns die Quellen im Stich lassen, die uns den Übertritt arianischer Völker zum Katholizismus unvoreingenommen deuten, wird die Erörterung in nationalbewegten Zeiten nicht zur Ruhe kommen. Andere Erörterungen sind bald abgebrochen worden. So taucht plötzlich in der Literatur die Überlieferung über ein Blutbad von Cannstatt auf, das das alamannische Gegenstück zum sächsischen bei Verden sein sollte. Aber Hans Rückert[35]) hat darauf so gründlich geantwortet, daß sich in diesem Fall schwerlich eine antichristliche Legendenbildung durchsetzen wird.

Aber im übrigen ist das Bild der Christianisierung der Germanen festgelegt. Die Anfänge sind in Südrußland zu suchen, wo um die Mitte des 3. Jahrhunderts die Goten das Christentum kennen lernten. Dann sind es im Donaugebiet wieder die Goten, von denen ein Teil nach innerpolitischen Wirren Christen wird. Von diesen Westgoten greift das Christentum über zu den Ostgoten, den Vandalen, Gepiden, Rugier, Alamannen, Sueven, Langobarden u. a. Die näheren Umstände kennen wir kaum. Aber das steht fest: alle diese Völker sind in das alte römische Reichsgebiet eingedrungen und finden somit ein bereits entwickeltes, organisiertes Christentum vor. Von diesen christlichen Anfängen unter den germanischen Stämmen ist der Eintritt des Christentums auf deutschen Boden streng zu scheiden. Denn es gibt schon im 2. Jahrhundert in den Römerstädten am Rhein und an der

[35]) Hanns Rückert: Die Christianisierung der Germanen, ein Beitrag zu ihrem Verständnis und ihrer Beurteilung², 1934 S. 34ff.

Donau Christen. Handel und Verkehr, Kriegsdienste und Gefangenschaft haben dabei die Vermittlung übernommen. Wie weit Germanen in diesen Grenzgebieten erfaßt wurden, läßt sich nicht angeben.[36]) Naturgemäß kann es sich hier nur um Angehörige der Großkirche gehandelt haben, die im 4. Jahrhundert ihre Organisierung auf gallorömischem Boden vollendete. Für die Katholisierung der Germanen ist neben dieser Tatsache, aus der Chlodwigs Übertritt zur Katholischen Kirche zu erklären ist, noch die Einleitung der angelsächsischen Mission durch Gregor I. entscheidend. Denn das Frankenreich und die angelsächsischen Missionare auf dem Festland finden sich zusammen, als nach langem staatlichen Niedergang unter den Merowingern das junge tatkräftige Geschlecht der Karolinger die Herrschaft an sich reißt. Bonifatius aber ist Angelsachse. Die Karolinger schaffen die Grundlage zum späteren Deutschen Reich, das katholisch wird. Die irische Mission bleibt eine Episode, die tiefere Spuren nicht hinterläßt. Denn es handelt sich um Einspänner, die die Einsamkeit aufsuchen, und denen jede Fähigkeit zum organisatorischen Aufbau fehlt. Die Nordgermanen, deren Christianisierung sich bis in das 13. Jahrhundert hinauszieht, treten ebenfalls in den Verband der universalen Kirche ein. Das Christentum, deutsches und angelsächsisches, das sie kennenlernen, ist katholisch.

So stehen die Ereignisse fest im Einzelgeschehen wie im Gesamtverlauf. Es ist kein zusammenhängender Prozeß. Vielmehr bringen immer neue Antriebe das Werk — oft nach langer Unterbrechung — vorwärts und endlich zum Abschluß. Klar scheiden sich die einzelnen Etappen. Die Vorgänge sind in diesem Falle mehr als unbequemer, das Gedächtnis belastender geschichtlicher Stoff. Denn hier folgt der Kenntnis des Stoffes die Erkenntnis der Sache auf dem Fuß. Wer das dem Historiker eigentlich angeborene Gefühl für die Verschiedenheit von Zeit und Ort noch nicht verloren hat, wird notwendig die verschiedensten Antworten auf alle die Fragen erwarten, die sich ergeben, wenn man nun vom äußeren Verlauf nach dem Wesen der Sache vorstößt. Missionsart, Missionspredigt, Missionsmotive können gar nicht immer und überall dieselben gewesen sein, da die Missionsobjekte unter ganz verschiedenen zeitlichen und örtlichen Bedingungen lebten. Die germanische Religion wird unter ganz verschiedenen Entwicklungsstadien erreicht. Wandernde Stämme, die die Heimat aufgeben, sind ganz anders aufnahmebereit als die alteingesessenen Sachsen und Nordgermanen. Es ergibt sich tatsächlich ein ganz

[36]) Wilhelm Neuß: Die Anfänge des Christentums im Rheinlande, 1933; Wilhelm Sieber: Die ersten Christengemeinden unter germanischen Völkern, Stimmen der Zeit, 130. Bd. 1936 S. 551 ff.

buntes Bild. Der Westgote Fritigern fördert die — bereits erfolgreiche — Christianisierung seines Stammes, weil er auf römischen Reichsboden übersiedelt und Hilfe beim byzantinischen Kaiser sucht. Auch Frauen greifen entscheidend bei dem Franken Chlodwig, bei Ethelbert von Kent und Hermenefried von Thüringen ein; die Christianisierung der Sachsen soll ihre nicht vorwärtsgehende Unterwerfung durch die Franken unterstützen; in den nordischen Reichen gehen die Christianisierung und die Bildung eines nationalen Königtums parallel. Dort spricht man mit Recht von Zwang, hier von geschichtlicher Notwendigkeit, an dritter Stelle von politischem Weitblick. Aber man übersehe nie: dem entscheidenden Ereignis, das den Übertritt bringt, geht in den meisten Fällen die Einzelmission voraus. Und zwar sogar bei den Sachsen. Da wirkte Swidbert unter den Brukterern; es folgten die beiden Ewalde, Lebwin, Willehad und andere. Wir wissen, daß der Angelsachse Lebwin auf dem sächsischen Allding zu Marklo an der Weser seine Stammesverwandten zum Übertritt auffordert. Gerade dann würde ihnen Gott gegen den König helfen, der sie aus ihrem Erbe verjagen wolle. Mit einem billigen Schlagwort ist das wirkliche Geschehen vergewaltigt. Man lese einmal, wie ein Kenner der Sache, Axel Olrik, über die nordische Christianisierung urteilt: „Die Bekehrung des Nordens vollzieht sich freiwillig. Das ist nun zwar nicht so zu verstehen, daß nicht gegen diesen und jenen Zwang angewendet wird; das würde nicht zu den Verhältnissen jener Zeit passen. Aber es wird kein nordischer Volksstamm einzig und allein in den neuen Glauben hinübergezwungen; führende Männer des Volks in ansehnlicher Zahl traten als seine Fürsprecher auf, die die Zögernden mit sich zogen; hinter den vielen Thingbeschlüssen, die die Annahme des Christentums festsetzten, stand kaum immer eine Majorität, wohl aber eine sehr gewichtige Minorität.“ [37])

Aber es gibt trotz aller Verschiedenheit einige allgemeine Merkmale, die Art und Motive des Übertritts erklären. Hanns Rückert, Joachim Baetke, Johannes von Walter und andere sind es, die in den letzten Jahren diesen Ausschnitt aus der Forschung besonders gefördert haben, ohne freilich zu gleichen Ergebnissen gekommen zu sein.[38])

---

[37]) Axel Olrik: Nordisches Geistesleben in heidnischer und frühchristlicher Zeit [2], 1925.

[38]) Hanns Rückert: Die Christianisierung der Germanen, ein Beitrag zu ihrem Verständnis und ihrer Beurteilung [2], 1934 (vgl. dazu: ders.: Noch einmal: Die Christianisierung der Germanen, Antwort an Bernhard Kummer, Deutsche Theologie 1. Jg., 1934 S. 119ff.); Walter Baetke: Arteigene germanische Religion und Christentum, 1933; ders.: Art und Glaube der Germanen, 1934; ders.: Religion und Politik in der Ger-

Baetke unterstreicht mit vollem Rechte die stark soziale Stellung des heidnischen Kultus. Das Heidentum war Sitte, und als Sitte war es das wesentliche Stück der nationalen Kultur. Mißachtung und Aufgabe des alten Glaubens waren deshalb Bruch mit Sippe und Volk. Damit wurde dem Fürsten, dem die Erhaltung der völkischen Gemeinschaft zugefallen war, die religiöse Entscheidung eingeräumt. Das Volk trat in seinem Führer über. Deshalb wurde auf Island zwischen öffentlichem und privatem Kultus unterschieden. Der erstere darf nur einheitlich im Interesse des inneren Friedens sein, während dem Einzelnen sein privater Kult in seinem Hause freisteht. So geht die germanische Mission vom Fürsten bis zum einzelnen Volksglied herab. Man darf somit von dem Übertritt eines Stammes reden; von einer Bekehrung am Tage des Glaubenswechsels zu sprechen, wäre sinnlos. Denn die ganze große Aufgabe der inneren Christwerdung stand noch bevor. Dadurch ergibt sich ein langes Nebeneinander von öffentlichem Christentum und heidnischem Privatglauben, der immer stärker zum Aberglauben ausartete, da die öffentliche Übung und Einübung fehlten. Hier wird man den Grund zu suchen haben, daß sich so viel germanisches Brauchtum retten konnte und schließlich oft in sehr durchsichtiger Verkleidung in der Kirche seinen Einzug hielt. Darauf hat vor allem Boehmer aufmerksam gemacht. Die Volkskunde, die sich in unsern Tagen so stark entwickelt hat, findet hier eine Aufgabe, Altheidnisches aus der christlichen Verbrämung wieder herauszuschälen.[39]) An-

manenbekehrung, 1937; Johannes von Walter: Die Überwindung der germanischen Religion durch die christliche Frömmigkeit, in: Nation vor Gott (s. o.) S. 313ff.; Hans von Schubert: Deutsches Volkstum und christliche Weltreligion, Zeitwende 1. Jg., 1925 S. 449ff.; A. Herte: Die Begegnung des Germanentums mit dem Christentum, Theologie und Glaube 27. Jg., 1935 S. 1ff. u. 133ff.; Gottfried Flade: Zur Germanen-Mission, Ztschr. f. Kirchengesch. 3. F. 5. Bd. 1935 S. 301ff. — Man vgl. auch die sehr beachtlichen Einleitungen zu den beiden Bänden von Heinrich Timerding: Die christliche Frühzeit Deutschlands in den Berichten über die Bekehrer, 2 Bde., 1929. Frühgermanentum 3. u. 4. Bd. Dazu auch Jan de Vries: Altgermanische Religionsgeschichte, 2 Bde., 1935/37, passim.

[39]) Vgl. für ein einzelnes deutsches Land die Arbeit von Joseph Klapper: Religiöse Volkskunde im gesamtschlesischen Raum, Grundlagen und Aufgaben, Volk und Volkstum, 1936 S. 69ff. — Einen Versuch, den Volksglauben theologisch fruchtbar zu machen, macht Kurt Wiesner: Theologische Studien zum Volksglauben, 1937. — Es ist aber sehr fraglich, ob diejenigen Recht haben, die von einer „systematischen Kulturpolitik der Transsubstantiation von heidnischem Brauchtum durch die Kirche" sprechen, wie es tut z. B. Theo Sommerlad: Umwandlung germanischen Brauchtums durch die Kirche, Thüringisch-Sächsische Ztschr. f. Gesch. u. Kunst, 23. Bd., 1934/35 S. 84ff.

derseits muß man verstehen, daß der schlichte christliche Kleriker diese letzte Stufe des heidnischen Glaubens als die heidnische Religion überhaupt ansah. So entstand die Dämonisierung des alten Götterglaubens, die zugleich seine Verächtlichmachung bedeutete. Dies hat sich freilich in der kirchlich-polemischen Literatur niemals völlig durchgesetzt.[40])

Die Art des Übertritts bedingt weiter, daß Heidentum und Christentum lange Zeit nebeneinander bestanden haben. Die Zeit des Übergangs von den alten zu den neuen Formen ist außerordentlich lang. Darüber gibt es viele Nachrichten. Die vielen Fälle von religiösem Atheismus und Skeptizismus im Norden finden so ihre Erklärung. Doch dürfen solche kaum als Zeichen des allgemeinen Zerfalls germanischer Religion gewertet und darauf darf nicht der Sieg des Christentums aufgebaut werden. Es geht in den religiösen Auseinandersetzungen zunächst stets um die Erfahrung des mächtigeren Gottes. Daher reißen Machtproben die Massen hin: das Fällen der Donarseiche, die Zerstörung der Irminsul, die Zertrümmerung von Götterbildern verfehlen ihren Eindruck nicht. Die Idee des allmächtigen Gottes, der alles geschaffen hat und alles leitet, ist grundlegend für die Missionspredigt.[41]) Dazu tritt als zweites: man empfängt das Christentum nicht als dogmatisches System, sondern als neue Sitte. Es ist doch bezeichnend, daß das in der Karolingerzeit neu eingerichtete Sendamt durchaus eine kirchlich-soziale Ordnung erstrebt.[42]) Berühmt geworden ist das Verhalten der norwegischen Landbevölkerung: die Bauern wollen nicht Christen werden, da sie am Sonntag nicht mehr arbeiten dürfen, die Land-

---

[40]) Herbert Achterberg: Interpretatio Christiana, verkleidete Glaubensgestalten der Germanen auf deutschem Boden, eine Quellenschau nach den Berichten der Merowinger- und Karolingerzeit, Greifsw. Phil. Diss. 1930: sieht überall Dämonisierung und begründet damit seinen Angriff auf die mittelalterliche Kirche. Wesentlich reichhaltiger ist Wilhelm Boudriot: Die altgermanische Religion in der amtlichen kirchlichen Literatur des Abendlandes vom 5. bis 11. Jahrhundert, 1928. Hier zeigt sich, daß das kirchliche Schrifttum über den alten Götterglauben doch nicht historisch gemeint ist, sondern den jeweiligen Stand beschreibt. Vgl. auch die fein abwägende und unterscheidende Arbeit von Rudolf Schomerus: Die Religion der Nordgermanen im Spiegel christlicher Darstellung, 1936.

[41]) Die überlieferte Missionspredigt scheint stark literarisch zu sein und gibt der Buntheit des Lebens keinen Raum; vgl. Honoratus Millemann: Caesarius von Arles und die frühmittelalterliche Missionspredigt, Ztschr. f. Missionswissensch. 23. Jg., 1933 S. 12ff.; W. Konen: Heidenpredigt in der Germanenbekehrung, Diss. Phil. Bonn 1909.

[42]) Gottfried Flade: Vom Einfluß des Christentums auf die Germanen, 1936.

arbeiter lehnen ebenfalls ab, da sie am Freitag fasten, aber dabei arbeiten sollen. Religion ist hier vornehmlich Sitte. Drittens ist das Christentum als Kirche mit ihren eindrucksvollen Formen und in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung den Germanen gegenübergetreten. Dann wird noch an die Überzeugungstreue der christlichen Missionare zu erinnern sein. Männern, die am heroischen Lebensideal hingen, wird Mut, Treue, Einsatz, Aufopferung der Missionare stärksten Eindruck gemacht haben. Es ist für die Bedeutung der Einzelperson bezeichnend, daß wir zunächst keine allgemeinen Darstellungen der Christianisierung, wohl aber Viten der Missionare haben. Dem religiösen Anspruch der christlichen Botschaft entspricht das Leben der Missionare. Das Heidentum war demgegenüber in einer hoffnungslosen Lage, da es nur sachlich eingeübte Kultusdiener, aber nicht geistig gebildete Apologeten besaß. Dies alles scheint mir unbestreitbar zu sein. Ob es noch andere Gründe gibt, hängt von der Entscheidung ab, ob man in der germanischen Religion schon Verfallserscheinungen annimmt, wie man den Schicksalsglauben wertet und über die Ausdehnung des Geisterglaubens urteilt. Richtig scheint mir — trotz des erfahrenen starken Widerspruchs — Rückerts Hinweis, daß die germanische Religion der Geschichte nicht gewachsen war. Denn das Heraustreten aus den festgefügten und lang bewährten, an Grund und Boden gebundenen Gewohnheiten in die weite Welt brachte es mit sich, „daß die Nachtseite des Lebens sehr viel deutlicher in Erscheinung tritt, daß man Angst bekommt in dieser Lage, wo Heimat und Welt nicht mehr zusammenfallen, daß man in Konflikt gerät, wo alles, was selbstverständlich war, in Frage gestellt ist" (S. 25). Der Sinn des Lebens, die Frage nach dem Woher und Wohin, tritt in das germanische Bewußtsein. Damit setzt überhaupt die eigentlich christliche Missionspredigt erst ein. Daß man dem allmächtigen Schöpfer Verehrung erwies, das war sicher die Voraussetzung. Aber Gott ist auch der Herr der Geschichte und der Einzelseele. Das Leben als Gottes Aufgabe zu empfinden und beim Versuch der Verwirklichung strengste Selbstbeurteilung zu üben — das ist entscheidend. Die angelsächsische Missionsgeschichte gibt uns Beispiele dafür, wie die Missionspredigt von dem allgemein monotheistischen Gehalt zur christlichen Botschaft vorstößt. Aber was der Kern der christlichen Botschaft ist, das stand damals sicher nicht am Anfang. Vielleicht ist es auch notwendig, das germanische Ethos zur Erklärung des Übertritts heranzuziehen. Gewiß sind die Grundlagen hier und dort gänzlich verschieden. Aber wer Salvians Preis auf das sittliche Leben der Germanen liest, der erkennt in so vielen Einzelforderungen Berührungen, daß eine verwandte Haltung unverkennbar ist. Sitt-

liche Reinheit, Hochschätzung von Ehe und Familie, von Arbeit und Einsatz, die Anerkennung von Eigentum und Besitz — darin treffen sich beide Auffassungen. Man hat ja die nordischen Sagas das keuscheste Schrifttum der Erde genannt. Natürlich gibt es daneben gerade auf ethischem Gebiet unüberbrückbare Spannungen. Darüber ist zur Zeit viel gesprochen worden, was hier nicht wiederholt zu werden braucht.[43]) Vielmehr soll hier noch darauf hingewiesen werden, daß beide, Germanentum und Christentum, sich eine große Zukunft erkämpfen wollten. Wer dies will, bildet bestimmte Tugenden aus, ohne die der Sieg unmöglich ist. In diesem kämpferischen Einsatz finden sich beide. Bringt nicht das Christentum in seinem Gemeinschaftsgedanken, den die geschichtlichen Verhältnisse schließlich auf das Heilige römische Reich deutscher Nation einschränkten, die Überwindung des Stammespartikularismus der Germanen? Haben nicht gerade in der Zeit des Übergangs zum Reich die deutschen Bischöfe sich mehrmals gegen den Stammespartikularismus der Herzöge mit Erfolg gestemmt?

Diese Betrachtung zwingt zur Ablehnung aller billigen Formeln und Schlagworte, die den Übertritt der Germanen zum Christentum „erklären" wollen. Gewiß, bereits Fichte hat das Christentum jener Zeit als ein zum Römer gehöriges Stück bezeichnet, das den Germanen notwendig bei ihrem Eindringen in das Römerreich zufiel. Er fügt wenigstens noch hinzu, daß in den Germanen keine frühere Verstandesbildung der neuen Religion hinderlich war, aber auch kein angestammter Aberglaube sie begünstigte.[44]) Jedenfalls, wer im Übertritt der Germanen zum Christentum allein „den religionsgeschichtlichen Niederschlag des Sieges über Rom" sieht, verkennt, daß die Geschichte mit Menschen rechnet und auch in den „Sachen" menschliches Denken und Wollen sieht. Die neuen Einblicke in das christlich-kirchliche Geschehen des deutschen Mittelalters zwingen die deutsche Forschung, auch die Geschichte des Papsttums anders zu sehen. Dabei denke ich nicht etwa an eine endgültige Entscheidung des seit Heinrich von Sybel und Julius Ficker hart umstrittenen Problems der deutschen Kaiserpolitik. Man kann diese Frage: hier ostdeutsche Kolonisation, dort imperialistische Italienzüge, jedenfalls nicht mit dem Hinweis auf den Mißerfolg der letzteren lösen. Daß das Problem viel tiefer liegt, zeigt der Überblick, den Fr. Schneider über die neueren Anschauungen der deutschen Historiker zur Be-

[43]) Diese Spannung zwischen Christentum und Germanentum hat übrigens Theodor Litt: Der deutsche Geist und das Christentum, vom Wesen einer geschichtlichen Begegnung, 1938, treffend herausgestellt.

[44]) Reden an die Deutsche Nation, 6. Rede (Gesamtausgabe 5. Bd. S. 456).

urteilung der deutschen Kaiserpolitik des Mittelalters gibt.[45]) Vielmehr sollte einmal der Anteil des Germanentums am Papsttum, seiner Geschichte und Idee, zusammenhängend gewürdigt werden. Was haben eigentlich die germanischen Stämme beigetragen, fördernd und helfend, hemmend und abwehrend? Wir sind geneigt, das deutsche Mittelalter als eine einzige große Gegenbewegung gegen den Einfluß aus dem Süden anzusehen.

Nun herrscht an Papstgeschichten, die unsern Zeitraum in den letzten Jahren behandelt haben, kein Mangel. Ich setze mit A. Cartellieris Werk ein, das freilich ein anderes Ziel als das oben bezeichnete hat.[46]) Denn es stellt den Aufstieg des Papsttums während der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts in den welt- und machtgeschichtlichen Rahmen hinein. Was in Rom geschah, das wird von den geschichtlichen Vorgängen im byzantinischen Reich, im abendländischen Imperium und in den anderen europäischen Staaten beleuchtet. Niemand hat bisher selbst die kleinsten Vorfälle in dieser Fülle und Weite dem großen Zusammenhang eingegliedert. Die Entscheidungen bewirken vornehmlich die äußeren Kräfte der Macht und Zahl. Es ist politische Geschichte, die Cartellieri schreibt. Hier werden die deutschen Vorgänge neben den anderen erwähnt — und dort in ihrer Wirkung für das Gesamtgeschehen. So ist der Untergang des angelsächsischen Königtums durch die Normannen in seiner Bedeutung für den Eintritt Englands in die Weltgeschichte dargestellt. Universalen Charakter trägt auch das sich durch Klarheit und Bestimmtheit auszeichnende Werk von K. Jäntere über die Beziehungen zwischen römischer Weltreichsidee und Papsttum, obwohl die Germanen: Ostgoten, Langobarden und Franken stark herangezogen werden.[47]) Denn Jäntere schildert die Entwicklung der römischen Weltreichsidee seit ihrer national-römischen Grundlegung unter Augustus über den kosmopolitischen Kulturstaat Marc Aurels bis zum orientalischen Despotismus des 4. und 5. Jahrhunderts. Notwendig fanden sich der christliche Universalismus und die Weltreichsidee. Doch damit nicht genug. Das Christentum formt diese Idee zu einem geschichtsphilosophischen Dogma von der Abfolge der Weltreiche. Daneben stellt J. das Hineinwachsen

[45]) Friedrich Schneider: Neuere Anschauungen der deutschen Historiker zur Beurteilung der deutschen Kaiserpolitik des Mittelalters [2], 1936.

[46]) Alexander Cartellieri: Der Aufstieg des Papsttums im Rahmen der Weltgeschichte 1047—1095, München, R. Oldenbourg 1936, 334 S. Lw. 16.50.

[47]) Kaarlo Jäntere: Die römische Weltreichsidee und die Entstehung der weltlichen Macht des Papstes, Turkn 1936, XXII u. 360 S. = Annales Universitatis Turknensis Series B, to 21.

des Papsttums in die Weltreichsidee dar. In der Gefahr, langobardische Bischöfe zu werden, wandten sich die Päpste an die Franken. Diese werden von dem Papsttum in eine Politik hineingezwungen, die einer ihnen durchaus fremden Ideologie entstammt. Hier ist also nicht von der Bedeutung der Germanen für das Papsttum, sondern des Papsttums für die Germanen die Rede. — Daneben tritt Seppelts Papstgeschichte, deren 3. Band von Gregor dem Großen bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts führt.[48]) Sie ist eine Sammlung von Papstviten, die ein guter Kenner der Quellen und der Literatur mit großer Sachlichkeit und Unbefangenheit gestaltet hat. Man findet hier keineswegs die typisch-katholische Beurteilung der Vorgänge. So liest man, daß für die Kaiserkrönung Karls des Großen nüchterne politische Erwägungen rein lokaler und persönlicher Art den Ausschlag gegeben haben. Naturgemäß steht bei einer solchen Sammlung von Papstviten Rom im Mittelpunkt, so daß die deutsche Kirchengeschichte nur so weit erreicht wird, als sie durch Rom gestaltet wird. Seppelt sieht eine tiefe Tragik darin, daß das Papsttum sich gegen seinen Retter, das deutsche Königtum, wenden mußte. Aber er meint, es konnte nicht mehr die Abhängigkeit ertragen, wie eine kaiserliche Eigenkirche behandelt zu werden, wenn es nicht die universale Idee aufgeben wollte. Neben dieser Geschichte der Päpste tritt in E. Caspars Werk, das durch den frühen Tod des Verfassers jäh unterbrochen ist, die Geschichte der Idee des Papsttums.[49]) Hier steht formend und schaffend die Papalidee des über den Männern, aus deren Handlungen sie widerhallt, nicht von Anfang an mit gleichlautem Klang, sondern mit steigender Stärke.[49]) Auch der 2. Band bringt in dieser Anlage keine Veränderung, wenn er auch, wie schon der Untertitel, das Papsttum unter byzantinischer Herrschaft, ausweist, kein frei auf sich gestelltes, unabhängiges Papsttum darstellt. Der Patriarch des Westens war damals in keiner beneidenswerten Lage. Erst Gregor II., dessen letzte Maßnahme der Schritt zu den Germanen war, leitet den Umschwung ein. Selbstverständlich muß ein solches Werk universal sein, und es kann nur im Rahmen der Geschichte der Idee auf die besonderen Beziehungen zu den germanischen Völkern eingegangen werden. Dabei aber zeigt es sich, welche Bedeutung die Angelsachsen für das Papsttum gewonnen haben. Caspar weist nach, daß die eigentliche Wiege

[48]) Franz Xaver Seppelt: Das Papsttum im Frühmittelalter. Geschichte d. Päpste vom Regierungsantritt Gregors des Großen bis zur Mitte d. 11. Jahrh. Leipzig, Hegner 1934. 445 S. 8° = Geschichte d. Papsttums. Bd. 2. Lw. 12.50; Subskr.Pr. 10.50.

[49]) Erich Caspar: Geschichte des Papsttums von den Anfängen bis zur Höhe d. Weltherrschaft. Bd. 2. Tübingen, Mohr 1933. gr. 8° Lw. 42.60.

des Nachruhms Gregors des Großen die britische Insel wurde. In diesem — von Rom aus gesehen — kirchlichen Neuland entwickelt sich ein besonderes Freundschaftsverhältnis zu Rom, wenn auch, wie Caspar fein beobachtet hat, dies keineswegs einen völligen Sieg Roms in England bedeutete, sondern die keltisch-irische Tradition blieb als Grundlage erhalten. Somit spricht er den Angelsachsen großen Anteil am Aufstieg des Papsttums zu. Aber die Idee, die Aufstieg und Sieg des Papsttums brachte, war nicht das Werk der Angelsachsen selbst. Darin besteht ein großer Unterschied zwischen Caspars und Hallers Darstellung. Letzterer hat schon vor dem Kriege auf die Bedeutung fränkischer Vorstellungen für die Papalidee aufmerksam gemacht.[50]) Sein Schüler Th. Zwölfer hat, darauf aufbauend, die Verbreitung der Petrusverehrung bei Angelsachsen und Franken untersucht und ist zu überraschenden Ergebnissen gekommen.[51]) Die germanischen Ideen von Dienst und Herrschaft, Treue und Gefolgschaft bemächtigten sich der Heiligenverehrung. Man sieht in Petrus den Scharführer, der seine Gefolgsmannen in der Himmelsburg sammelt. Zwölfer nennt als treffenden Ausdruck dieser Art des Petruskultes das wohl noch dem 9. Jahrhundert angehörende Petruslied:

Unsar trohtîn hât farsalt sancte Petre giuualt,
daz er mac ginerian ze imo dingenten man.
er hapêt ouh mit uuortun himilrîches portûn
dâr in mach er skerian den er uuili nerian.
Pittemês den gotes trût alla samant uparlût,
daz er uns firtânên giuuerdo ginâdên. (S. 154ff.)

Man kann ohne Übertreibung sagen, daß in diesen Forschungen der Ausgangspunkt von Hallers Auffassung der Papalidee liegt. Denn er sieht im Papsttum keine planmäßige Einrichtung. Vielmehr das alte an Rom gebundene Bischofstum, das in seiner Abhängigkeit von den byzantinischen Kaisern zugleich seine einzige Stütze hatte, wurde auf sich selbst gestellt, als die Langobarden die Herrschaft in Italien an sich rissen. Nach Hallers Meinung war dieser sog. Kirchenstaat ohne jede Zukunft. Da wurden seine Träger Gegenstand der Verehrung seitens der Germanen.

---

[50]) Johannes Haller: Die Karolinger und das Papsttum, Hist. Ztschr. Bd. 108, 1911 S. 38ff.; Das Papsttum, Idee und Wirklichkeit, bisher 1. Bd. und 2. Bd. 1. Hälfte, 1934/37; vgl. als Besprechung des 1. Bd. Erich Seeberg: Wer war Petrus? Ztschr. f. Kirchengesch. 53. Bd., 1934 S. 571ff. und Wilhelm Stapel: Das Papsttum eine germanische Idee, Deutsches Volkstum 1934 S. 709ff.

[51]) Theodor Zwölfer: Sankt Peter, Apostelfürst und Himmelspförtner, seine Verehrung bei den Angelsachsen und Franken, 1929.

Ihr Petrusglaube war die Grundlage des neuen Glaubens. Darnach ist das Papsttum als Idee und als Macht die Schöpfung der Germanen. Man müßte eigentlich mit gutem Recht in dem Sinn von einer Germanisierung der Papstkirche reden. Haller meint: Rom hat wenig, vielleicht gar nichts dazu getan, es hat die germanische Denkweise zunächst nicht einmal voll begriffen. Diese These gründet sich auf die radikal skeptische Haltung zur päpstlichen Tradition in der Alten Kirche. Kein altes Zeugnis bleibt unwiderlegt, kein römischer Bischof jener Zeit wird nicht seiner vermeintlichen universalen Bedeutung entkleidet. In diesem Punkt ist ein Vergleich zwischen Caspar und Haller sehr lehrreich. Berücksichtigt man, daß Cluny später das Papsttum aus dem Niedergang wieder emporgerissen hat, dann hat wiederum eine Macht von außen her in die Geschicke des Papsttums bestimmend eingegriffen. Aber gesiegt hat das Papsttum allein durch die von den Germanen herangebrachte Idee. Haller sagt: Daß die Gegner über keine gleich starke, gleichmächtige verfügten, hat ihre Niederlage entschieden. Spricht nicht dieses Geschichtsbild den Germanen bzw. den Deutschen Glaubensstärke und Glaubenstreue von höchster Stärke zu?

Papstgeschichte ist für lange Zeiten ein wesentliches Stück des allgemeinen Verhältnisses zwischen Staat und Kirche. Aber nicht für immer. Denn in den arianischen Staaten wurde den römischen Bischöfen jede Anerkennung versagt. K. Voigts großes Werk über Staat und Kirche bis zum Ende der Karolingerzeit behandelt das Problem in arianischen und katholischen germanischen Staaten.[52]) Im Hintergrund steht die Entscheidung: Rechtliche Germanisierung der Kirche oder rechtliche Romanisierung durch die Kirche. Unter den Germanen der Völkerwanderung ist die Kirche national begrenzt und durchdrungen. Es ist ein ausschließlich nationales Kirchentum — aus den Stammeskirchen werden Landeskirchen —. Die Fürsten haben stärksten Anteil an der kirchlichen Gesetzgebung. Die Landeskonzile finden unter starker Beteiligung der Laien statt. Bezeichnend ist auch — wie Voigt sagt — die völlige Vermischung von staatlicher Gesetzgebung und Beschlußfassung über die kirchlichen Angelegenheiten auf diesen Versammlungen. Das alles bedeutet germanische Übung, mag auch in einzelnen Verfügungen römischer Einfluß kenntlich werden. Darin ist auch die Herrschaft der Kirche über das Volk begründet. Unter den frühen Karolingern hat sich daran nichts geändert. Es fehlt völlig die Vorstellung des Gegensatzes zwischen Staat und Kirche, was sich dann unter

[52]) Karl Voigt: Staat und Kirche von Konstantin dem Großen bis zum Ende der Karolingerzeit. Stuttgart, W. Kohlhammer 1936 (X, 460 S.), 8°, 16.— RM.

den Nachfolgern Karls des Großen durch die Herrschaftsansprüche von Papst und Bischöfen gänzlich ändert. Kirchenrechtliche Fragen werden auch durch die Klostergründungen aufgeworfen. Leo Ueding, der die frühe Merowingerzeit behandelt, hat letzte Anregungen von Ulrich Stutz empfangen, der die Germanisierung des Kirchenrechtes stark in den Vordergrund gerückt hat.[53]) Das fränkische Mönchtum des 6. Jahrhunderts, das im Unterschied vom orientalischen sich am kirchlichen Leben beteiligt, zeigt im Drängen nach Gemeinschaft germanischen Geist. Leider lassen sich nicht allzu viel Angaben machen, wie weit Germanen selbst an den Klostergründungen beteiligt sind. Denn das Gebiet, in dem diese Klöster gegründet wurden, war stark romanisiert. Ist das vielleicht der Grund, warum aus jener Zeit sich auch nicht ein einziges Eigenkloster nachweisen läßt? Klostergründungen führen auf das jetzt weltanschaulich scharf umstrittene Gebiet der Askese. Leider fehlt noch immer eine Geschichte der Askese im Frühmittelalter. Gerade hierin sind diejenigen, die der Materie völlig entfremdet sind, zu Verallgemeinerungen geneigt. Das Frühmittelalter bildet die Peregrinatio propter Christum, d. h. die asketische Heimatlosigkeit, aus, ohne die wir uns die Christianisierung Deutschlands kaum vorstellen können.[53a]) Aber welcher Unterschied des gleichen Ideals bei Iren und Angelsachsen! Bei den einen herrschen individualistisch-egoistische Motive, die ganz auf den Leistungsgedanken der Werkgerechtigkeit abzielen, bei den andern geschieht jedes Fernsein um geistiger Bildung oder seelischer Bereicherung willen, ganz zu schweigen von der Verbindung der Idee mit der Missionsforderung. Auch hier wiederum die völkische Abwandlung einer universalen Idee.

Aber die besonderen Umstände des Übertritts erlauben nicht, die Zeit der inneren Aneignung des Christentums aus dem Problemkreis auszuschalten. Die germanischen Stämme empfingen das Christentum durch Vermittlung ihrer Fürsten als Staatsreligion. Gerade dadurch wurde der einzelne zur inneren Auseinandersetzung gezwungen. Gewiß, er konnte sich nicht gegen die Entwicklung stemmen, wohl aber diesem Geschehen seinen besonderen Inhalt geben. Nach dem Übertritt setzt die Zeit der seelischen Aneignung ein, die nur volksgebunden sein kann. Wiederum sind wir für diesen Prozeß nur auf literarische Zeugnisse angewiesen, die in zwei Gruppen zu scheiden sind. Wohl stammt

---

[53]) Leo Ueding: Geschichte der Klostergründungen der frühen Merowingerzeit. Berlin, Ebering 1935. VII, 288 S. gr. 8° = Historische Studien. H. 261. 10.80 RM.

[53a]) Hans von Campenhausen: Die asketische Heimatlosigkeit im altkirchlichen und frühmittelalterlichen Mönchtum, 1930.

dieses Schrifttum fast ausschließlich von Geistlichen und aus Klöstern, aber man wird dem freien dichterischen Schaffen ganz andere Bedeutung beimessen als der rein theologischen Fachliteratur, die in den ersten christlichen Zeiten Deutschlands der Originalität entbehrt. Natürlich nicht immer, wie der Fall Gottschalk zeigt. Für die Dichtung gilt Goethes unvergängliches Wort:

Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.

Die Antwort eines Dichters auf die an ihn herangebrachten religiösen Stoffe ist sein Erlebnis, das nicht erzwungen werden kann. So rückt die deutsche Dichtung der Karolingerzeit in den Vordergrund. Vor allem aber wendet sich dem Heliand, dem altsächsischen Volksepos vom Leben Christi, die Aufmerksamkeit zu.[54]) Die sächsische Heimat, in die das Leben Jesu übertragen ist, das germanische Gefolgschaftsverhältnis zwischen Christus und seinen Anhängern, dem Gefolgsherrn und seinen Recken, die deutschen Gefühlswerte in Familiensinn und Mütterlichkeit, in der Sehnsucht nach Licht und in der Hingabe an die große Natur, die Freude an Kampf und Sieg — dies alles macht neben vielen anderen Dingen das altsächsische Epos so volksnah und urdeutsch. Aber es ist eine verfehlte Methode, wenn man auf Grund des konstruierten deutschen Wesens zwei Seiten im Heliand unterscheidet, die christliche und die germanische.[55]) Vielmehr muß mit aller Entschiedenheit der Tatsache Rechnung getragen werden, daß der Verfasser an den christlich-ethischen Werten nichts abbricht. Er spricht von Demut, freilich nicht in jenem

[54]) Die Literatur darüber ist gewaltig angestiegen. Ich greife heraus: Hermann Wicke: Das wunderbare Tun des heiligen Krist nach der altsächsischen Evangelienharmonie, eine Einführung in das Verständnis des Heliand, 1935; Hulda Göhler: Das Christusbild in Otfrieds Evangelienbuch und im Heliand, Ztschr. f. deutsche Philologie 59. Bd., 1935 S. 1ff.; Herbert Preisker: Deutsches Christentum, die neutestamentlichen Evangelien im altdeutschen Heliand, 1934; Walter Köhler: Das Christusbild im Heliand, Archiv f. Kulturgesch., 26. Jg. 1936 S. 265ff.; L.Wolff: Germanisches Frühchristentum im Heliand, Ztschr. f. Deutschkunde, 49. Jg. 1935 S. 37ff.; H. Doerries: Heliandfragen, Ztschr. d. Gesellsch. f. Nieders. Kirchengesch., 40. Jg. 1935 S. 5ff.; W. Krogmann: Die Heimatfrage des Heliand im Lichte des Wortschatzes, 1937.

[55]) Arno Mulot: Frühdeutsches Christentum, die Christianisierung Deutschlands im Spiegel der ältesten deutschen Dichtung, 1935 (vgl. Walter Baetke: Germanische Religion, Sachsenbekehrung und frühmittelalterliches Christentum, Ztschr. f. Kirchengesch. 3. F. 6. Bd., 1936 S. 322ff.).

Zerrbild von Selbsterniedrigung und Selbstaufgabe, sondern im Sinn des gottesfürchtigen und vertrauensvollen Beugens unter Gottes Willen; er beseitigt ebensowenig die Seligpreisungen, da gerade die Größe der Forderungen, wie schon Boehmer sagt, die Gefolgsmänner reizt, ihn zum drythen zu wählen. Es ist ebenso eindeutig, daß Leben und Tod Christi als einziger großer Kampf gegen Teufel und Dämonen gesehen werden, und hinter aller Armut und Niedrigkeit, hinter Leiden und Trost steht das siegreich erstehende Gottesreich, das der Auferstandene vollendet. Da herrscht keine dogmatische Theorie vom Tode Christi, an dessen universaler Bedeutung jedoch nicht gerüttelt ist. Da ist nichts verschwiegen oder gar geändert, aber die Deutung ist die eigene Tat der volksgebundenen Seele, deren Bildersprache stets einer bestimmten Zeit angehört. Gerade darin sehe ich noch eine besondere Aufgabe. K. D. Schmidt[56]) und H. Lother[57]) sind den verschiedenen Gestaltungen und Färbungen des Christusbildes bei den einzelnen germanischen Stämmen nachgegangen. Da hat man Unterschiede entdecken, aber zugleich auch eine höhere Einheit feststellen müssen. Vielleicht öffnet sich hier ein Weg, aus den zeitlichen und örtlichen Bedingungen zu dem reinen Anliegen der germanischen Seele vorzustoßen. Natürlich darf bei der Feststellung des Allgemeinen und Gemeinsamen die historische Abhängigkeit nicht übersehen werden. Man denke bloß an die Bedeutung der sehr umfangreichen religiösen Epik und Lyrik der Angelsachsen für Deutschland.

Es kann nun nicht meine Aufgabe sein, die altdeutsche Dichtung auf ihren christlich-germanischen Gehalt zu prüfen. Auch darüber liegen mehrere Arbeiten aus der letzten Zeit vor. Vielmehr wird man überhaupt der deutschen Dichtung des Mittelalters eine ganz andere Stellung in der Glaubensgeschichte unseres Volkes einräumen müssen, als es bisher geschehen ist. Von germanistischer Seite ist diese Aufgabe bereits sehr gefördert worden. Hans Dittmar stellt die Umgestaltung des Christusbildes durch die Kluniazenserbewegung dar.[58]) Es ist einleuchtend, daß das gesteigerte Sündengefühl mit seiner Angst und Furcht nach dem Erlöser verlangt. Deshalb muß die karolingische Tradition des mächtigen Christuskönigs allmählich dem Bild des duldenden Erlösers weichen. Der Typus des Schmerzensmannes

[56]) Kurt Dietrich Schmidt: Das Christusbild der Germanen, Allgem. Ev.-luth. Kirchenzeitung, 68. Jg. 1935 Sp. 848ff., 876ff., 897ff., 924ff.

[57]) Helmut Lother: Die Christusauffassung der Germanen, 1937 (vgl. Walter Baetke: Religion, Bekehrung u. Frühchristentum der Germanen, Ztschr. f. Kirchengesch. 3. F. 7. Bd. 1937 S. 605ff.

[58]) Hans Dittmar: Das Christusbild in der deutschen Geistlichendichtung der Cluniazenserzeit, Diss. Phil. Erlangen 1934.

taucht auf. Dieser Vorgang bedingt eine starke Subjektivierung der Frömmigkeit. Dittmar sagt treffend: „Die weltgeschichtliche Bedeutung des Todes Jesu tritt zugunsten einer subjektiven Bezogenheit zurück". Diese Arbeit Dittmars ist vorbildlich für gleiche Untersuchungen. Übrigens entspricht sein Ergebnis der Entwicklung des Christusbildes in der deutschen Kunst. Man vergleiche einmal die von Hans Preuß gut ausgewählten Bilder in seinem weitverbreiteten Buch über das Bild Christi im Wandel der Zeiten.[59]) Man lasse als Beispiel der altdeutschen heldischen Christusauffassung das Christusbild des Stuttgarter Psalters auf sich wirken: Christus im Panzerhemd, die Sturmhaube auf dem Kopf, der Schultermantel flattert im Winde, erlegt mit der Lanze den Drachen, und stelle daneben das Bild des göttlichen Dulders aus der Wechselburger Kreuzigungsgruppe, die freilich schon dem Anfang des 13. Jahrhunderts angehört.

An Dittmars Arbeit schließt sich zeitlich eine Untersuchung von G. Schmid über den Zusammenstoß zwischen christlichem und germanischem Ethos in der vorhöfischen Geistlichendichtung an.[60]) Im Rolandlied verbindet sich der religiöse Idealismus Clunys mit dem Heroismus germanischen Reckentums. Eindringlichst sind hier die Nachweise erbracht, wie sich beide Größen befruchten und bereichern. Aber als sich dieser Bund in der Spielmannsdichtung löst, da verfallen beide Größen, da ein einheitliches Wertsystem verloren geht. Es ist bezeichnend, daß in dieser Zeit die Erscheinung des „listigen" Ritters aufkommt und der Abenteurer beliebt wird. Damit kommen wir zur höfischen Dichtung selbst, deren Gottesbild von B. Schwarz untersucht worden ist.[61]) Doch hier sind die Schwierigkeiten gewaltig. Man steht immer wieder unter dem Eindruck, daß in dieser höfisch-ritterlichen Blütezeit Gott — wie man gesagt hat — zum Diener des gesellschaftlichen Niveaus wird. Wie soll man denn die bezeichnenden Worte Gottfrieds von Straßburg deuten:

Er ist inn, swie so man wil,

---

[59]) Hans Preuß: Das Bild Christi im Wandel der Zeiten. 137 Bllder auf 112 Taf. ges. u. mit e. Einf. sowie mit Erläuterungen versehen, 3. u. 4., neubearb. Aufl. Leipzig, Deichert 1932. 148 S. gr. 8°. 3.80, geb. 4.80, in Mappe 5.— RM. Vgl. auch den einschlägigen Abschnitt aus Hans Preuß: Die deutsche Frömmigkeit im Spiegel der bildenden Kunst, von ihren Anfängen bis zur Gegenwart dargestellt, 1926.

[60]) Gertrud Schmid: Christlicher Gehalt und germanisches Ethos in der vorhöfischen Geistlichendichtung, 1937 = Erlanger Arbeiten zur deutschen Literatur Nr. 9.

[61]) Bertha Schwarz: Das Gottesbild in höfischer Dichtung, Diss. Phil. Frankfurt 1933.

oder die anderen:

da wart wol goffenbaeret
und al der werlt bewaeret,
daz der vil tugenthafte Crist
wintschaffen alsn ein ermel ist.?

Schwarz lehnt den ironisch-negierenden Sinn dieser Worte ab und glaubt als Meinung Gottfrieds sagen zu dürfen: „Dieser Gott ist unser, er hat sich der ganzen Zeit geneigt, ihr gehört er. Sie kann ihn nun formen, wie sie ihn will." Aber ist die Auffassung tatsächlich für jene ganze Zeit bezeichnend? Neben Gottfried von Straßburg steht Wolfram von Eschenbach. Die feine Deutung Parzivals durch Karl Weidel läßt das Idealbild des christlichen Ritters erstehen, der die Sitte seines Standes durchbricht, seinen Eigenwillen überwindet und sich dem göttlichen Willen unterwirft. Weidel sagt: „Parzivals Wille hat nur an Tiefe gewonnen, weil er es gelernt hat, daß nicht schon die bloße Vergeudung der Willenskraft in zwecklosem, inhaltsleerem Tun ein Wert ist, sondern nur das Einsetzen dieser Kraft für hohe, sittliche und menschliche Ziele. Nun erst ist er reif geworden, die höchste irdische Würde zu erhalten: die des Gralskönigs. Und indem sich für Wolfram in dieser Würde die beiden höchsten Menschheitsideale dieser Zeit: das des Ritters als des Sinnbildes kraftvoller, männlichster Diesseitigkeit, und das des Priesters, als des Sinnbildes tiefster, gottverbundener Innerlichkeit, vereinen, gibt er damit seinem Werke den tiefsymbolischen Gehalt einer die beiden in seiner Zeit ganz besonders hart miteinander ringenden Kräfte des Germanentums und Christentums verbindenden Einheit."[62]) Man kann in diesem Zusammenhang an die schöne Arbeit von Erich Vogelsang über die beiden Begriffe Ehre und Liebe erinnern.[63]) Er vergleicht das Rittergelübde mit dem Gefolgschaftsgedanken. Im Gelöbnis des Ritters wird die Idee der Ehre durch die Forderung der Liebe gewandelt. Unser heutiger Sprachgebrauch kennt ja den Ausdruck des ritterlichen Helfens und Schützens. Vogelsang deutet Parzival von diesen beiden Ideen der Ehre und Liebe aus: Ehre ohne Liebe macht sich schuldig, und: Leid und Schuld kommen über den Menschen von Gott, damit Hochmut und Lieblosigkeit gebrochen werden.

[62]) Karl Weidel: Germanentum und Christentum, ihre Spannung und ihr Ausgleich in der deutschen Geistesgeschichte, 1937 S. 37.

[63]) Erich Vogelsang: Ehre und Liebe, ein Beitrag zur inneren Auseinandersetzung von Deutschtum und Christentum. Deutsche Theologie 1. Jg. 1934 S. 89ff. — Vgl. Hans Naumann: Der staufische Ritter, 1936 = Meyers Kleine Handbücher. Es handelt sich bei ihm um die Deutung des christlichen deutschen Ritters aus der höfischen Dichtung heraus. Ob dabei nicht das Germanische überbetont ist?

Arbeiten über die religiöse Spruchdichtung des 13. Jahrhunderts[64]) und den christlichen Charakter des frühen Meistergesangs runden das Bild ab.[65]) Eine andere Untersuchung, die die Religionsgespräche der deutschen erzählenden Dichtung auf ihre religiösen Stoffe hin behandelt, scheint mir noch besondere Aufmerksamkeit zu verdienen.[66]) Da ist doch sehr auffallend, welche Bedeutung noch dem Machtgedanken in der Gottesvorstellung zukommt. Gewiß stehen daneben trinitarische und christologische Fragen. Es wird auch das soteriologische Problem behandelt, aber die Idee: Christus als siegreicher Kämpfer und Bezwinger des Teufels und der Dämonen herrscht vor und damit wird die Grundanschauung des Heliand bewahrt.

Unter den Dichtwerken nehmen die kirchlichen Gesänge und Lieder einen bevorzugten Platz ein. Die Frage, was das Germanentum zur Liturgie der mittelalterlichen Kirche beigetragen hat, gehört als wichtiges Stück in jede Abhandlung über Germanisierung oder Romanisierung der deutschen mittelalterlichen Kirche. Leider steht die Reihe: Geistliche Dichtung des Mittelalters in dem großen Sammelwerk Deutsche Literatur noch in den ersten Anfängen. Der einzige bisher erschienene Band bringt eine geistliche Dichtung des 14. Jahrhunderts.[67]) Bei den liturgischen Gesängen handelt es sich natürlich um lateinisch geschriebene Dichtungen. Aber sind die Dichter deutsch? J. van Acken übersetzt lateinische Hymnen und Sequenzen aus der Zeit 600—1150.[68]) Da trifft man neben dem Gut unbekannter Verfasser vor allem Alkuin, Hrabanus Maurus, Walahfried Strabo, Notker Labeo u. a. Da taucht in einem Christushymnus wiederum das Bild vom kämpfenden und siegenden Christus auf, da steht das Bekenntnis zu einem tapferen, arbeitssamen Leben, da entwirft Alkuin das wunderbare Bild vom Menschen, der das Bildnis des Schöpfers in sich trägt. Nirgends ist die Spur des Gebrochenseins oder auch nur des seelischen Wankens bei diesen germanischen Männern festzustellen. Bei allen hat der Wille zum Leben durch die christlichen Ideen an Kraft und Stärke zugenommen.

---

[64]) Hans Diesenberg: Studien zur religiösen Gedankenwelt in der Spruchdichtung des 13. Jahrh., Diss. Philos. Bonn 1937.

[65]) Bert Nagel: Der frühe Meistersang und das Christentum, Germanisch-Romanische Monatsschrift, 23. Jg. 1935 S. 348ff.

[66]) Elisabeth Schwenkheld: Die Religionsgespräche der deutschen erzählenden Dichtung bis zum Ausgang des 13. Jahrh., Diss. Philos. Marburg 1930.

[67]) Friedrich Maurer: Die Erlösung, eine geistliche Dichtung des 14. Jahrhunderts, 1934 = Deutsche Literatur Reihe Geistliche Dichtung des Mittelalters Bd. 6.

[68]) J. van Acken: Germanische Frömmigkeit in liturgischen Hymnen, 1937.

Daneben ist Hugo Dausend dem germanischen Einfluß in der Liturgie der mittelalterlichen Kirche nachgegangen.[69]) Bekannt sind die liturgischen Bestrebungen im Karolinger Reich, die von Rom aufgenommen und damit für die Gesamtkirche nutzbar gemacht werden. Aber wichtiger als dieser liturgische Austausch zwischen Rom und dem Frankenreich, der doch nur Ausfluß der politischen Führerstellung der Karolinger ist, ist der Nachweis von germanischer Sitte in kirchlichen Bräuchen aller Art. Da hört man, daß sich die Fußwaschung am Gründonnerstag zuerst bei den Westgoten findet, oder das Händefalten beim Gebet bei der Treueidleistung des Vasallen vorkommt. Entweder lassen sich analoge Vorbilder aus dem germanischen Leben nachweisen oder das erste Aufkommen dieses oder jenes Brauches ist in den germanischen Kirchen feststellbar. Auch hier bleibt das Bild dasselbe: die Germanen nehmen nicht etwa alles ergeben und unterwürfig hin, sondern ihr Denken und Wollen gestaltet und arbeitet mit an dem Bau der mittelalterlichen Kirche — also findet hier lebendigster Austausch statt.

Alle diese vor allem von germanistischer Seite geförderten Arbeiten bestätigen die schon oben gewonnene Erkenntnis, daß das Zusammentreffen von Germanentum und Christentum zu Unrecht eingeengt wird, wenn man sich an die paar Ereignisse der Missionsgeschichte klammert. Letztlich geht es um die Wiedergabe des Werkes, das man kennengelernt und empfangen hat. Geistlose Nachahmung würde bedeuten, daß das Christentum tatsächlich die stürmisch quellenden Kräfte dieser jugendfrischen Völkerschaften gebrochen hätte. Wäre tatsächlich das Mittelalter nichts weiter als die Romanisierung der germanischen Stämme, dann wäre über das Christentum von deutscher Seite das letzte Wort gesprochen. Aber die Kulturgeschichte des Mittelalters fällt ein anderes Urteil. Wenn einmal die Vorarbeiten auf literar- und kunstgeschichtlichem Gebiet vorgeschritten sind, dann wird sich unter Aufnahme der theologiegeschichtlichen Erkenntnisse eine Geschichte des christlich-deutschen Glaubens schreiben lassen. Hans von Schuberts schon genanntes Buch ist ein verheißungsvoller Anfang. Man kann bereits jetzt sagen: die Hingabe des Germanen an das Christentum drängt ihn zum eigenen impulsiven Erleben[70]) und zum ewigen Gestalten seiner

[69]) Hugo Dausend: Germanische Frömmigkeit in der kirchlichen Liturgie, 1936 = Lex aeterna, Religiöse Bausteine.

[70]) Das Subjektiv-Erlebnismäßige und den Sinn für das Dynamische und Konkrete arbeitet Ildefons Herwegen: Antike, Germanentum und Christentum als Wesensinbegriff des Germanen heraus und stellt dieser Haltung das Wesen der Antike und des Katholisch-Christlichen gegenüber. Eine Fülle feiner Beobachtungen macht diese Schrift besonders wertvoll (Salzberg-Leipzig: Anton Pustet 1932, 80 S.).

Seele an dem Wesentlichen der christlichen Botschaft, entsprechend den Bedingungen der jeweiligen Zeit. Der Kern bleibt. Aber Werktreue ist nicht Buchstabentreue. Wenn es anders wäre, dann gäbe es wohl eine Geschichte der Kirche, aber nicht eine Geschichte des Christentums auf germanischem Boden.

Breslau. Hans Leube.

Abgeschlossen am 1. X. 1938.

GESCHICHTE DER MATHEMATIK UND DER NATURWISSENSCHAFTEN

Nach dem Beschluß des Internationalen Kongresses für Geschichte der exakten Wissenschaften und der Technik (Juni 1931 in London) sollte 1934 eine feierliche Zusammenkunft in Berlin stattfinden.[1]) Inzwischen kam in Deutschland die politische Umkehr, die Herrn Aldo Mieli, den ständigen Sekretär der Internationalen Akademie für Geschichte der Wissenschaften, veranlaßte, Deutschland abzulehnen.[2]) Herr Mieli kennt Deutschland und verdankt nach seinen eigenen Worten der deutschen Wissenschaft sehr viel. So schrieb er zum Andenken an Wilh. Ostwald: „Angezogen von seinem Ruf las ich seine Werke und ging nach Leipzig, um in seinem Laboratorium die physikalische Chemie zu studieren, und bald wurde ich von seinen historischen Arbeiten gepackt, die mich in gleicher Weise und zur selben Zeit beeinflußten wie die des großen Mach. Vielleicht sind es diese beiden Menschen, die im wissenschaftlichen Sinn den größten Einfluß auf mich ausgeübt haben. In dieser Zeit fängt auch meine eigentliche historische Arbeit an. Im Augenblick des Hinscheidens eines der beiden großen Meister (der andere entschwand uns, während eine toll gewordene Menschheit sich ohne einen vernünftigen Zweck gegenseitig ermordete) sei es mir gestattet, noch einmal auszusprechen, wieviel ich Ostwald und Mach verdanke und mit welcher Verehrung ich ihr Gedächtnis im Herzen bewahre."[3]) Nach diesem Bekenntnis dürfen wir hoffen, daß der Groll wieder verrauchen wird oder inzwischen schon verflogen ist. Immerhin besteht nach wie vor eine beträchtliche Schwierigkeit sich zu verständigen, denn es ist nicht leicht, aus-

[1]) Archiv f. Kulturgesch. XXIV (1933), 110.

[2]) Brief vom 7. Mai 1933 an Prof. Francisco Vera; öffentlich bekanntgegeben in dem einladenden Rundschreiben der Spanier vom 21. Juni 1934.

[3]) Archeion **14** (1932), 163.

ländische Bücher und Zeitschriften zu erhalten. Deshalb werden die Leser dieses Berichtes hoffentlich seine Unvollständigkeit verzeihen.

Zeitschriften:

Charakteristisch für die verschiedene Anteilnahme an geschichtlichen Fragen auf den Gebieten der Mathematik und der Naturwissenschaften ist die Zahl und die Auflagenhöhe der einschlägigen Zeitschriften in den einzelnen Ländern. Im Ausland nimmt die Zahl der Zeitschriften und ihrer Bezieher ständig zu, während in Deutschland regelmäßig erscheinende Blätter sich kaum halten können; ihre Zahl ist seit dem letzten Bericht[4]) nicht vermehrt worden. Der „Proteus" der Rheinischen Gesellschaft für Geschichte der Naturwissenschaften, Medizin und Technik, dessen zweiter Band 1937 erschien (der erste 1931), ist nicht als Zeitschrift gedacht; er bringt Verhandlungsberichte und Abhandlungen, die Zeugnis ablegen über die Tätigkeit der Gesellschaft. Sudhoffs Archiv hat seit 1934 sein Arbeitsgebiet erweitert, es heißt jetzt „Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, zugleich Fortsetzung der zoologischen Annalen".[5]) — „Lychnos"[6]) nennt sich das vorzüglich ausgestattete Jahrbuch der Schwedischen Gesellschaft für Geschichte der Wissenschaften, das seit 1936, gestützt auf eine beneidenswert stattliche Schar von Mitgliedern, Beiträge in verschiedenen Sprachen bringt, vorwiegend zur Geschichte der Naturwissenschaften und der Medizin. — A. Rey hat an der Universität Paris ein Institut für Geschichte der Wissenschaften gegründet, das seit 1935 ebenfalls ein Jahrbuch herausgibt.[7]) — Höchste Flut andringenden Stoffs hat dazu geführt, daß die „Isis", die George Sarton 1913 ins Leben gerufen hatte, im Jahre 1936 ein Geschwister „Osiris" bekam.[8]) Osiris ist für größere Aufsätze über geschichtliche Fragen bestimmt, während die Isis sich mehr und mehr auf kurze Berichte beschränkt. — Erstaunlich ist die Tatsache, daß sogar für ein weit vom Zeitgeschehen abliegendes Sondergebiet, wie die Geschichte der

[4]) Archiv f. Kulturgesch. XXIV (1933), 110.

[5]) Geheimrat Sudhoff ist am 8. Oktober 1938 gestorben.

[6]) Lychnos. Lärdomshistoriska Samfundets Årsbok. Uppsala och Stockholm, Almqvist & Wicksells Boktryckeri A. B.

[7]) Thalès. Recueil annuel des travaux de l'Institut d'histoire des sciences et des techniques de l'université de Paris. Paris, Félix Alcan. Direktor des Instituts ist Abel Rey.

[8]) Osiris. Studies on the history and philosophy of science and on the history of learning and culture. Edited by George Sarton. Bruges (Brüssel), Saint Catherine Preß.

Alchemie es ist, eine eigene große Gesellschaft mit einer umfangreichen Zeitschrift „Ambix“[9]) gegründet worden ist.

Aberglauben und Mystik.

Vielleicht ist manches Mitglied der erwähnten Gesellschaft nicht aus rein wissenschaftlichen Gründen ihr Gefolgsmann, sondern geleitet von dem geheimen Wunsch, es möchte doch etwas Wahres und Brauchbares in den alten Zauberbüchern stecken. Wir dürfen nicht vergessen, daß auch in den modernen Kulturstaaten die Herrschaft des Aberglaubens nicht gebrochen ist. Mystiker finden immer wieder eine andächtige Gefolgschaft. Wie erschreckend leichtgläubig und unbelehrbar die Menschen sind, haben wir an Josef Weißenberg, Therese Neumann, Zeileis, Franz Tausend, Krishnamurti und anderen gefährlichen Gestalten erlebt, über die Rudolf Olden ein Buch zusammengestellt hat: „Propheten in deutscher Krise. Das Wunderbare oder die Verzauberten“.[10]) Man darf nicht glauben, daß nur die Ungebildeten sich narren lassen oder als Narren auftreten, selbst Hochschullehrer werfen Bücher auf den Markt, über die man nur bedauernd den Kopf schütteln kann. Für einen so schweren Vorwurf ist ein Beweis unumgänglich, aber ein Beispiel muß genügen: Otto J. Hartmann, ursprünglich ein Biologe von Fach, a.o. Prof. an der Universität und Technischen Hochschule Graz, spann seine krausen Gedanken, die in einem Bericht über eins seiner Bücher als „magisches Denken auf dem Grunde philosophischer Bildung“ bezeichnet wurde, in einem neuen Bande weiter: „Erde und Kosmos. Eine philosophische Kosmologie.“[11]) Er will darin „im Sinne der »Lehrlinge von Sais« (Novalis) dem antlitzhaften Ausdruck geistiger Wirklichkeiten“ nachspüren; er beruft sich oft auf Rudolf Steiner unseligen Angedenkens, auf R. Eisler, E. Swedenborg, Schelling und ähnliche Wirrköpfe. Dementsprechend ist das Buch von der ersten bis zur letzten Seite ausgekochter Unsinn. Ich gebe als Beweis einige der von Hartmann gesperrt gedruckten Sätze: „Das alltägliche Ichbewußtsein ist nur der Widerschein des »Sternen«Ich am Erdenkörper“ (S. 74). „Ist das Gestein das Grab des Göttlichen, so das Feuer sein unmittelbar wirkendes Antlitz“ (S. 117). Über die menschliche Haut erfahren wir: „Die Haut ist im strengsten geometrischen Sinne die durch einen Mittelpunkt hindurchgezogene Weltperipherie“ (S. 269). Was meinen die Biologen dazu? Was die Mathematiker? Was

[9]) Ambix. The Journal of the Society for the Study of Alchemy and early Chemistry. Editor: F. Sherwood Taylor. London E. C. 4, Bream's Building, Chancery Lane.

[10]) Berlin 1932, Ernst Rowohlt.

[11]) Frankfurt a. M. 1938, Vittorio Klostermann.

ist eine „negative Kugel"? „Bei letzterer liegt der Mittelpunkt nicht innerhalb der umhüllenden Fläche, sondern in der unendlichen Weltperipherie, und die Radien strahlen von dort gegen eine konkave, nach innen zu gelegene Grenzfläche" (S. 81). — Wer über solch wunderliches Kauderwelsch erschrickt, der lasse sich durch v. Negelein † „Weltgeschichte des Aberglaubens" zweiter Band „Haupttypen des Aberglaubens"[12]) belehren: „Man will sich fortreißen lassen vom Geistlichen, vom Demagogen, vom scheingelehrten Bauernfänger; aber man will beileibe nicht denken. Jeder Blick in eine Tageszeitung lehrt dies. Noch nie ist unter den hunderttausend Geheimmitteln, die den Markt überschwemmen, ein einziges angepriesen worden, das den Verstand schärfen soll. Würde es jemand erfinden und feilbieten, er müßte auf offener Straße verhungern. Dagegen ist zu seiner Lähmung kein Mittel zu teuer. In unseren Großstädten werden Morphium, Kokain zum Mehrhundertfachen der Erzeugerpreise vertrieben, der Schnaps hat sich siegreich behauptet" (Vorwort S. XI).[12a]) Von Negelein schildert in seinem nachgelassenen Werk den ägyptischen, den babylonischen, den palästinensischen, den römisch-griechischen, den germanischen, den ugrofinnischen und den samojedischen Aberglauben. Sein Gesamturteil ist niederdrückend: Die Weltgeschichte des Aberglaubens zeigt kein Aufwärtssteigen, keinen Menschheitsfortschritt, „die Masse braucht eben ihre Schamanen" (S. 398). Trotzdem glaubt er an den schließlichen Sieg der Idee, „der freudigen Hingabe des Besten, Vollendetsten, Erhabensten an ein weltbefreiendes Ziel" (S. 440).

Philosophie und Naturwissenschaft.

Halb mystisch halb naturphilosophisch ist das streng kirchengläubige Buch von Rhaban Liertz: „Die Naturkunde von der menschlichen Seele nach Albert dem Großen".[13]) Liertz ist Arzt, also naturwissenschaftlich geschult. Er ist überzeugt, daß „sich weder die menschliche Seelenkunde noch die Lehre vom Menschen überhaupt nur naturwissenschaftlich darstellen" läßt (S. 22). Er will das heutige Lehrgebäude festigen und er-

[12]) Berlin u. Leipzig 1935, Walter de Gruyter & Co.

[12a]) Vermutlich wird auch Robert Henseling mit seinem geistvollen Buch „Umstrittenes Weltbild" [Leipzig 1939, Ph. Reclam jun.] wenig erreichen, wenn er auch noch so geschickt die Irrtümer der Astrologie, der Welteislehre und der Geozentrik (Erdgestalt und Erdmitte) widerlegt und ihre Ursachen aufdeckt. Trotz des einwandfreien Nachweises, daß Kepler den Tod Wallensteins nicht vorausgesagt hat, und daß er die Astrologie ablehnte, wird der Unsinn wie eine ewige Krankheit weitergeschleppt werden, weil die Gläubigen gar nicht belehrt sein wollen.

[13]) Köln 1933, J. P. Bachem G. m. b. H.

neuern, indem er zurückgreift „auf die echte Naturkunde von der menschlichen Seele, wie wir sie aus den Werken Alberts sammeln konnten". — Es ist bemerkenswert, daß Walter Goetz in seiner Abhandlung über „Die Entwicklung des Wirklichkeitssinnes vom 12.—14. Jahrhundert"[14]) Albertus Magnus in erster Linie unter denen nennt (S. 50), die für die Entwicklung des beobachtenden naturwissenschaftlichen Sinnes im Abendland führend waren. — Katholisch strenggläubig wie Liertz ist auch Franz Schnabel, der die Geschichte der Erfahrungswissenschaften und der Technik während des 19. Jahrhunderts[15]) mit bewundernswertem Verständnis geschrieben hat, ohne selbst in einem ihrer Gebiete Fachmann zu sein. Sein Buch ist von der Erkenntnis beherrscht, daß die Naturwissenschaften auf dem breiten und festen Grunde der Tatsachen aufgebaut werden müssen, und daß die Naturphilosophie zu Beginn des Jahrhunderts jeden Fortschritt gehemmt hat. Zwar neigt Schnabel im Grunde seines Herzens zum naturphilosophischen Denken, weil es „daran gewöhnte, stets den Blick auf das Ganze zu richten, das vom exakten Verfahren Zerstückelte zu binden und die Lücken zu einer Einheit zu schließen" (S. 174), aber er zeigt unerbittlich „die Gefahr, daß man sich mit der Annahme der alle Phänomene erklärenden Kraft begnügte" (S. 197). Schnabel spricht von einer Schicksalsfrage des deutschen Geistes, ob es ihm gelingt, die übernommenen, in Westeuropa ausgebildeten exakten Methoden erfolgreich weiter zu entwickeln und trotzdem „den ihm eigentümlichen Sinn für das Ganze zu bewahren, so daß dann vom Ganzen aus auch das Einzelne wieder klarer und tiefer erfaßt werden" kann (S. 206). Wir stehen in einer Zeit, in der diese Frage ernst denkende Menschen lebhaft bewegt. — Besonders erfreulich ist der Sinn für das Ganze, die Fähigkeit der Zusammenschau, bei Bernhard Bavink[16]) ausgeprägt, der in seinem wiederholt aufgelegten Werk die scharf gezeichneten Tatsachen der einzelnen Gebiete vorsichtig gegeneinander abwägt, sie philosophisch durchdringt und zu einem klaren Bilde vereinigt. Es ist ein reiner, geistigen Gewinn bringender Genuß, dieses umfassende Werk zu lesen oder vielmehr durchzuarbeiten; man fühlt, daß hier eine starke, innerlich gefestigte Persönlichkeit spricht, die auf dem Boden der christlichen Kirche stehend

[14]) Archiv f. Kulturgesch. **27** (1937), 33—73.

[15]) Franz Schnabel, „Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert", 3. Band „Erfahrungswissenschaften und Technik". Freiburg i. B. 1934, Herder & Co.

[16]) Bernhard Bavink, „Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaften. Eine Einführung in die heutige Naturphilosophie". Fünfte neubearbeitete und erweiterte Auflage. Leipzig 1933, S. Hirzel.

mit Entschiedenheit die Überzeugung verficht, daß die Naturwissenschaften für sich allein nur ein unvollkommenes Weltbild ergeben und dem religiösen Bedürfnis der Menschen keineswegs widerstreiten. Seinen weltanschaulichen Standpunkt hat Bavink in seinen Vorträgen gegen alle Einwände verteidigt und seine Gründe schließlich auf Drängen seiner Zuhörer in einer kleinen lesenswerten Schrift niedergelegt.[17]) — Auch der greise Meister der Physik Max Planck hat sich für den Frieden zwischen Naturwissenschaft und Religion ausgesprochen.[18]) Sie schließen einander nicht aus, sondern sie ergänzen und bedingen sich gegenseitig. Hier ist auch zu erwähnen, daß E. Buchholz das Lebensbild des Wahrheitssuchers Pascal gezeichnet hat[19]), dem seine Erfolge in der Mathematik und Physik nicht die ersehnte Seelenruhe brachten; er fand sie erst im Glauben an den christlichen Erlöser.

Einst waren Religion und Wissenschaft so innig vermengt, daß wir sie nicht in zwei getrennte Gebiete auseinanderreißen dürfen, wenn wir die Kulturen vergangener Tage verstehen wollen. Die alten Ägypter stellten je 10 Grade des Tierkreises unter einen besonderen Gott. Jeder der 36 Dekane, der tierköpfigen Gottheiten der im nächtlichen Aufgang aufeinanderfolgenden Sternbilder, beherrschte eine Zehntagewoche, die ungefähr den 10 Graden des Tierkreises entsprach; jeder war während seiner Zehntagewoche Herrscher über die Toten sowie über die Neugeborenen und ihre zukünftigen Schicksale. Dieses Verquicken genauer astronomischer Beobachtungen mit religiösmystischen Gedanken zu einer Sterndeuterei wirkt fort bis in unsere Tage. Griechen und Römer haben in ihrer Astrologie die Dekane und ihre Namen beibehalten und in mannigfachem Wandel weitergegeben. Die Untersuchungen, die Boll und Bezold sowie Sethe über die Entwicklung der ägyptischen Dekanlehre und ihre geschichtlichen Wandlungen durchgeführt haben, hat W. Gundel[20]) fortgesetzt und damit unsere Kenntnis der

[17]) Bernhard Bavink, „Die Naturwissenschaft auf dem Wege zur Religion. Leben und Seele, Gott und Willensfreiheit im Licht der heutigen Naturwissenschaft". Frankfurt a. M., M. Diesterweg. Die erste Auflage erschien 1933, die vierte mit einem Nachtrag 1937.

[18]) Max Planck, „Religion und Naturwissenschaft". Vortrag gehalten im Baltikum (Mai 1937). Leipzig, J. A. Barth.

[19]) Erhard Buchholz, „Pascal. Ein Lebensbild". Göttingen 1939, Vandenhoeck & Ruprecht.

[20]) Wilhelm Gundel, „Dekane und Dekansternbilder. Ein Beitrag zur Geschichte der Sternbilder der Kulturvölker, mit einer Untersuchung über die ägyptischen Sternbilder und Gottheiten der Dekane von S. Schott. Studien der Bibliothek Warburg Nr. 19. Glückstadt und Hamburg 1936, J. J. Augustin.

Sterndeuterei im Altertum und Mittelalter wesentlich bereichert. Gundel hat außerdem Texte herausgegeben, übersetzt und erläutert, die Hermes Trismegistos, d. h. dem ägyptischen Gotte Toth zugeschrieben wurden.[21]) Obgleich aus den lateinisch und französisch erhaltenen Handschriftresten nicht das ursprüngliche Werk wieder herstellbar ist, gewähren die Bruchstücke doch einen Einblick in das Treiben der hellenistischen Sterndeuter.

Astronomie.

Hans Ludendorff hat wiederholt über die Ergebnisse seiner Arbeiten über die Astronomie der Maya berichtet. Besonders aufschlußreich ist seine Abhandlung, die er am 13. Februar 1936 in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorlegte.[22]) Er traut den Maya zu, daß sie die Gesetzmäßigkeiten der Planetenumläufe und ihren sehr einfachen Grund erkannt haben, und er hält die Annahme, daß die Maya nicht zu multiplizieren und zu dividieren verstanden, „für ganz unglaublich bei einem Volke, das die Null und den Stellenwert der Zahlen lange vor irgendeinem Volke der Alten Welt erfunden hatte und Ziffern besaß, die weit besser zum Rechnen geeignet waren, als die Zahlzeichen der Griechen und Römer" (S. 83). Er leitet eine Regel ab, nach der die Tagesangaben der Inschriften ausgewählt sind, und er untersucht den Zusammenhang unserer Zeitrechnung mit der jener Inschriften. Später konnte Ludendorff seine Ergebnisse noch erhärten[23]); er beweist, daß die Tempelinschriften „eine ganz erstaunliche Beherrschung der astronomischen Phänomene für weit zurückliegende Zeiten verraten und dementsprechend eine wunderbar genaue Kenntnis astronomischer Zahlenwerte vor allem des siderischen Jahres. Wir stehen hier vor einem ungelösten Rätsel und kommen nicht um die Folgerung herum, daß die Astronomie der Maya ein sehr hohes Alter besessen haben muß, wobei nicht ausgeschlossen ist, daß die Maya ursprünglich ihre Kenntnisse von einem anderen Volke übernommen haben (S. 58). — W. Eberhard hat ein wichtiges Kapitel der Han-Annalen übersetzt, erläutert und damit zugänglich gemacht;

[21]) Wilhelm Gundel, „Neue astrologische Texte des Hermes Trismegistos. Funde und Forschungen auf dem Gebiet der antiken Astronomie und Astrologie". Abhandl. der Bayr. Ak. d. Wiss. Phil. hist. Abt. Neue Folge Heft 12. München 1936. Verlag d. Bayr. Ak. d. Wiss., in Komm. bei C. H. Beck.

[22]) Hans Ludendorff, „Zur astronomischen Deutung der Maya-Inschriften" (Untersuchungen zur Astronomie der Maya Nr. 10). Sitzber. d. Preuß. Ak. d. Wiss. 1936. Phys. math. Kl. S. 65—88.

[23]) Hans Ludendorff, „Astronomische Inschriften in Palenque". Untersuchungen zur Astronomie der Maya, Nr. 12. Abh. d. Preuß. Ak. d. Wiss. 1938. Phys. math. Kl. Nr. 1 S. 1—60.

R. Henseling hat die astronomischen Angaben durchgerechnet.[24]) Die Grundzahlen für Sonne, Mond und Planeten sowie die zugehörigen Gleichungen bieten sehr genaue Werte, obgleich rund hundert Jahre vorher in China nur angenäherte Werte aufgezeichnet sind; das ist „ein auffällig großer, nicht überbrückter Unterschied" (S. 222). Das Kapitel über „Die Zeiteinteilung der Han-Annalen" kann man zusammen mit dem Buch über die 5 Elemente „wohl als den vollkommensten und reinsten Ausdruck chinesischen kosmischen Denkens betrachten, der aus dieser frühen Zeit erhalten ist" (S. 210). Zwei bemerkenswerte rechnerische Ansätze [„405 Lunationen = 11960 Tage" und „eine Finsternis = $\frac{520}{3}$ = 173,333 . . . Tage"] waren „bisher nur für die mittelamerikanischen Hochkulturen bezeugt" (S. 221). Daraus wird der Schluß gezogen: „Altchinesische und altmittelamerikanische Hochkulturen schöpften aus ein und derselben Quelle" (S. 222). Während sich in China „die empirische Grundlage der Periodenkenntnis nicht nachweisen läßt", kann man in der mittelamerikanischen Überlieferung „mit aller Klarheit die Beobachtungsgrundlagen und die Art ihrer Verarbeitung erkennen" (S. 222). Im zweiten Teil der Arbeit, an dem auch Rolf Müller beteiligt ist, wird eine Sammlung von 28 Formeln untersucht, „die wohl das Wichtigste darstellen, was wir überhaupt über die Astronomie der Han-Zeit besitzen" (S. 937). Sie sind auffallend genau und rechnerisch äußerst einfach; sie benutzen nur Addition, Subtraktion, Multiplikation und Division ohne Wurzeln und ohne unbekannte allgemeine und abstrakte Zahlen. „Die Zahlenwerte gehen oft in die Millionen und Milliarden." Die Sammlung kann „als ein vollständiges Handbuch der Astronomie vor 2000 Jahren gelten". (S. 953). Mit diesen Formeln konnten die Astronomen „tatsächlich alle Himmelserscheinungen berechnen, die sie brauchten". — Von unseren germanischen Vorfahren der Frühzeit ist nichts Schriftliches überliefert; wir wissen also nichts Sicheres darüber, wie sie den Himmel mit seinen Gestirnen beobachtet und für ihre Zwecke nutzbar gemacht haben, wenn wir auch annehmen müssen, daß sie wegen der praktischen Verwendbarkeit namentlich bei der Seefahrt keine geringen Kenntnisse in dieser Hinsicht besaßen. Jedenfalls war ihnen der Sternenhimmel vertrauter als einem modernen Stadtmenschen, wenn auch wohl kaum so gründlich bekannt, wie das O. S. Reuter in seinem umfangreichen Buche[25]) behauptet.

[24]) W. Eberhard u. Robert Henseling, „Beiträge zur Astronomie der Han-Zeit". Erster Teil: Sitzber. d. Preuß. Ak. d. Wiss. 1933. Phil. hist. Kl. S. 209—229; zweiter Teil: ebenda S. 937—979, unter Mitarbeit von Rolf Müller und Robert Henseling.

[25]) Otto Sigfrid Reuter, „Germanische Himmelskunde. Untersuchungen

Leicht Begeisterte glauben von allen vorgeschichtlichen und frühgeschichtlichen Baudenkmälern, sie seien himmelskundlich ausgerichtet; gegen diese Annahme sind jedoch ebenso fanatische und erbitterte Gegner aufgetreten. Rolf Müller[26]) will allen, die sich mit solchen Fragen befassen, das hierzu notwendige Wissen und Verständnis vermitteln, weil die Mitarbeit der Laien ohne solches Rüstzeug mehr schadet als nützt. Er untersucht unvoreingenommen, unterstützt durch gute Bilder, eine Reihe von Anlagen, die als geortet gelten und widerlegt die vorgebrachten Einwände. Für die Steinkreise von Odry z. B. findet er „eine auffällige Ortung nach den beiden Sonnenwenden und nach den vier Himmelsrichtungen; es ist äußerst unwahrscheinlich, daß es sich hierbei um einen Zufall handeln sollte" (S. 42). Aber R. Müller warnt davor, „die Gesetze des Zufalls gewissermaßen als Beurteilungsfaktor heranzuziehen" (S. 79): Von den 6 vermessenen Steingräbern der Ahlhorner Heide in Oldenburg ist nur eins (der „Bräutigam") ostwestlich ausgerichtet, 4 sind unzweifelhaft nicht geortet, das sechste ist vielleicht astronomisch eingestellt, jedoch in ungewöhnlicher Weise und sehr ungenau, hier kann sehr wohl der Zufall mitspielen. Im Anschluß hieran erläutert Müller die verschiedenen Möglichkeiten des Ortens. — Lassen sich die himmelskundlichen Leistungen der Frühzeit nur mühsam erschließen, so sind andrerseits die schriftlichen Nachrichten aus dem Mittelalter für die Wissenschaftsgeschichte recht wenig ergiebig. G. K. Bauer[27]) hat untersucht, welche Rolle die Himmelskunde im mittelalterlichen Geistesleben bei den Nichtfachleuten gespielt hat, und dabei gefunden, daß im deutschen Sprachgebiet während der Zeit vom 9. bis 14. Jahrhundert unter dem Schutze der Kirche im wesentlichen nur das Wissensgut des klassischen Altertums erhalten und weitergegeben, aber kaum eigene, selbständige Arbeit auf astronomischem Gebiet geleistet wurde. — K. Garbers hat das bisher unbekannte Werk Ṯābit b. Qurra's über ebene Sonnenuhren[28]) im Urtext heraus-

zur Geschichte des Geistes." München 1934, J. F. Lehmann. — Am 30. Januar 1939, am Tag der nationalen Erhebung hat die Universität Leipzig O. S. Reuter den Ehrendoktor verliehen wegen „seiner Verdienste um die germanische Himmelskunde". Reuter war beruflich Telegraphendirektor in Bremen.

[26]) Rolf Müller, „Himmelskundliche Ortung auf nordisch-germanischem Boden. Wie beobachteten unsere Vorfahren die Auf- und Untergänge von Sonne, Mond und Sternen?" Leipzig 1936, Curt Kabitzsch.

[27]) Georg Karl Bauer, „Sternkunde und Sterndeutung der Deutschen im 9.—14. Jahrhundert unter Ausschluß der reinen Fachwissenschaft". (Germanische Studien Heft 186). Berlin 1937, Ebering.

[28]) „Ein Werk Ṯābit b. Qurra's über ebene Sonnenuhren". Herausgegeben, übersetzt und erläutert von Karl Garbers. (Quellen und Studien

gegeben, übersetzt und erläutert. Seine grundlegende Ausgabe ist durch einen Mathematiker, Paul Luckey, — Garbers ist Orientalist — nochmals fachmännisch durchgearbeitet[29]) und auf hellenistische und indische Einflüsse untersucht worden. Dabei hat Luckey mancherlei geschichtlich wichtige Fragen angeschnitten, die vorläufig noch nicht befriedigend zu lösen sind. — Aus Anlaß der 500. Wiederkehr des Geburtstages des großen deutschen Naturforschers Johannes Regiomontanus (1436—1476) ist ein getreuer Nachdruck seines deutschen Kalenders angeregt und durch die Tatkraft und Opferfreudigkeit selbstloser Persönlichkeiten und Gesellschaften in mustergültiger Weise ausgeführt worden.[30]) Der Direktor der Remeis-Sternwarte in Bamberg hat dazu einleitend über das Leben und die Arbeiten des Regiomontan berichtet und den Kalender und seine Fachwörter erklärt. Zinner hat außerdem eine ausführliche Schrift über den Gefeierten erscheinen lassen.[31]) — Über Coppernicus sind wiederum verschiedene Arbeiten veröffentlicht worden[32]), deren Ergebnisse Zinner mit ausführlichen Schrifttumsnachweisen kritisch zusammengestellt hat.[33]) — M. Caspar, der gründlichste Kenner der Gedankenwelt und Lebensarbeit Kep-

zur Geschichte der Math., Astronomie u. Physik, Abt. A, Bd. 4). Berlin 1936, Jul. Springer.

[29]) Paul Luckey, „Tābit b. Qurra's Buch über die ebenen Sonnenuhren." Quellen u. Studien z. Gesch. d. Math., Astr. u. Phys., Abt. B, Bd. 4 S. 95—148. Berlin 1937, Jul. Springer.

[30]) „Der deutsche Kalender des Johannes Regiomontan. Nürnberg, um 1474". Faksimiledruck nach dem Exemplar der Preußischen Staatsbibliothek. Mit einer Einleitung von Ernst Zinner. Leipzig 1937, Kommissionsverlag Otto Harrassowitz. Veröffentlichungen d. Ges. f. Typenkunde des 15. Jahrh. — Wiegendruckgesellschaft.

[31]) Ernst Zinner, „Leben und Wirken des Johannes Müller von Königsberg, genannt Regiomontanus". Schriftenreihe zur bayrischen Landesgeschichte Bd. 31. München 1938, C. H. Beck.

[32]) Ernst Zinner, „Das Leben und Wirken des Nikolaus Koppernick, genannt Coppernicus". Deutsches Museum, Abhandlungen und Berichte **9** (1937) Heft 6. Berlin, V. D. I. Verlag. — Eugen Brachvogel, „Nikolaus Koppernicus (1473—1543) und Aristarch von Samos (ca. 310—230 v. Chr.). Ztschr. f. d. Gesch. d. Ermlandes, Bd. 25. Braunsberg 1935. — Eugen Brachvogel, „Frauenburg die Stadt des Koppernicus". Elbing 1933, Preußenverlag.

[33]) Ernst Zinner, „Neue Ergebnisse der Koppernickforschung". Forschungen und Fortschritte **13** (1937), 369f. — Auf der Pariser Weltausstellung 1937 haben die Polen wiederum Coppernicus als Landsmann beansprucht; hiergegen wurden deutscherseits urkundliche Beweise für die deutsche Herkunft ausgestellt. E. Zinner hat außerdem dankenswerterweise in deutschen Tagesblättern und Zeitschriften die Öffentlichkeit über diese längst entschiedene Frage aufgeklärt.

lers ist damit beauftragt, seine Werke neu herauszugeben. Zunächst ist von den 20 geplanten Bänden als Bd. 3 die „Astronomica nova" erschienen[34]), in der bekanntlich die beiden ersten Planetengesetze auf Grund der Marsbeobachtungen des Tycho Brahe abgeleitet sind. Sehr zu begrüßen ist ein Führer durch das gedruckte Schrifttum[35]) sowohl der Schriften und Briefe Keplers — darunter auch verschollene — als auch der einschlägigen Schriften über ihn. Getreue Nachdrucke der Titel verschiedener Ausgaben und eines bis 1622 reichenden Verzeichnisses, das Kepler eigenhändig geschrieben hat, sind beigegeben. Alles Wesentliche über Kepler hat Caspar in einem kleinen billigen Büchlein zusammengefaßt.[36]) —

Es ist nicht allgemein bekannt, daß Anders Celsius, dessen Thermometer wir täglich benutzen, der letzte Sproß eines schwedischen Astronomengeschlechtes und selbst Astronom gewesen ist. Sein Leben und seine wissenschaftliche Tätigkeit hat die Schwedische Gesellschaft für Geschichte der Wissenschaften im ersten Band ihrer „Quellen und Studien" durch Nordenmark schildern lassen.[37]) — Mit der Familie Herschel, berühmt durch Wilhelm Herschel (1738—1822) — Sohn eines Kapellmeisters in Hannover — beschäftigt sich ein Buch, das die Enkelin des Uranus-Entdeckers herausgegeben hat.[38])

Mathematik.

Astronomische Fragen können ohne ein gewisses Maß mathematischer Kenntnisse und Fertigkeiten nicht befriedigend behandelt werden; nach George Sarton ist jedoch das Reich

[34]) Johannes Kepler, „Gesammelte Werke". Herausgegeben im Auftrage der Deutschen Forschungsgemeinschaft der Bayr. Akad. d. Wiss. Bd. 3 „Astronomia nova", herausgegeben von Max Caspar. München 1937, Beck. In deutscher Sprache hatte Caspar die „Neue Astronomie" bereits 1929 herausgegeben. Vgl. Arch. f. Kulturgesch. **24** (1933), 115. — Inzwischen sind auch die beiden ersten Bände erschienen: I „Mysterium Cosmographicum. De Stella Nova." Hrsg. von Max Caspar. 1938. II „Astronomia Pars Optica." Hrsg. von Franz Hammer. 1939.

[35]) „Bibliographia Kepleriana. Ein Führer durch das gedruckte Schrifttum von Johannes Kepler." Im Auftrage d. Bayr. Ak. d. Wiss. hrsg. von M. Caspar unter Mitarbeit von Ludwig Rothenfelder. München 1936, Beck.

[36]) Max Caspar, „Johannes Keplers wissenschaftliche und philosophische Stellung". Schriften der Korona, XIII. München u. Berlin 1935, R. Oldenbourg.

[37]) N. V. E. Nordenmark, „Anders Celsius, Professor i Uppsala 1701 bis 1744". Lychnos-Bibliotek. Studier och Källskrifter utgiona av Lärdomshistoriska Samfundet. Bd. I. Uppsala 1936, Almqvist & Wiksell.

[38]) Constance A. Lubbock, „The Herschel Chronicle. The life-story of William Herschel and his sister Caroline Herschel". Edited by his Granddaughter. Cambridge 1933, at the University Press.

des Mathematischen noch viel umfassender, er versucht den Nachweis[39]), daß die Geschichte der Mathematik den Kern der Kulturgeschichte bilden sollte. In seinem Büchlein, das diesem Gedanken gewidmet ist, geleitet er den Leser mit sicherer Hand durch das einschlägige Schrifttum, das bereits zu einer uferlosen Flut angeschwollen ist. — Der bewährte kurze Grundriß der Geschichte der Mathematik von Archibald[40]) ist neu aufgelegt worden. — J. Tropfke hat von seiner „Geschichte der Elementar-Mathematik" den zweiten und dritten Band in dritter Auflage herausgebracht.[41]) Dieses großzügige Nachschlagewerk enthält jetzt im zweiten Band rund 1500 Quellennachweise und im dritten über 800. Beide Bände gehören eng zusammen, denn die Algebra hat ihren Ursprung in der Lehre von den Gleichungen, für die sie eine Hilfswissenschaft gewesen ist. Im dritten Band ist die Zahl der Originalbeispiele auf 76 erhöht. Sie reichen vom 3. Jahrtausend v. Chr. (Keilschrifttäfelchen) bis ins 18. Jahrhundert; neben den fremdsprachigen Texten steht der deutsche Wortlaut und die heute gebräuchliche Form der mathematischen Schreibweise.

O. Neugebauer hat mit der Herausgabe aller bisher zugänglichen Keilschrifttexte mathematischen Inhalts aus fast zwei Jahrtausenden[42]) die Unterlagen für die schwer zu entwirrende Entwicklung der Mathematik im Zweistromland gegeben. Bedingt durch das Ineinandergreifen der verschiedenartigsten Rassen und Kulturen war das mathematische Denken zu einer staunenswerten Blüte gelangt. Als um 2000 v. Chr. die sumerischen und semitischen Kulturen verschmolzen, wurde bereits ein fast rein algebraisches Denken erreicht, das in der Spätzeit

---

[39]) George Sarton, „The Study of the History of Mathematics". Cambridge, Mass. 1936, Harvard University Press.

[40]) R. C. Archibald, „Outline of the History of Mathematics". Third edition, revised and enlarged. Ohio 1936, Oberlin.

[41]) Johannes Tropfke, „Geschichte der Elementar-Mathematik in systematischer Darstellung mit besonderer Berücksichtigung der Fachwörter". Bd. 2 „Allgemeine Arithmetik". 3. Aufl. Berlin u. Leipzig 1933, Walter de Gruyter & Co. Bd. 3 „Proportionen und Gleichungen". 3. Aufl. Ebenda 1937. Vgl. Arch. f. Kulturgesch. XXIV (1933), 111. — Am Leibniztag 1939 hat die Preußische Akademie der Wissenschaften dem verdienten Manne die silberne Leibniz-Medaille verliehen.

[42]) Otto Neugebauer, „Mathematische Keilschrifttexte" Quellen u. Studien z. Gesch. d. Math., Astr. u. Phys. A, Bd. 3. Teil I „Texte", Teil II „Tafeln" (Register, Glossar, Nachträge), Teil III Ergänzungsheft. Berlin 1935—1937, Jul. Springer. — Auch F. Thureau-Dangen hat Keilschrifttexte herausgegeben: „Textes mathématiques babyloniens. Transcripts et traduits." Leiden 1938, E. J. Brill. Uitgaven van het voorasiatisch-egyptische Gezelschap ex Oriente lux. Deel I.

der Assyrer, vielleicht auch unter persischem Einfluß, verändert und noch verfeinert wurde, so daß der Lauf der Planeten in bewundernswerter Weise zahlenmäßig beschrieben werden konnte. Im konserativ eingestellten Ägypten, das in stark ausgeprägter Weise auf das Praktische Wert legte, verlief die Entwicklung der Mathematik wesentlich anders als in Babylonien. Hierüber hat O. Neugebauer in seinen „Vorlesungen über Geschichte der Antiken Mathematischen Wissenschaften“[43]) dichterisch schauend und dennoch kritisch abwägend vorgetragen, dank seiner wohl einzigartigen Fähigkeit, die Keilschriften und die Hieroglyphen als genauer Kenner selbst lesen und zugleich das Mathematische beurteilen zu können. Babylonier und Ägypter bedienten sich völlig verschiedener Zahlsysteme und Rechenverfahren. In Babylonien gab es eine Stellenschrift, die sogar auf Brüche ausgedehnt war; die Null fehlte noch. Diese Stellenschrift war auf der Zahl 60 emporgewachsen. Mit großer Gewandtheit haben die vorwiegend algebraisch verfahrenden Babylonier lineare, quadratische, biquadratische Gleichungen gelöst, außerdem solche Gleichungen, die nur mit besonderen Rechentafeln ausgewertet werden können. Babylonische Serientexte enthalten ganze Gruppen quadratischer Gleichungen.[44]) Auch kubische Gleichungen wurden durch Vergleich mit einer Tabelle ausgewertet. Von all dem ist bei den mehr geometrisch arbeitenden und praktisch denkenden Ägyptern nichts zu bemerken. Sie kannten keine Stellenschrift, und ihr Rechenverfahren mit den eigenartigen Stammbrüchen wirkt verglichen mit Babylon unbeholfen. Wie die Griechen die Kenntnisse klärten, die ihnen aus Ägypten und Babylonien zuflossen, das will Neugebauer in einem zweiten Bande darstellen. — K. Vogel hat dem Andenken seines Lehrers Heinrich Wieleitner „Beiträge zur griechischen Logistik“ gewidmet[45]), in denen er zeigt, welche Kenntnisse und Fertigkeiten die Griechen im Rechnen mit ganzen Zahlen und mit Brüchen besessen und welche Grundgedanken ihre Arbeit geleitet haben. — J. E. Hofmann hat aus dem Nachlaß Wieleitners eine Abhandlung „Zur Geschichte der quadrierbaren Kreismonde“[46]) herausgegeben, die

[43]) Otto Neugebauer, „Vorlesungen über Geschichte der Antiken Mathematischen Wissenschaften“. Bd. 1 „Vorgriechische Mathematik“. Berlin 1934, Jul. Springer.

[44]) Otto Neugebauer, „Serientexte in der babylonischen Mathematik“. Quellen u. Studien z. Gesch. d. Math., Astr. u. Phys. B Bd. 3 (1934) Heft 1.

[45]) Kurt Vogel, „Beiträge zur griechischen Logistik“. Sitzber. d. Bayr. Ak. d. Wiss., Math. Nat. Abt. 1936 S. 357—472.

[46]) Josef E. Hofmann, „Zur Geschichte der quadrierbaren Kreismonde“. Wissenschaftliche Beilage z. Jahresber. d. Neuen Realgymnasiums München für das Schuljahr 1933/34.

den allzu früh Entschlafenen[47]) 3½ Jahrzehnte beschäftigt hatte. Hofmann hat die unvollendete Arbeit im Sinne seines Lehrers zu Ende geführt. Sie enthält viel mehr, als der schlichte Titel vermuten läßt. Jahrhundertelang haben die Mathematiker wegen der rationalen Berechenbarkeit einer so verwickelten Figur auf die Quadratur des Kreises mit Zirkel und Lineal gehofft. So wird die außerordentlich tiefgründige Arbeit zu einer besonderen Art der Geschichte der Mathematik überhaupt. — Colerus, ein Liebhaber-Mathematiker und schöngeistiger Schriftsteller, dichtete eine packend eigenartige Geschichte der Mathematik[48]) mit geradezu aufpeitschenden Kapitelüberschriften. Er lädt seine Leser zu einem Flug auf einem Zauberteppich ein, der Raum und Zeit überwindet; er schlägt bei diesem Flug gerade die nicht-mathematischen Leser so in Bann, daß sie vor der exaktesten und gefürchtetsten Wissenschaft kein Grauen mehr empfinden. Damit ist sehr viel gewonnen, wenn auch der Fachmann vieles beanstanden muß. — Anders Kowalewski![49]) Seine glänzend ausgestattete Geschichte ist für Laien nicht zu lesen; der Mathematiker andrerseits bedauert die mangelnde Genauigkeit in geschichtlichen Dingen, das Außerachtlassen der einschlägigen Forscherarbeiten und das jammervoll schlechte Register. Auf Vollständigkeit hat Kowalewski verzichtet, er will nur zeigen, wie die einzelnen Forscher für den geistigen Fortschritt gewirkt haben. — Menninger hat in erfreulicher Sprache, fremdwortfrei eine erschöpfende Kulturgeschichte der Zahl[50]) geschrieben, die alle Völker und Zeiten umfaßt. Er zeigt, daß die Zählreihe eines Volkes, die innere Gesetzlichkeit seiner Zahlen, im gleichen Boden wurzelt wie das Volk selbst und mit seinem Leben innig verflochten ist. Er läßt durch Wort und Bild seine Leser das langsame Wachsen der schwierigen Gedanken bis zum Siege der reinen Stellenschrift über die frühe Zahlschrift miterleben. Von der ungefügen, grobschlächtigen Zahlschrift der

[47]) Nachruf mit ausführlichem Schriftenverzeichnis: Josef E. Hofmann, „Heinrich Wieleitner". Jahresber. d. Mathematiker-Vereinigung **42** (1933), 199—223. Ferner Julius Ruska, Isis **18** (1932), 150—165.

[48]) Egmont Colerus, „Von Pythagoras bis Hilbert. Die Epochen der Mathematik und ihre Baumeister. Geschichte der Mathematik für Jedermann". Berlin, Wien, Leipzig 1937, Paul Zsolnay.

[49]) Gerhard Kowalewski, „Große Mathematiker. Eine Wanderung durch die Geschichte der Mathematik vom Altertum bis zur Neuzeit". München, Berlin 1938, J. F. Lehmann. — Von Wieleitners trefflicher „Geschichte der Mathematik" [Sammlung Göschen Nr. 226 u. 875], die Kowalewski verschweigt, ist 1939 ein Neudruck erschienen.

[50]) Karl Menninger, „Zahlwort und Ziffer. Aus der Kulturgeschichte unserer Zahlsprache, unserer Zahlschrift und des Rechenbretts". Breslau 1934, F. Hirt.

Römer, die zu ihrer feingliedrigen, schmiegsamen Zahlsprache im schroffen Gegensatz stand und als Ausgleich für die rechnerische Untauglichkeit ein Rechenbrett als Hilfsmittel erforderte, führt ein weiter, mühsamer Weg zu der vollkommenen indischen Zahlschrift, die auch unsere geworden ist. — Der Hamburger Orientalist Max Krause hat die arabischen Quellen der Sphärik des Menelaos durchforscht[51]) und zum Fließen gebracht. Bisher war die Sphärik des Menelaos, deren griechische Urschrift verloren ist, nur aus lateinischen Übersetzungen bekannt, obgleich man mit guten Gründen vermutete, daß diese lateinischen Texte auf frühe arabische Vorlagen zurückgehen, von denen verschiedene erhalten sind. Wahrscheinlich ist die älteste arabische Übersetzung auf dem Wege über das Syrische schon um 815 unserer Zeitrechnung entstanden; ihr sind auf Grund besserer Vorlagen in der Folgezeit mehrfach neue arabische Handschriften gefolgt. M. Krause hat „die weitaus beste arabische, kommentierte Ausgabe", die Fürst Abū Naṣr Manṣūr um 1007 lieferte, ins Deutsche übertragen und mit dem arabischen Text herausgegeben. Diese Handschrift ist durch ihre offensichtliche Treue gegenüber der griechischen Urschrift ein vollwertiger Ersatz für die verlorene Handschrift des Isḥāg b. Ḥunain, die Gerhard von Cremona für seine lateinische Übersetzung benutzt hatte. — In Ostwalds Klassikern sind neu übersetzt herausgegeben: „Die Elemente" des Euklid[52]), die „Abhandlung über Maxima und Minima" und „Bemerkungen zu Diophant" des Fermat[53]) und der „Philosophische Versuch über die Wahrscheinlichkeit" des Laplace.[54]) — H. Auchter hat eine wissenschaftsgeschichtliche Untersuchung über Brook Taylor (1685 bis 1731) durchgeführt[55]), über sein Leben und seine Schriften,

[51]) „Die Sphärik von Menelaos aus Alexandrien in der Verbesserung von Abū Naṣr Manṣūr b. ʿAlī b. ʿIrāq". Mit Untersuchungen zur Geschichte des Textes bei den islamischen Mathematikern von Max Krause. Abh. d. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Phil. Hist. Kl., Dritte Folge Nr. 17. Berlin 1936, Weidmann.

[52]) Euklid, „Die Elemente". Nach Heibergs Text aus dem Griechischen übersetzt und herausgegeben von Clemens Thaer. Erster Teil: Buch 1—3 (Nr. 235); zweiter Teil: Buch 4—6 (Nr. 236); dritter Teil: Buch 7—9 (Nr. 240); vierter Teil: Buch 10 (Nr. 241); fünfter Teil: Buch 11—13 (Nr. 243). Über die unechten Bücher 14 u. 15 ist eine kurze Inhaltsangabe gebracht. Leipzig 1933—1937, Akad. Verlagsges.

[53]) P. de Fermat, „Bemerkungen zu Diophant". Aus dem Lateinischen übersetzt und herausgegeben von Max Miller (Nr. 234). Leipzig 1932. „Abhandlung über Maxima und Minima". (Nr. 238) Leipzig 1934.

[54]) Pierre Simon de Laplace, „Philosophischer Versuch über Wahrscheinlichkeit". Hrsg. von Rich. v. Mises. (Nr. 233.) Leipzig 1932, Ak. Verlagsges.

[55]) Heinricht Auchter, „Brook Taylor, der Mathematiker und Philo-

besonders über das Buch „Methodus incrementorum" (London 1715), in dessen siebentem Satz die berühmte Reihenentwicklung gegeben wird, die Taylor aber schon am 26. Juli 1712 brieflich an John Machin mitgeteilt hatte. Auchter bringt mancherlei unbekannte Tatsachen ans Licht und klärt strittige Fragen: Aus dem Selbstbericht Taylors über sein Hauptwerk geht deutlich hervor, daß er zu Unrecht des Plagiats bezichtigt worden ist, daß ihm aber andrerseits nicht der Erstanspruch für seine Reihe zuerkannt werden kann, weil 1676 „Leibniz mit seiner Methode des Überganges von der Differenzen- zur Differentialrechnung genau wie Taylor auch bereits die Darstellung von Funktionen durch unendliche Reihen abgeleitet hat, die noch heute Taylors Namen trägt" (S. 38). — Die persönlichen Schicksale des größten deutschen Mathematikers hat Bieberbach mit der Forschertätigkeit in einem kleinen, aber inhaltsschweren Buch[55a]) so geschickt zusammengefaßt und verbunden, daß jeder Gebildete beim Lesen Genuß und Gewinn finden wird. Bieberbach legt besonderen Wert auf „die von Gauß stets bewiesene, von anderen leider übersehene Tatsache, daß die Mathematik ein Mittel, nicht aber der Zweck der Naturforschung ist." (S. 138).

Physik.

Physikalische Geschichtswerke über größere Zeiträume sind dem Berichterstatter in den letzten Jahren nicht zu Gesicht gekommen. Hier scheinen die Arbeiten zu stocken. Hingegen sind Werdegang und Gedankeninhalt der neuzeitlichen Physik mehrfach dargestellt worden. Es genügt wohl auf Zimmer[56]), Jordan[57]) und Planck[58]) hinzuweisen. Über den Zusammen-

soph. Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte der Zeit des Newton-Leibniz-Streites". Würzburg 1937, Konrad Triltsch.

[55a]) Ludwig Bieberbach, „Carl Friedrich Gauß. Ein deutsches Gelehrtenleben". Berlin 1938, Keil.

[56]) Ernst Zimmer, „Umsturz im Weltbild der Physik. Gemeinverständlich dargestellt". Mit einem Geleitwort von Max Planck. Vierte erweiterte Aufl. München 1938, Knorr & Hirth. Ein vortreffliches Buch!

[57]) Pascual Jordan, „Physikalisches Denken in der neuen Zeit". Hamburg 1936, Hanseatische Verlagsanstalt. Diese kurze Schrift (59 S.) ist eine Abwehr der Angriffe von K. Hildebrandt (Ztschr. f. d. gesamten Naturwissenschaften **1** (1935), 1—22), der behauptet hatte, daß die mathematisch-physikalische Forschung darauf aus sei, das Volkstum zu untergraben". — Pascual Jordan, „Die Physik des 20. Jahrhunderts. Einführung in den Gedankeninhalt der modernen Physik". Die Wissenschaft, Bd. 88. Braunschweig 1936, Vieweg. — P. Jordan ist ein entschiedener Vertreter des erkenntnistheoretischen Positivismus. In seinen Büchern und seinen zahlreichen Zeitschriftenaufsätzen geht er auch auf das physikalisch-chemische Geschehen in den Organismen ein.

[58]) Max Planck, „Die Physik im Kampf um die Weltanschauung" Leipzig 1935, J. A. Barth.

hang zwischen Wissenschaft und Technik in den letzten 50 Jahren gibt Joh. Stark Auskunft.[59]) — P. Paneth hat[60]) ausführlich mit vielen Einzelheiten mitgeteilt, daß die Verwalter der Royal Institution in London Faradays Tagebücher der Öffentlichkeit zugänglich gemacht haben.[61]) Sie eröffnen damit ganz neue und tiefe Einblicke in die Denkweise und Arbeitsweise eines Genies. Die Benutzbarkeit der lesbar gemachten Tagebücher wird durch ein ausführliches Verzeichnis sämtlicher Beziehungen zwischen den hier beschriebenen Experimenten und den im Druck erschienenen Arbeiten Faradays erleichtert. Ergänzend gehört hierzu ein vorzüglich gelungener Lebensabriß Faradays, den Th. Martin für die Buchreihe „Great Lives" beigesteuert hat.[62]) — In Ostwalds Klassikern hat C. Piel die grundlegenden Abhandlungen zum Ohmschen Gesetz herausgeben.[63]) — Dem lange verkannten Entdecker des Grundgesetzes der messenden Elektrizitätslehre hat Ritter von Füchtbauer, ein Großneffe Ohms, ein würdiges Denkmal gesetzt.[63a]) Er hat die Vorfahren bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts zurückverfolgt, er hat an Hand von Urkunden, Briefen und Aufzeichnungen aus dem Familienkreise ein lebensvolles Bild vom Wachsen, Werden und Wirken des Forschers gezeichnet und den Zusammenhang von Herkunft, Persönlichkeit, Schicksal und Leistung dargestellt. — Die rasche Aufeinanderfolge der Auflagen, die Ph. Lenards[64]) „Große Naturforscher" erlebten, beweist zur Genüge, daß weite Kreise sich mit der Frage der rassischen Zugehörigkeit der Forscher befassen, auf die gerade Lenard großes Gewicht legt. — Als Gegenstück zu Lenards Buch, das die Physiker in den Vordergrund stellt, hat C. Matschoß „Große Ingenieure"[65]) in einem präch-

[59]) Johannes Stark, „Forschung und Prüfung. 50 Jahre Physikalisch-Technische Reichsanstalt". Leipzig 1937, Hirzel.

[60]) Die Naturwissenschaften **21** (1933), 749—751; **23** (1935), 88; **24** (1936), 456—458.

[61]) „Faraday's Diary", printed and published for the first under the editorial supervision of Thomas Martin, with a Foreword by Sir William Bragg. Bd. 1—7. London 1932—1936, Bell and Sons.

[62]) Thomas Martin, „Faraday". London 1934, Duckworth.

[63]) Georg Simon Ohm u. Gustav Theodor Fechner, „Das Grundgesetz des elektrischen Stromes". 3 Abhandlungen von G. S. Ohm (1825 u. 1826) und G. Th. Fechner (1829). Herausgegeben von C. Piel. Ostwalds Klassiker Nr. 244. Leipzig 1938, Ak. Verlagsges.

[63a]) Ritter von Füchtbauer, „Georg Simon Ohm. Ein Forscher wächst aus seiner Väter Art". Berlin 1939, VDI-Verlag.

[64]) Philipp Lenard, „Große Naturforscher. Eine Geschichte der Naturforschung in Lebensbeschreibungen." Dritte vermehrte Aufl. München 1937, J. F. Lehmann.

[65]) Conrad Matschoß, „Große Ingenieure. Lebensbeschreibungen aus der Geschichte der Technik". München u. Berlin 1937, J. F. Lehmann.

tigen Bande geschildert. Lebensbilder aus einer Spanne von 5 Jahrtausenden zeigen, was diese tatenfrohen Männer für das Weltgeschehen, und was sie insbesondere für Deutschland bedeuten; sie lehren eindringlich, daß die großen, schöpferisch gestaltenden Ingenieure ihre Erfolge stets einem unbeugsamen Willen und rastloser, hingebender Arbeit verdankten und einer lebhaften, reichen Phantasie, die von einem kritisch abwägenden, scharfen Verstand zum kühnen, aber sicheren Vorausschauen gezügelt wurde. — L. Zehnder, der in Gießen Röntgens Assistent gewesen war, veröffentlichte aufschlußreiche Briefe seines Freundes[66]), aus denen einwandfrei hervorgeht, daß unbelehrbare Neider Unrecht haben, wenn sie behaupten, Röntgen habe die nach ihm benannten Strahlen durch einen bloßen Zufall entdeckt, und die geistige Urheberschaft gebühre einem anderen. Röntgen hat leider viele Belege verbrennen lassen; daraus haben Mißgünstige falsche Schlüsse gezogen. — P. Debye hat in seinem Festvortrag im Deutschen Museum zu Ehren Röntgens den wahrhaft vornehmen Charakter des uneigennützigen Mannes geschildert.[67]) Als bezeichnend für die Wesensart des Gefeierten hat er die abschlägige Antwort mitgeteilt, die Röntgen dem Vertreter der A.E.G. gab, als sie seine Entdeckung wirtschaftlich verwerten wollte: „Röntgen erklärt, daß er durchaus der guten Tradition deutscher Professoren entsprechend der Auffassung sei, daß seine Erfindungen und Entdeckungen der Allgemeinheit gehören und nicht durch Patente, Lizenzverträge und dergl. einzelnen Unternehmern vorbehalten bleiben dürfen" (S. 96). — Die Gedächtnisrede auf Oskar v. Miller, den Gründer des Deutschen Museums, hat J. Zenneck gehalten.[68])

[66]) Ludwig Zehnder, „W. C. Röntgen. Briefe an L. Zehnder. Mit den Beiträgen: Geschichte seiner Entdeckung der Röntgenstrahlen und Röntgens Einstellung zur Renaissance der klassischen Physik". Zürich, Leipzig und Stuttgart 1935, Rascher & Co.

[67]) Peter Debye, „Röntgen und seine Entdeckung". Deutsches Museum, Abhandlungen und Berichte **6** (1934) Heft 4. Berlin NW 7, VDI.-Verlag.

[68]) Deutsches Museum, Abhandlungen und Berichte **6** (1934) Heft 2. — Bei dieser Gelegenheit seien die Einzelhefte genannt, die seit dem letzten Bericht — Arch. f. Kulturgesch. **24** (1933), 120f. — erschienen sind; sie spiegeln die Reichhaltigkeit und Vielgestaltigkeit der einzigartigen Bildungsstätte: **5** (1933) Heft 5, Ernst Feyerabend, „An der Wiege des elektrischen Telegraphen"; Heft 6 Hans Schimank, „Johann Wilhelm Ritter. Der Begründer der wissenschaftlichen Elektrochemie". **6** (1934) Heft 1, Conrad Matschoß, „Gottlieb Daimler in der Geschichte des Kraftwagens"; Heft 2, J. Zenneck, „Oskar von Miller"; Heft 3, E. Lax, „Neuzeitliche Lichterzeugung mittels Gasentladungslampen"; Heft 4, Peter Debye, „Röntgen und seine Entdeckung". **7** (1935) Heft 1, J. Zenneck, „Kulturförderung durch Technik und Wissenschaft"; Heft 2, Eugen Diesel, „Wald und Mensch im technischen Zeitalter"; Heft 3, E. Rüchardt,

— Alle Welt kennt O. v. Miller als den Schöpfer des Deutschen Museums in München; ihm selber jedoch erschien zeitlebens eine andere Aufgabe größer und wichtiger: die Elektrizität in den Dienst der Menschen zu zwingen. Nur ein so unverzagter Willensmensch wie er konnte die Widerstände der Natur, die Zweifel der Wissenschaft, das Mißtrauen und die Unentschlossenheit der Behörden und den Eigennutz betroffener Wirtschaftskreise in wenigen Jahrzehnten überwinden. Aufzeichnungen, Reden und Briefe dieses Feuerkopfes, durch Walther v. Miller bearbeitet[69]), lassen uns miterleben, wie der außerordentliche Mann zum Wohl seines Volkes der Technik seinen Stempel aufdrückte. — Wenn heute das kleinste Dorf mit elektrischem Strom für Licht und Kraft versorgt ist, dann darf man auch einen anderen Großen im Reiche der Technik nicht vergessen: Werner v. Siemens, dessen Lebenserinnerungen bereits in 13. Auflage[70]) erschienen sind. Diesem Vater der Elektrotechnik und seinem Lebenswerk hat H. Happe ein lesenswertes Büchlein gewidmet[71]),

---

„Neuzeitliche Kernphysik und künstliche Umwandlung der Elemente"; Heft 4, W. Köster, „Der metallische Werkstoff. Seine Vervollkommnung durch Technik und Wissenschaft"; Heft 5, O. Faust, „Kunstseide und Zellwolle"; Heft 6, Adolf Thau, „Die Stadtgasindustrie". **8** (1936) Heft 1, E. Rüchardt, „Größe und Masse der Moleküle und Atome"; Heft 2, Conrad Matschoß, „Max Eyth zum hundertsten Geburtstag" und Walter Stauß, „Landwirtschaftstechnik in Deutschland"; Heft 3, Conrad Matschoß, „Friedrich der Große in seiner Friedensarbeit"; Heft 4, R. W. Pohl, „Otto von Guericke als Physiker"; Heft 5, Rudolph Thun, „Entwicklung der Kinotechnik"; Heft 6, J. Zenneck, „Die Entwicklung der Funkentelegraphie". **9** (1937) Heft 1, Kurt Michel, „Vom Flohglas zum Elektronenmikroskop"; Heft 2, H. Lorenz, „Bau und Entwicklung des Erdballs"; Heft 3, Wunibald Kamm, „Die Entwicklung des Kraftfahrzeuges"; Heft 4, Clemens Münster, „Das Fernrohr"; Heft 5, Ernst Feyerabend, „Die Entwicklung der Telegraphie auf Drahtleitungen"; Heft 6, E. Zinner, „Das Leben und Wirken des Nikolaus Koppernick, genannt Coppernicus". **10** (1938) Heft 1, Oskar Schürer, „Elias Holl, der Augsburger Stadt-Werkmeister"; Heft 2, Hans Kölzow, „Von der Abwasserbeseitigung zur Abwasserverwertung"; Heft 3, Armin Renker, „Weg und Werden des Papiers"; Heft 4, Wolf Hirth, „Vom Segelflug und Segelflugzeug"; Heft 5, Willi Fritz, „Milchwirtschaft und Technik"; Heft 6, Henrich Focke, „Neue Wege der Flugtechnik". **11** (1939) Heft 1 Werner Uhink, „Zeit und Zeitmessen"; Heft 2 J. Zenneck, „Georg Simon Ohm".

[69]) „Oskar von Miller". Nach eigenen Aufzeichnungen, Reden und Briefen bearbeitet von Walther v. Miller. München 1932, F. Bruckmann.

[70]) Werner v. Siemens, „Lebenserinnerungen". 13. Aufl. Berlin 1938, Jul. Springer.

[71]) Heinrich Happe, „Werner v. Siemens. Leben und Werk eines deutschen Ingenieurs". Mathematisch-naturwissenschaftlich-technische Bücherei, Bd. 29. Frankfurt a. M. 1934, O. Salle.

das besonders der Jugend, aber auch jedem technisch eingestellten Erwachsenen zu empfehlen ist. Auch der Stammbaum der Familie Siemens[72]) ist wert, eingehend studiert zu werden. Ihre Sippe läßt sich im tausendjährigen Goslar 400 Jahre sicher zurückverfolgen, und der Zusammenhang mit den Namensvettern des 14. Jahrhunderts ist sehr wahrscheinlich. Für die Erbforscher ist dieses Geschlecht ein lehrreiches Beispiel.

Wie der Name Siemens in einem weltumspannenden Industriewerk fortlebt, tragen die Erzeugnisse des Zeiß-Werkes die Namen großer Deutscher über den Erdball: Zeiß, Abbe und Schott. Über sie und ihre Tätigkeit hat F. Scheffel ein fesselndes Buch[73]) geschrieben. Zeiß, der Gründer des Werkes, empfand trotz der Erfolge seiner vorzüglichen Mikroskope die Lücken in seiner Arbeit: ihr fehlte die wissenschaftliche Grundlage. Als er für sie den Physiker Ernst Abbe gewonnen hatte, nahm das Werk einen ungeahnten Aufschwung. Trotzdem blieben noch Wünsche unbefriedigt: man konnte das Glas nicht mit Sicherheit meistern. Hierfür sprang Otto Schott ein. Seither darf man wirklich davon reden, daß gläserne Wunder aus Jena hervorgehen. „Die Erforschung des Weltalls im großen und kleinen, Kino, Photographie, das Maß- und Prüfwesen einer zu Höchstleistungen aufsteigenden Großindustrie, nichts von alledem hätte auf den hohen Stand unserer Tage gebracht werden können, wenn die Pioniere von Jena nicht die Grundlagen dazu geschaffen haben würden". (S. 236). — In dem Stab der heute noch lebenden Mitarbeiter des Zeiß-Werkes ist Moritz v. Rohr einer der bekanntesten. Als er das 70. Lebensjahr vollendete, haben ihm die Zeiß-Nachrichten ein Sonderheft gewidmet[74]), in dem das umfangreichste Kapitel dem „Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber der Optik" M. v. Rohr gerecht wird.

H. Schimank führt mit seinem schön ausgestatteten Büchlein über Otto von Guericke[75]) in die Wirren des 30jährigen Krieges. In kräftiger, schöner Sprache schildert er den edlen Mann als Menschen mit seinen wechselvollen Schicksalen, als Bauherrn der Stadt, als Kriegsingenieur, als Diplomaten, als

---

[72]) „Stammbaum der Familie Siemens". Neu bearbeitet und herausgegeben von Hermann Werner Siemens. Leiden u. München 1935, J. F. Lehmann.

[73]) F. Scheffel, „Gläserne Wunder. Drei Männer schaffen ein Werk: Zeiß, Abbe, Schott". München 1938, Braun u. Schneider.

[74]) Zeiß-Nachrichten, Sonderheft 3, April 1938.

[75]) Hans Schimank, „Otto von Guericke, Bürgermeister von Magdeburg. Ein deutscher Staatsmann, Denker und Forscher". Mit einer Anlage: „Stammtafel der Familie Guericke" von Arthur R. v. Vincenti. Magdeburger Kultur- und Wirtschaftsleben Nr. 6. Magdeburg 1936.

erfolgreichen Bürgermeister und Lenker der Außenpolitik, als Forscher und Erfinder.

Zurück zur Gegenwart! H. Hartmann[76]) hat seine wiederholten Zwiegespräche, die er mit M. Planck im Rundfunk geführt hat, mit Berichten über Lebenslauf, Erbgut, Forschertätigkeit und öffentliches Wirken seines Helden umrahmt. Es ist zu wünschen, daß mit dem Buch wenigstens die Ehrfurcht vor der Person und der Tat des Schöpfers der Quantentheorie erreicht wird, obgleich diese selbst für die Allgemeinheit unverständlich bleiben wird.

Chemie.

Die älteste bekannte Vorschrift für ein chemisch-technisches Verfahren stammt aus dem 17. Jahrhundert v. Chr. R. C. Thompson hat diese Vorschrift für Glasuren in einem Nachschlagewerk über assyrische Chemie und Geologie[77]) zugänglich gemacht. In seinem Buche gibt er eine sorgfältig gegliederte Übersicht über Salze, Erden, Schwefel- und Arsen-Verbindungen, Metalle und Steine, soweit sie den alten Assyrern bekannt waren. Silbe für Silbe hat Thompson die Namen der Stoffe auf sprachliche Zusammenhänge und ihren sachlich faßbaren Inhalt geprüft, verglichen und beurteilt. Allerdings geht er mit seiner Entdeckerfreude in vielen Fällen zu weit, er schreibt den alten Assyrern Kenntnisse zu, die sie unmöglich gehabt haben konnten, so z. B. Goldrubinglas, rauchende Schwefelsäure, Königswasser. Man kann beim Ausdeuten nicht vorsichtig genug sein. Für die Keilschrifttexte bestehen durchaus die gleichen Schwierigkeiten, wie sie K. Sethe für ägyptische Texte warnend gekennzeichnet hat[78]): „Bei der Herstellung des Wörterbuches einer ausgestorbenen Sprache lediglich aus den in ihr verfaßten Texten ohne andere Überlieferung, wie das bei der Sprache der alten Ägypter der Fall ist, bietet die Identifikation von Stoffnamen immer eine besondere Schwierigkeit, weil der Zusammenhang des Textes, aus dem der Lexikograph sonst die Bestimmung der Bedeutung eines Wortes zu gewinnen suchen muß, hier meist versagt und nur in seltenen Fällen etwas Bestimmteres über eine allgemeine Feststellung Hinausgehendes ergibt, wie etwa, daß es sich um einen zu Schmucksachen geeigneten Edelstein, eine zum Flechten eines Korbes geeignete Pflanze

[76]) Hans Hartmann, „Max Planck als Mensch und Denker". Berlin 1938, Karl Siegismund.

[77]) R. Campbell Thompson, „A Dictionary of Assyrian Chemistry and Geology". Oxford 1936, at the Clarendon Press.

[78]) Kurt Sethe, „Die Bau- und Denkmalssteine der alten Ägypter und ihre Namen". Sitzber. d. Preuß. Ak. d. Wiss. 1933 Phil. Hist. Kl. 864—912.

oder etwas Ähnliches handelt. Besonders hinderlich ist dies für die Bewertung der medizinischen Texte durch die Historiker der Medizin, da hier zur Unkenntnis der Heilstoffe auch noch die Unkenntnis der Krankheitsbezeichnungen hinzukommt". — Über die Schwierigkeiten beim Studium mittelalterlicher Schriften, die auf arabische Vorlagen zurückgehen, hat Ruska wiederholt hingewiesen. Er ist nicht müde geworden zu betonen, daß die Abschreiber gewöhnlich nur Worte übernahmen, ohne nach dem Sinn zu fragen. Trotzdem zeigen sich die meisten Historiker den überlieferten Schriften gegenüber viel zu vertrauensselig; deshalb sei hier auf ein Musterbeispiel der Mißverständnisse hingewiesen. In seiner Untersuchung „Über die Quellen des liber claritatis" sagt Ruska: „An einer Stelle schreibt B „*nisi adara*", was kein Mensch versteht. Aber man braucht nur „*nisi nisi-adara*" zu lesen, um das arabische Wort für Salmiak zu erhalten; es ist klar, daß der Abschreiber das zweite *nisi* wegließ, weil er es als Doppelschreibung betrachtete".[79]) Man überlege einmal, was ein sachlich Unkundiger anrichten könnte, wenn wir nur für Konsonanten echte Schriftzeichen besäßen, wie es im Arabischen der Fall ist! Wie wäre wohl der Satz zu deuten: „Der Vorgang verläuft in 10 Mntn"? Heißt das in 10 Minuten oder in 10 Monaten?

Unter den obwaltenden Umständen ist es fast aussichtslos, die Stoffe und Vorgänge zu ermitteln, die von den Alchemisten beschrieben worden sind. Und dennoch ist ein Weg möglich, der Weg, den Ruska gegangen ist. In gedrängter Kürze hat R. Winderlich als Geburtstagsgabe für den Siebenzigjährigen zusammengefaßt[80]), wie Ruska verschüttete Quellen der Alchemie des Abendlandes wieder aufgegraben und zum Fließen gebracht hat. Durch Ruskas Arbeiten ist uns der große persische Arzt und Chemiker Al-Rāzī mit seinem Leben, seinen Werken und seinem nachhaltigen Einfluß auf die Folgezeit wieder lebendig geworden.[81]) Durch Ruskas erfolgreiche Tätigkeit ist auch mög-

[79]) Archeion **16** (1934), diese Stelle S. 163.

[80]) Abhandl. z. Gesch. d. Med. u. d. Naturwiss., Heft 19. „Julius Ruska und die Geschichte der Alchemie". Mit einem vollständigen Verzeichnis seiner Schriften. Festgabe zu seinem 70. Geburtstage am 9. Februar 1937 dargeboten von der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik. — Vgl. Rud. Winderlich, „Zur Alchemiegeschichte des Mittelalters". Ztschr. f. angew. Ch. **50** (1937), 125—127. — Der 5. Band des „Osiris" (1938) ist Ruska gewidmet.

[81]) Julius Ruska, „Das Buch der Alaune und Salze. Ein Grundwerk der spätlateinischen Alchemie". Berlin 1935, Verlag. Chemie. — J. Ruska, „Übersetzung und Bearbeitungen von Al-Rāzīs Buch 'Geheimnis der Geheimnisse'". Quellen u. Studien z. Gesch. d. Naturw. u. d. Med., Bd. 4, Heft 3. Berlin 1935, J. Springer. — J. Ruska, „Al-Rāzīs Buch Geheimnis

lich geworden, zwischen dem arabischen 'Gābir und dem lateinischen Geber scharf zu unterscheiden.[82]) Ruska hat alles von ihm gesammelte handschriftliche Material seinem früheren Assistenten Paul Kraus übergeben, der inzwischen einen Band arabischer 'Gābir-Texte veröffentlicht[83]) und eine Übersetzung und einen Kommentar zu den Texten in Aussicht gestellt hat.

Zusammenfassend ist die Geschichte der Alchemie in der Berichtszeit mehrmals behandelt worden. Für Deutschland kommt nur eine solche Arbeit in Betracht: W. Ganzenmüller, „Die Alchemie im Mittelalter".[84]) Sie ist aus eigner Forschertätigkeit erwachsen[85]) und macht sich die Ergebnisse der neuzeitlichen Untersuchungen zunutze, über die am Schluß des Buches ein Schrifttumnachweis gebracht ist. Sie wendet sich jedoch nicht in erster Linie an die Fachgelehrten, sondern an alle Gebildeten, die ein Verständnis dafür aufbringen, daß die ehrlichen Wahrheitssucher unter den Alchemisten die Naturreiche mit dem großen Weltganzen in Zusammenhang bringen wollten; von diesen zu trennen sind jene minderwertigen Gesellen, die mit gieriger Hand nach Schätzen gruben und sich vor Betrug nicht scheuten. — Für die Länder englischer Zunge sind die Bücher von Hopkins und Read bemerkenswert. Hopkins[86]) schildert den langsamen Wandel der Denkweise in ihrem Zusammenhang mit den praktischen Kenntnissen der chemisch arbeitenden Gewerbe. Er unterscheidet drei große Abschnitte: 1. die ägyptische oder wahre Alchemie und ihren Übergang zum Islam, 2. die islamische Alchemie und ihren Übergang nach Westeuropa, 3. die Schein-Alchemie und ihren Übergang in die moderne Chemie. Nach Hopkins war die echte Alchemie kein plötzlich auf-

---

der Geheimnisse". Mit Einleitung und Erläuterungen in deutscher Übersetzung. Quellen u. Studien z. Gesch. d. Naturw. u. d. Med. Bd. 6. Berlin 1937.

[82]) Vgl. Arch. f. Kulturgesch. **24** (1933), 128.

[83]) Paul Kraus, „Jābir ibn Hayyān. Essai sur l'histoire des idées scientifiques dans l'Islam". Vol. I „Textes choisis". Paris 1935, G. P. Maisonneuve.

[84]) Wilhelm Ganzenmüller, „Die Alchemie im Mittelalter". Paderborn 1938, Verlag der Bonifazius-Druckerei.

[85]) „Über die Zusammensetzung mittelalterlicher Ziegelglasuren". Ztschr. f. angew. Ch. **50** (1937), 260—263. — „Hüttengeheimnisse der italienischen Glasmacher des Mittelalters". Glashütte **67** (1937), 247—250, 260—262. — „Beiträge zur Geschichte des Goldrubinglases". Glastechnische Berichte **15** (1937), 346—353, 379—384, 417—426. — „Ein italienisches Goldlüsterrezept vom Ende des 14. Jahrhunderts". Ztschr. f. angew. Chem. **51** (1938), 254—256.

[86]) Arthur John Hopkins, „Alchemy Child of Greek Philosophy". New York 1934, Columbia Univ. Press.

tauchender Wahn, sie war vielmehr herausgewachsen aus dem besten und nüchternsten Denken des antiken Geistes. „Griechische Philosophie war die Quelle der Alchemie; auf sie beriefen sich dauernd die Alchemisten." — Read[87]) ist begeistert für den Stoff, den er behandelt, aber trotz seines Eifers ist sein gerechtes Urteil über die mittelalterliche Alchemie für den Leser wenig ermunternd: „Viel Geschrei und wenig Wolle", much cry and little wool (S. 23). Ausgehend von dem Gedanken, daß für die Alchemie nichts charakteristischer ist als ihr Schrifttum, behandelt Read dieses gründlich, davon eingehend die Schriften des 17. Jahrhunderts. Für Read wie für Hopkins ist die Phlogistontheorie der Schwanengesang der Alchemie; aus der Sonne, aus dem Feuer, wurde im Laufe der Zeiten der philosophische Schwefel, aus diesem die terra pinguis und schließlich das Phlogiston. Mit sichtlicher Liebe hat Read sich in die Bildwerke vertieft, von denen er zahlreiche Beispiele auf guten Tafeln bringt; doch der Ertrag dieser Mühe ist gleich Null. Wenn Read im Schlußabschnitt seines Buches auf das bekannte Gleichnis vom Umgraben des Weinberges verweist, das mit wertvolleren Schätzen lohnte, als die Söhne gesucht hatten, dann trifft das nur für die Arbeiten in den Werkstätten zu, von denen bei Read nicht die Rede ist; die blöden Phantastereien der Schreiberlinge haben keine brauchbaren Früchte getragen. Auch Read ist diese Erkenntnis gekommen, denn er prägt den beherzigenswerten Satz: „Wenn die Alchemie als das Kind der griechischen Philosophie angesehen wird, dann ist als der andere und ältere Vorfahr die praktische Kenntnis Ägyptens und anderer Länder anzusehen" (S. 74). — Mit Bildern alchemistischen Inhalts hat sich auch T. L. Davis in einer Studie beschäftigt[88]), in der er den europäischen Darstellungen chinesische gegenüberstellt. Seit Jahren ist Davis bemüht, die Annahme zu begründen, daß die Alchemie in China entstanden und durch die Araber über Persien nach Europa gekommen ist. Er hat durch Lu-Ch'iang Wu (gest. 30. 1. 1936 in Kanton) die beiden für die Alchemie wichtigsten Kapitel aus dem Hauptwerk des vielgerühmten Ko-Hung (281—361) übersetzen lassen.[89]) Davis

[87]) John Read, „Prelude to chemistry, an outline of alchemy, its literature and relationships." London 1936, G. Bell & Sons Ltd.

[88]) „Pictorial representations of alchemical theory". Isis **28** (1938), 73—86.

[89]) „An ancient Chinese alchemical classic. Ko-Hung on the Gold Medicine and on the Yellow and the White. The fourth and sixteenth chapters of Pao-P'u-Tzŭ". Translated from the Chinese by Lu Ch'iang Wu with an Introduction etc. by Tenney L. Davis. Proceedings of the American Academy of Arts and Science. Vol. 70, Nr. 6, Dez. 1935 p. 221—284.

betont „die grundsätzliche Verschiedenheit der Ziele chinesischer Alchemisten, die wirkliches, echtes Gold und Silber künstlich herstellen wollten, von den Zielen der alexandrinischen und byzantinischen Chemiker, die unedle Metalle zu färben trachteten". Als wesentlich hebt er ferner die Tatsache hervor, daß der Wunsch, unsterblich zu werden, der für die Chinesen im Vordergrund steht, in den alchemistischen Lehren des Westens keine Rolle spielt. Nach Davis fand der Begriff des *Hsien*, des übernatürlichen, mit ewiger Jugend begabten Wesens, bei den abendländischen Alchemisten wahrscheinlich keinen Widerhall, weil „die Lehre Mohammeds und das Christentum ohnehin eine Unsterblichkeit versprachen". Solche wesentlichen Unterschiede deuten im Gegensatz zu Davis' Annahme vielmehr auf eine völlige Unabhängigkeit der abendländischen Alchemie von der chinesischen. Unsterblichkeit ersehnte auch der Held des alten Gilgamesch-Epos, der Wunsch nach ewigem Leben war also dem Zweistromlande nicht fremd; wenn er trotzdem nicht von dort in die alchemistischen Lehren der Perser und Araber übergegangen ist, so kann man nur schließen, daß die Quellen dieser Alchemie ihn nicht enthielten. — Wegen des Zusammenhangs der ältesten Alchemie Chinas mit der Japans verweisen Davis und Nakaseko in einem Aufsatz[90]) auf das Grabmal des Hsüh Shih, von den Japanern Jofuku oder Joshi genannt, in Shingu (Japan). Hsüh Shih soll von dem chinesischen Kaiser Shih Huang Ti (259—210 v. Chr.) mit dreitausend Männern und Frauen ausgeschickt worden sein, damit er von den Inseln des Ostens das Unsterblichkeitskraut hole; er kehrte jedoch nicht zurück, sondern wurde König in der friedlichen und fruchtbaren Landschaft, in der er sich mit seinen Leuten niederließ. An seinem Grabmal erflehen die Pilger Langlebigkeit und Glück. — Eine zusammenfassende, sehr klare Übersicht über die Alchemie des fernen Ostens hat Chikashige gegeben.[91]) Für die Anhänger des *Tao* war das Gold nur Mittel zum Zweck, es galt als wesentlicher Bestandteil der Unsterblichkeitsmedizin; für die Alchemie des Westens hingegen war das Gold als Metall, als hochwertige Ware, das erstrebte Ziel. Die Anhänger des *Tao* waren arm, sie mußten deshalb das notwendige Gold für die Unsterblichkeitspillen künstlich herstellen; es mußte echt sein, da-

[90]) Tenney L. Davis and Rokuro Nakaseko, „The tomb of Jofuku or Joshi, the carliest alchemist of historical record". Ambix **1** (1937), 109 bis 115.

[91]) Masumi Chikashige, „Oriental Alchemy. Alchemy and other chemical achievements of the ancient Orient. The Civilization of Japan and China in early times as seen from the chemical point of view". Tokyo 1936, Rokakuho Uchida.

mit es wirken konnte. Im zweiten Teil seines Büchleins vergleicht Chikashige Rezepte für Bronzen aus einem Buch des 10. Jahrhunderts v. Chr. mit den Ergebnissen der chemischen Analyse. Durch physikalisch-chemische Studien hat er in seinem Laboratorium die lange vergessene Kunst wieder erweckt, die wundervollen *Han*-Spiegel zu gießen, die so hart und widerstandsfähig gegen Aufrauhen waren, daß sie selbst beim Lagern im Erdboden nach tausend Jahren noch ihre spiegelnde Fläche behalten haben. Auch in die Geheimnisse der alten japanischen Schmiede und Schwertfeger ist Chikashige eingedrungen.

Es ist erstaunlich, wie groß die praktischen Kenntnisse längst vergangener Zeiten gewesen sind. Ein wissenschaftliches Eindringen in die erhaltenen Reste schützt vor geistigem Hochmut. Deshalb ist es wichtig, die überkommenen und noch auffindbaren Rezeptbücher gründlich zu durchforschen und mit den Kunstwerken, dem Hausrat und den gewerblichen Gegenständen zu vergleichen, die als Überreste erhalten geblieben sind. In diesem Sinne hat W. Theobald den deutschen Lesern eine wahrhaft kritische und buchmäßig mustergültige Ausgabe der Hauptstücke der inhaltsreichsten und bedeutendsten Technologie des 10. Jahrhunderts beschert, der „*Diversarum Artium Schedula*" des Theophilus Presbyter.[92]) Theobald richtet seine Aufmerksamkeit vornehmlich auf den sachlichen Inhalt, auf die beschriebenen Verfahren, Geräte und Werkzeuge. Ausgewählt sind die Bücher vom Gold und der Kunst mit Gold zu schreiben, vom Glas und der Glasmalerei, von den Metallgewerben. — Albert Rehm hat in seinem Aufsatz „Zur Rolle der Technik in der griechischen und römischen Antike"[92a]) beachtenswerte Tatsachen zusammengestellt, die beweisen, daß die Arbeitstechnik bereits in der vorhellenistischen Zeit weit vorgeschritten war. — Außerordentlich lehrreiche Aufschlüsse über die Verfahren beim Bronzeguß für Weihgaben im alten Griechenland hat Roland Hampe erbracht.[92b]) Er legte alte Werkstattplätze der Bronzegießer frei und fand Gießgruben, Gießformen, Gußstücke und Ofenreste, so daß die Arbeitsweise durch Vergleich mit alten Vasenbildern bis in Einzelheiten hinein erschlossen werden konnte. — H. Ritter hat in Istanbul in der Hagia Sophia eine unzweifelhaft echte Handschrift entdeckt, in der überraschend ausführlich und genau das Glasieren der Fayencen in Kaschan be-

---

[92]) Wilhelm Theobald, „Technik des Kunsthandwerks im 10. Jahrhundert. Des Theophilus Presbyter *Diversarum Artium Schedula*". In Auswahl neu übersetzt und erläutert. Berlin 1933, VDI.Verlag.

[92a]) Archiv f. Kulturgesch. **28** (1938), 135—162.

[92b]) „Olympia. Die Grabung im Frühjahr 1937." Forschungen und Fortschritte **14** (1938), 277—279.

schrieben ist, also in dem Hauptort zur Zeit der Hochblüte der persischen Keramik. Die Handschrift ist im Jahre 700 der Hedschra — 1301 nach unserer Zeitrechnung — von Abulqâsim ʿAbdallâh bin ʿAlî bin Muhammed bin abî Tâhir verfaßt, der einer hochangesehenen kunstfertigen Töpferfamilie angehörte. Diese Schrift ist deutsch übersetzt und erläutert in den Istanbuler Mitteilungen erschienen.[93])

[93]) Hellmut Ritter, Julius Ruska, Friedrich Sarre, Rudolf Winderlich, „Orientalische Steinbücher und persische Fayencetechnik". Istanbul 1935, Archäologisches Institut des Deutschen Reiches.

(Schluß im nächsten Heft)

KULTURZEITALTER UND ZEITALTER DER WELTGESCHICHTE

VON KARL GROSSMANN, WIEN

§ 1. Die Frage ist umstritten, ob Geschichte überhaupt zu gliedern sei und insbesondere, ob wir berechtigt sind, Kulturzeitalter aufzustellen, zumal die bisherigen Versuche nicht befriedigen können. Wenn ich einen neuen Versuch wage, so deshalb, weil ich der Überzeugung bin, daß es tatsächlich so etwas wie Kulturzeitalter gibt und daß anderseits, trotz allen Einwänden, die Gliederung auch für die Geschichte eine wichtige wissenschaftliche Aufgabe darstellt. Nur gegliederten Stoff können wir begreifen und beherrschen, nur gegliederte Geschichte läßt uns unsere und andrer Stelle innerhalb der Entwicklung erkennen. Freilich darf eine solche Gliederung nicht willkürlich und äußerlich sein, sondern muß nach einem einheitlichen Gesichtspunkt vorgehn, der aus dem Stoff selbst genommen ist, das Wesen der Entwicklung trifft und gut begrenzte Abschnitte ermöglicht, die allenfalls den Zeitgenossen selbst bewußt geworden sind. Als solchen Einteilungsgrund nehme ich die Art des Denkens und die daraus entspringende Art, die Welt aufzufassen und sich mit ihr abzufinden. Er erfüllt, glaube ich, jene Forderungen und trifft tatsächlich das Wesen der Entwicklung. Denn Geschichte ist Geistesgeschichte, allmähliche Entfaltung des blutmäßig bedingten menschlichen Geistes, insofern alle Kultur, sei es ein urzeitliches Steinbeil oder eine moderne Maschine, ein Kunstwerk oder eine politische oder kriegerische Tat, zuletzt ein Erzeugnis menschlicher Hände und menschlichen Geistes ist, geboren in den Köpfen einzelner und getragen von der Masse. Von den Seelenkräften aber scheint mir das Denken, d. h. genauer die Art des Erfassens der Wirklichkeit, für den Geschichtsverlauf besonders wichtig zu sein und vor allem auch eine erkennbare Entwicklung zu zeigen.

Daß Denken und Weltanschauung etwa in MA. und NZ. verschieden sind und diese Teilung vor allem daher einen Sinn bekommt, wird man heute vielleicht schon zuzugeben geneigt sein. Einem bestimmten Abschnitt in der Entwicklung des Denkens soll also eine bestimmte Kultur entsprechen, die dann bei verschiedenen Völkern einen gemeinsamen Grundzug aufweisen wird. Freilich die Ausprägung der Kultur im einzelnen, ebenso das Tempo, das die Entwicklung einschlägt und die Höhe, die sie erreicht, die werden verschieden sein nach Rasse, geographischer und historischer Lage, nach Blut, Boden und Schicksal. Das Einmalige der Geschichte, wie es besonders durch Rasse und Persönlichkeit bedingt ist, wird also gewahrt bleiben, ja man wird, wenn das Gemeinsame einmal sicher festgestellt ist, das Besondere dann vielleicht um so klarer herausarbeiten können. Ich will noch bemerken, daß im folgenden die Geistesstufe jeweils vor allem für die führende Schicht gemeint ist, wobei die übrige Masse des Volkes sehr wohl noch auf einer niedrigern Stufe verharren kann; ferner, daß jedes Volk wohl dieselben Stufen durchschreiten muß, daß aber bei weitem nicht alle Völker alle Stufen erreichen, sondern früher oder später stehn bleiben oder auch vorzeitig vernichtet werden können. Als Stufen der Geschichte, der einzelnen Kulturen wie der großen Kulturkreise — Europa, Orient, Indien, Ostasien — nehme ich Urzeit, Altertum, Mittelalter und Neuzeit (UZ. AT., MA., NZ.). Zur Bestimmung der Stufen sollen auch die einzelnen Kulturzweige und besonders auch die politische Geschichte zu Hilfe genommen werden. Die Grenzen der Abschnitte sind da zu setzen, wo das Neue herrschend geworden ist, wobei runde Zahlen vorzuziehen sind.

Und nun will ich, wenn auch nur in kurzem Abriß, versuchen, erst die Stufen, dann die Gliederung der Kulturen und Kulturkreise und zuletzt die der Weltgeschichte darzulegen.

§ 2. Zunächst also die Stufen. A) Die erste ist die Urzeit, die man nach Werkstoff, doch auch nach der Gesamtkultur in die bekannten Unterabschnitte teilt. Der älteste faßbare ist die frühe Altsteinzeit mit sogenannter Wildbeuterkultur. Sie fällt in die letzte Zwischeneiszeit und ist in tropischen Urwäldern in spärlichen Resten bis zur Gegenwart erhalten. Es folgen die

jüngere Alt- und die mittlere Steinzeit, etwa 20000 bis 4000 v., mit der Kultur höherer Jäger, wie etwa heute der Eskimo, oder Stocher- oder Hackbau, wie er bei den sogenannten Naturvölkern besonders der Südhalbkugel noch ziemlich zahlreich vertreten ist. Nun folgt die jüngere Steinzeit, teils Hirtenkultur im eurasiatischen Steppengürtel, wie dort heute noch, teils Bauernkultur in allen Ländern, die zu höherem historischen Leben aufzusteigen bestimmt sind von Nordeuropa über Ägypten bis Ostasien.

Nun das Denken. Den Naturvölkern eignet jene Denkweise, die man als die primitive schlechthin bezeichnet. Ich beziehe mich da besonders auf G. F. Lipps[1]) und W. Wundt.[2]) Das primitive Denken ist ähnlich unserm im Traum, vom Willen kaum gelenkt. Wahrnehmungen und Vorstellungen folgen im Bewußtsein ohne Regel, sie gehn ineinander über und werden so anerkannt, wie man sie erlebt. Eigenschaften und Zustände werden als selbständige Dinge genommen. Die Vorstellungen sind wenig geschieden, stark gefühlsbetont, stark kollektiv und sie sind komplex, d. h. der Teil geht für das Ganze, das Ganze für den Teil. Was im Bewußtsein verbunden ist, gehört nach diesem Gesetz der Partizipation auch in Wirklichkeit zusammen. So entsteht eine mystische Verwandtschaft der Dinge untereinander und die Möglichkeit magischer Wirkung aufeinander. Schließlich scheint eine überall verkörperte Kraft alles zu erfüllen oder sich in gewissen Wesen oder Dingen als Fetisch oder Dämon zu ballen. Solche Dämonen sind Vorstellungsgebilde mit allen Eigenschaften dieser, unklar, verwandlungsfähig, vergänglich, ohne Beziehung zur Sittlichkeit, von begrenzter Macht und durch Zauber zu bannen. Zauber durchdringt auch das ganze Leben, oft mit schauerlichen Riten und Kannibalismus verbunden. Der Zusammenhang der Dinge ist nicht kausal, sondern mystisch-magisch, das Denken prälogisch, unabhängig vom Satz des Widerspruchs, wie es dem Märchen eignet. Diese magische Denkweise ist wahrscheinlich nicht die älteste, hat aber die erste bekannte Weltanschauung hervorgerufen, die es ihren Trägern

[1]) Das Wirken, Lpz. 1931. Psychophysik, Samml. Göschen, Lpz. 1921.
[2]) Elemente der Völkerpsychologie, Lpz. 1912, Grundriß d. Psychologie, Lpz. 1922.

ermöglicht, die Welt zu erklären und so irgendwie zu beherrschen. Auch die erste, natürlich magische Kunst entstammt ihr.

Dies magische Denken beginnt in der letzten vorgeschichtlichen Stufe, der Zeit der Bauernkultur, allmählich einem neuen Erfassen der Welt, dem mythologischen zu weichen. Wahrnehmungen und Vorstellungen verbinden sich jetzt im Bewußtsein nicht mehr bloß auf Grund ähnlichen Aussehns, sondern auch auf Grund der Vorgänge, deren Träger sie sind (Lipps). Die Erfassung der Zustandsänderungen wird mit dem eigenen Tun verwoben und miterlebt. Die beseelende Apperzeption betätigt sich jetzt an den großen Naturerscheinungen, deren Regelmäßigkeit bewußt wird (Wundt). Lebewesen menschlich-übermenschlicher Art, lichte Helden und Göttergestalten werden ihre Träger, bekämpfen die dunklen Dämonen und über ihre Taten, d. h. die historisierten Naturvorgänge, berichtet der Mythos. Diese Götter sind immer noch willkürlich und kaum sittlich, aber einem höheren Gesetz unterworfen. Diese Erkenntnis eines ewigen Naturgesetzes aus steigender Naturbeobachtung heraus führt schließlich zu den Anfängen der Wissenschaft und zur Begründung des Staates, und damit geht die vorgeschichtliche in die geschichtliche Kultur über.

B) Ihre erste Stufe ist das Altertum.[1]) So bezeichne ich die Zeit, wo jene mythologische Weltanschauung voll durchgedrungen ist, d. h. der Glaube, daß die Welt im Kampf der persönlich-göttlich gedachten Naturgewalten bestehe, über ihnen aber ein unerbittliches Gesetz den Kreislauf der Natur beherrsche. Der Vielheit der Erscheinungen entspricht die Vielheit der Götter, deren Ordnung zu Systemen die erste Aufgabe religiös-wissenschaftlicher Spekulation darstellt. Der Kult ist noch stark magisch, Grabschlachtung und Menschenopfer noch häufig. Mit dem Durchbruch des neuen Denkens mag auch ein erstes Hervortreten des Individualismus in Zusammenhang stehn, wie er in den Königen und Helden, den Wanderzügen

[3]) Zu den Stufen bes. K. Breysig, Der Stufenbau u. die Gesetze der Weltgesch., Stuttg.-Berl. 1927 und Geschichte der Seele im Werdegang d. Menschh., Bresl. 1931. Ferner F. Kern, Naturgott u. Gewissensgott, in Kultur- u. Universalgesch., W. Goetz zu s. 60. Geburtstag, Lpz. u. Berl. 1927.

und Staatengründungen sich kundgibt. Jetzt entsteht ja erst, durch gewaltige Persönlichkeiten geschaffen, der eigentliche Staat mit einem mächtigen, meist irgendwie magischen Gottkönig an der Spitze. Im Volk überwiegt noch die Masse der Gemeinfreien und das urzeitliche Aufgebot, doch mehr und mehr steigt die Macht des Adels und drückt die Bauern zur Hörigkeit herab, wenn er nicht schon als Herrenschicht erobernd eingedrungen ist. Die Wirtschaft ist agrarisch und Naturalwirtschaft unter Führung des Großgrundbesitzes, bisweilen auch eine Art Staatskommunismus. Das Recht ist öfter schon aufgezeichnet, ist Gewohnheitsrecht und göttlichen Ursprungs, genossenschaftlich, sinnfällig und kasuistisch. Die bildende Kunst ist ornamental, geometrisch, symbolisch, die Skulptur blockartig und fratzenhaft. Die eigentliche künstlerische Leistung der Zeit ist das Götter- und Heldenlied.

C) Das Altertum wird zum Mittelalter, sobald, zuerst oft in prophetischen Persönlichkeiten, die Idee der Einheit, Geistigkeit und Sittlichkeit Gottes durchgedrungen ist. Noch ist zwar das Denken anthropomorph, an das unwillkürliche Erfassen der eigenen Lebensbetätigung gebunden, noch verweben sich im Bewußtsein die Zustandsänderungen der Dinge mit ähnlichen eigenen und ist, wie Lamprecht einmal sagt, die Fähigkeit, die Identitätsgrenzen zu sehn, noch gering. Selbst primitiv-komplexes Denken ist, im Hexenglauben etwa, damals und später noch nicht erloschen. Anderseits aber, wie Lipps von der Vollendung der mythischen Stufe sagt, umfaßt das im Mythos dargestellte Geschehn zuletzt die ganze Wirklichkeit, erkennt man einen durchgreifenden Zusammenhang alles Seins und Werdens. Die Vielheit der mythischen Wesen schließt sich zur Einheit, zur Gottheit zusammen, die die mythischen Eigenschaften abstreift und zum rein geistigen Schöpfer und Lenker der Welt und zum Hüter der Sittlichkeit wird. Die Gottheit kann monotheistisch, theopanistisch, auch polytheistisch gedacht werden, doch immer irgendwie monistisch, indem sie die Welt durchdringt. Ebendeshalb ist aber auch, und ich verweise da besonders auf Schmalenbach[4]), Huizinga[5]) und Herm.

[4]) Das MA., in Wiss. u. Bildung, 1926.
[5]) Herbst des MA., dt. Mü. 1924.

Schneider[6]), das philosophische System eines MA. der Universalienrealismus der Scholastik. Die allgemeinen Begriffe sind reale Wesen, das Ganze geht nicht mehr für, aber vor den Teilen, die nicht Individuen, sondern Organe des Ganzen sind. Die Welt ist eine Hierarchie von Ideen, das Einzelding wird aus seiner Stellung im System erkannt und hat außer seiner natürlichen noch eine übersinnliche, symbolische Bedeutung. Die Dinge stehn nicht mehr im magischen und noch nicht im kausalen Zusammenhang, sondern eben im symbolischen, d. h. nach Sinn und Zweck. Aus dieser Geisteshaltung des MA. heraus ergeben sich auch sein Autoritätsglaube, die Herrschaft von Sitte und Formalismus, die Unfähigkeit, zwischen Wichtig und Unwichtig zu scheiden und das langsame Entwicklungstempo organischen Wachsens. Daher endlich auch der Kollektivismus des MA., mit dem sich aber nach Schmalenbach qualitativer Individualismus sehr wohl verträgt. Von den einzelnen Kulturzweigen, die sich noch nicht sehr von einander scheiden, wurde der Religion bereits gedacht. Die Wissenschaft ist scholastische Theologie, der die andern Fächer zu dienen haben. Die Dichtung ist teils geistlich, teils konventionelle ritterliche Epik und Lyrik. Die bildende Kunst ist monumental, archaisch, hieratisch, sowohl in der Architektur, wie auch in der ihr untergeordneten Skulptur und Malerei und wohl auch der Musik. Die Wirtschaft behält den agrarisch-genossenschaftlichen Charakter und ist Bedarfsdeckungswirtschaft nach dem Satz: „Ware — Geld — Ware". Die Gesellschaft ist ständisch-pyramidal geordnet dem symbolischen Denken gemäß, dem auch zusammen mit materiellen Ursachen der Lehensstaat entspricht. Charakteristisch ist das Aufkommen eines ritterlichen Kleinadels. Der Staat soll irgendwie Gottesstaat sein mit einem theokratischen, doch nicht mehr göttlichen König an der Spitze, durch Adel und Priesterschaft in seiner Macht meist beschränkt. Auch das Recht soll nach Kern jetzt in die pädagogische Heilsarbeit einbezogen werden. Charakteristisch ist endlich noch für alle ma. Kulturen ihr mehr oder minder erfolgreicher Missionsdrang gegenüber den „Barbaren" oder „Heiden".

[6]) Kultur und Denken der Babylonier und Juden, Lpz. 1910.

Soviel über MA. im allgemeinen. Das europäische MA. teilt man weiter in Früh-, Hoch- und SpätMA., was auch für andre Kulturen anwendbar ist. Zwischen Früh- und HochMA. besteht freilich nur der Unterschied zwischen der Zeit der Vorbereitung und der klassischen Höhe. Dagegen bedeutet das SpätMA. doch in vielem eine neue Kultur, das etwa, was Kern als Erlösungskultur charakterisiert. Das religiöse Weltbild des MA. bleibt im ganzen zwar bestehn, wird aber von zwei Seiten her teils zersetzt, teils weitergebildet. Einerseits erhebt sich aus der monistischen Tendenz des MA., aus dem steigenden sittlichen Bewußtsein und dem steigenden Individualismus heraus die Sehnsucht der Seele nach Erlösung von der Sünde zur Wiedergeburt in Reinheit und Freiheit und inniger Vereinigung mit Gott. Es ist die Zeit der Entstehung der großen Erlöserreligionen und aller Mystik. Freilich kann die tiefe seelische Erregung nicht dauernd bleiben. Von der Masse werden die ihr durch organisierte Kirchen verkündeten Gedanken meist überhaupt nur recht äußerlich übernommen. Bald erstarren sie vollends und es tritt jener Stillstand in der Entwicklung ein, der für die außereuropäischen Kulturen kennzeichnend ist und den man vielleicht NachMA. nennen kann. Anderseits kann aber auch, wo noch schöpferische Rassenkräfte vorhanden sind, aus der Beobachtung der Natur heraus das scholastisch-realistische Denken allmählich durch das nominalistische verdrängt werden, das Glauben und Wissen scheidet und damit die NZ. einleitet.

Die seelische Erregung, der steigende Individualismus und das beginnende nominalistische Denken zeigen sich auch in der Kultur des SpätMA.; in der bildenden Kunst in Pathos und Vermenschlichung, in steigendem Realismus und den Anfängen der Perspektive, in der Literatur in der Blüte des Dramas. Weltliche Wissenschaft tritt nun schon stärker hervor. In der Wirtschaft regt sich der Kapitalismus, und das Bürgertum wird der führende Stand, der Ritter selbst militärisch durch das Fußvolk zurückgedrängt. Die ganze Kultur nimmt bürgerliche Züge an. Auch die Staaten lösen sich in Stadtstaaten auf, wenn es nicht dem Königtum gelingt, gestützt auf das Bürgertum, den Grund zum absoluten Beamtenstaat zu legen. Auf diesem Stande kann die Entwicklung wie gesagt erstarren. Kommt aber das

nominalistische Denken zur vollen Herrschaft, so beginnt eine neue Periode, eben

D) die Neuzeit. Sie ist die Zeit der wissenschaftlichen Kultur, des kausalen, wissenschaftlichen Denkens, das die Einzeldinge klar zu scheiden weiß, so daß der Teil vor dem Ganzen geht, der quantitative an Stelle des qualitativen Individualismus tritt, der Dualismus an Stelle der Immanenz des Geistes. Der einzelne löst sich aus den Verbänden des Blutes und der Tradition, stellt sich auf sich selbst. Der Autorität tritt das eigene Denken entgegen, und damit erscheint ein Geist der Kritik, der Empirie, der Berechnung und der Nüchternheit, kurz, der Geist des Rationalismus. Damit bekommt auch die Entwicklung das Tempo der Dynamik.

Das neue Denken macht sich in allen Kulturzweigen fühlbar, die sich jetzt immer mehr scheiden, wobei Wissenschaft und Kunst die Führung übernehmen. Die Welt wird nicht mehr nach Sinn und Zweck, sondern nach Ursache und Wirkung erklärt, nicht mehr mythologisch oder theologisch, sondern kausal-wissenschaftlich und wird dadurch leicht zum bloßen Mechanismus. Die Gottesauffassung ist strenger monotheistisch und weniger anthropomorph, neigt bald zu Pantheismus und verblaßt zum unpersönlichen Naturgesetz. Sündenbewußtsein und Erlösersehnsucht weichen einer optimistischen Weltfreudigkeit. Auch die Sittlichkeit macht sich autonom und gründet sich vornehmlich auf den Gedanken der humanitas, der Menschenwürde und Menschenliebe. Die Kunst wird selbständiger Ausdruck der Weltanschauung und der Persönlichkeit des Künstlers, beherrscht Komposition und Raum, das Licht und die Formensprache der Natur. Die Dichtung stellt, vornehmlich in Drama und Roman, menschliches Schicksal und menschlichen Charakter dar. Auch die Wirtschaft wird individualistisch und rationalistisch, d. h. rechnerisch und kapitalistisch, und arbeitet nach dem Satz „Geld — Ware — Geld". Schließlich nimmt auch der Staat Eigenwert in Anspruch, wird souverän nach innen und außen und stellt Gleichheit vor dem Gesetz her. Das Recht wird rational gesatzt, gegliedert und vereinheitlicht.

Als Unterstufen der NZ. scheide ich zunächst zwei. Eine frühe NZ., bei uns die Zeit der Renaissance und Reformation,

zeigt noch altes und neues Denken, qualitativen und quantitativen Individualismus nebeneinander, doch mit Vorwiegen des Neuen. Dann folgt die hohe NZ., die eigentliche Zeit des Rationalismus. In der Antike kommt es darauf zu einem völligen Umschlagen in die religiöse Weltanschauung etwa eines SpätMA., in Europa dagegen, so scheint es, setzt zu Ende des 18. Jahrhunderts ein neues Denken und eine weitere Steigerung der Kultur ein, so daß man mit gewissem Recht von einer Neuesten Zeit gesprochen hat. Davon später noch ein Wort.

Hier will ich nur noch anfügen, daß man bisher MA. und NZ. besonders nach dem Individualismus geschieden hat. Solcher zeigt sich aber auch schon im AT. und MA., wächst allerdings mit der Kultur und tritt in den religiösen Bewegungen des SpätMA. schon mit aller Macht hervor. Ich möchte auch die Reformation vor allem als solche ansehn, und wenn man mit ihr die NZ. einleiten will, so berechtigen dazu mehr ihre Folgen, als sie selbst, wie etwa Troeltsch sagt. Burdach und andre wollen auch den Humanismus als solche religiöse Bewegung fassen, was für die Anfänge bis zu gewissem Grad zutreffen mag. Später aber wird er doch zu einer ausgesprochen wissenschaftlich-künstlerischen und damit neuzeitlichen Bewegung, und es verbindet sich in ihm, um nochmals mit Schmalenbach zu sprechen, mit dem qualitativen der neuzeitliche quantitative Individualismus. Aller Individualismus ist aber, glaube ich, doch erst das Sekundäre, und das Primäre ist die Art des Denkens. Und nun will ich dazu übergehn, jene Stufen in den verschiedenen Kulturen auch tatsächlich aufzuzeigen, was ich hier freilich nur ganz kurz tun kann.

§ 3. Ich spreche zunächst über den Orient und teile seine Geschichte von den Anfängen bis heute in vier oder fünf große Abschnitte, die sich wieder in Unterabschnitte gliedern. Die altorientalische Frühzeit bis etwa 1600 v. ist die Zeit, da die einzelnen Kulturen langsam nebeneinander heranwachsen und ihr AT. und FrühMA. durchmessen. Zugleich ist es die indogermanische Zeit, die Periode der Ausbildung und ersten Ausbreitung der nordisch-arischen Bauernkultur. Es folgt bis etwa 500 v. das HochMA. des Orients. Ägypten kommt dazu, wie ich glaube, im Neuen Reich, rund 1600 bis 1200 v., da, wenigstens

in den gebildeten Kreisen, die Überzeugung von dem einen, gerechten und gütigen Gott Amon-Ra durchgedrungen ist und in den riesigen Tempelbauten von Theben künstlerischen Ausdruck findet. Ihre Höhe erreichen diese Gedanken in dem Gottesstaat der Amonspriester um 900, worauf dann Erstarrung eintritt. In Mesopotamien kann man erst die Zeit nach 1000 mit einiger Sicherheit als HochMA. bezeichnen, einerseits nach den politischen, wirtschaftlichen und künstlerischen Leistungen des assyrischen und neubabylonischen Großstaates, anderseits erfolgt erst damals durch die Chaldäer die Angleichung der Götter an Marduk und der Ausbau der Lehre der Entsprechungen zwischen Himmel und Erde zu einem umfassenden, die Welt vom religiösen Standpunkt aus erklärenden System. In Israel ist die Zeit der Propheten, etwa 800 bis 500, die Zeit der Ausbildung einer hochma. Weltanschauung. Jahwe wird jetzt der einzige Gott, der Schöpfer und Lenker der Welt. Zugleich wird die theokratische Staatsform durchgesetzt, das Recht religiös geregelt und die Geschichte als ununterbrochene, persönliche Einwirkung Gottes dargelegt. Nach dem Exil tritt teils Erstarrung zur Gesetzesreligion ein, teils regen sich individualistische und Erlösergedanken. Kreta scheint zur Zeit des Neuen Reiches sein HochMA. zu erreichen.

Um 500 v. übernehmen die arischen Perser an Stelle einer ältern, hauptsächlich orientalisch-vorderasiatischen Völkerschicht für eine Zeit die Führung des Orients. Sie finden in Zarathustra den Künder ihres Weltgottes Ahuramazda und damit einer hochma. Lehre, sittlich und geistig wohl der höchsten des Orients, und sie einigen schließlich alle Völker des Ostens auch politisch. Damit eröffnen sie eine neue Periode, etwa 500 v. bis 600 n., die man Mittlern Orient nennen kann. Wie Ed. Meyer[7]) betont, führt ja die politische Zusammenfassung auch sonst zur Annäherung der Völker und Religionen, die nun einerseits universal, anderseits individualistisch werden. Damit beginnt, im ganzen wenigstens, für den Orient das SpätMA. Er verliert zwar zunächst seine Vorrangstellung, wird aber der fruchtbare Boden immer neuer Erlöserreligionen, von denen schließlich die eine

[7]) Gesch. des AT., Bd. III, Stuttgart 1912, S. 167ff.

Europa, die andre den Orient selbst erobern sollte. Damit beginnt hier um 600 n. eine vierte Periode, der Islamische Orient, wieder zu teilen um 1500 in arabische und türkische Zeit. Die Länder des Ostens bekommen nun ihr endgültiges, einheitliches Gepräge und erreichen eine neue hohe Blüte der Kultur. Diese bleibt aber spätma., theologisch-scholastisch. Zu einem wissenschaftlichen Weltbild finden sich höchstens Ansätze. Trotz antiken Rezeptionen kommt es zu keiner Renaissance. Abgesehn von den modernen europäischen Einflüssen der letzten Zeit hat also der Orient seine um 500 v. erreichte spätma. Kultur im Wesen nicht mehr geändert.

§ 4. Anders dagegen in Europa. Hier ist das wichtigste Ereignis der UZ. die Ausbildung und Ausbreitung der nordischen Rasse und Kultur und ihrer Einzelvölker. Unter ihnen gehn die Griechen zeitlich voran. Die mykenische Zeit rechne ich, wie andre auch, als AT., worauf das sog. griechische MA., etwa 1000 bis 750 folgt, mit einer ritterlichen Kultur, die das Homerische Epos und die Homerische Religion geschaffen hat. Die Zeit weiter bis etwa 500 v. mit Stadtkultur, Geldwirtschaft, Ständekämpfen und mystisch-religiösen Strömungen zeigt die Züge des SpätMA. 500 bis 300 v. ist die klassische Zeit, deren Ähnlichkeit mit der europäischen Renaissance man längst bemerkt hat. Wie Ed. Meyer[8]) sagt, haben die Perserkriege nicht nur den Sieg Europas über Asien gebracht, sondern auch den des rationalen Denkens über Mythologie und Theologie. Der Individualismus mit seinen guten und üblen Seiten bricht auf allen Gebieten vollends durch, und zum erstenmal in der Weltgeschichte gibt es eine freie persönliche Kunst und eine empirisch-rationale Wissenschaft, eine wissenschaftliche Weltauffassung. Die folgende Periode von Alexander bis zur römischen Herrschaft oder bis zum Christentum ist die Zeit des Hellenismus mit den Kennzeichen der hohen NZ., wie Groß- und Flächenstaat, Absolutismus, teils höfisch, teils, kann man fast sagen, aufgeklärt, Merkantilismus und Vorherrschaft der exakten Wissenszweige im Geistesleben, die ein mechanistisch gedachtes Weltbild aufbauen. Etwa um 200 v. erreicht der Hellenismus seinen Höhe-

[8]) A. a. O. S. 444ff.

punkt, dann folgen, da das Griechentum rassisch im Orient versinkt, Stillstand und Fremdherrschaft. Italien-Rom beginnt später, holt aber Hellas allmählich ein. Die NZ. mag hier etwa um 250 v. beginnen, da griechische Bildung als humanitas bewußt übernommen wird und gewaltige Persönlichkeiten das Weltreich aufbauen. Die Hohe Kaiserzeit bis etwa 200 n. ist wohl auch für Rom schon hohe NZ., so daß jetzt griechische und römische Entwicklung ineinandergeflossen sind.

Nun folgt die Spätantike etwa 200 bis 600 n., der letzte Abschnitt der Antike oder auch der erste des europäischen MA., die Zeit, da die Antike sich ins MA. umwandelt. Diese Umwandlung besteht einerseits in einem Sinken der politischen und kulturellen Kraft, anderseits, in Wechselwirkung damit, in einem völligen Umschwung des Denkens von der wissenschaftlich-ästhetischen Weltanschauung der Antike zu einer religiös-symbolischen eines SpätMA. Zum Teil wahrscheinlich aus der eigenen Entwicklung heraus, zum Teil aus der Not der Zeit werden zunächst von der Masse die verschiedenen Erlöserlehren aus dem Orient mit Inbrunst ergriffen, aber auch die griechische Philosophie endet im Neuplatonismus bei der ma. Subordination der Ideen. Letzte Ursache ist ja wohl das Aussterben der führenden Persönlichkeiten und Rasse, der eigentlichen Träger der antiken Kultur, das was Grillparzer einmal Barbarisierung von innen her genannt hat. Es ist bezeichnend für den Primat des Geistigen vor dem Stofflichen in der Geschichte, daß diesem Wandel der Weltanschauung die übrige Kultur parallel geht. Wissenschaft und Technik verfallen, weil man ihnen keinen Wert mehr beilegt, die Kunst bekommt hieratische Züge und wird wieder flächenhaft, die Wirtschaft geht, im Westen wenigstens, bis zur Naturalwirtschaft zurück, und mit ihren Mitteln ließ sich auch das Imperium nicht mehr aufrechterhalten. Um 400 wurde das Christentum Staatsreligion und baut der hl. Augustinus sein großes ma. Weltbild auf unter bewußter Ablehnung weltlicher Wissenschaft; um 600 legt Gregor d. Gr. den Grund zu dem magisch gefärbten ma. Katholizismus und zur religiösen Einheit des Abendlandes, und um 600 beginnt man heute meist auch das MA. Mit der eigentlichen Antike ist es aber schon um 200 vorbei.

Wir müssen für diese Zeit noch des Eintritts der Germanen in die Geschichte gedenken. Auf die dargelegte Entwicklung, die lange vor ihnen beginnt, haben sie wenig Einfluß genommen. Wichtig ist dagegen, daß sie mit ihrem frischen, nordischen Blut und ihrer jungen Kultur den Anstoß zu einer neuen Entwicklung gaben, wie der Vergleich mit Byzanz lehrt. Günstig war es, daß die Antike selbst damals wieder ma. geworden, so daß der Kulturabstand nicht allzu groß war. Für die Germanen, wenigstens die West- und Ostgermanen, rechne ich diese Zeit von 200 bis 600 n. als AT. gekennzeichnet durch Stammesbildung, Wanderung und Staatengründung, Heldenlied und mythologisches Weltbild. Dieses wird bald durch das Christentum ersetzt, ohne zunächst wohl allzuviel Änderung zu erfahren. Das geschieht erst im MA.

Bei MA. und NZ. folge ich der üblichen Einteilung. Die Karolingerzeit, etwa 600 bis 900, legt als FrühMA. die Grundlagen zur Eigenentwicklung des neuen germanisch-romanischen Europa, die Deutsche Kaiserzeit, 900 bis 1250, bringt, beginnend etwa mit den Cluniacensern und gipfelnd in der Idee der päpstlichen Weltherrschaft, die klassische Ausprägung der ma. Gedankenwelt, die von der Scholastik in großartigem System aufgebaut wird. Das SpätMA., 1250 bis 1500, führt aus der geistigen und wirtschaftlichen Entwicklung heraus wieder zum Zerfall dieser Welt, führt zu Mystik und Reformation und weiter, zusammen mit dem aufkommenden nominalistischen Denken und gestützt auf die Antike zu Humanismus und Renaissance.

Damit beginnt die NZ., zunächst die frühe NZ., 1500 bis 1650, noch mit starken ma. Reaktionen, dann als Gegenbewegung besonders auf die Religionskriege, die hohe NZ., die eigentliche Zeit des Rationalismus, gipfelnd in der Aufklärung. Wieder als Reaktion gegen deren rationalistische Gefühlsleere und Uniformität entsteht gegen Ende des 18. Jahrhunderts aus verschiedenen Quellen gespeist ein neues Denken, das im Deutschen Idealismus seinen bewußtesten Ausdruck gefunden hat. An Stelle des kausal-mechanistischen tritt das kausal-organizistische Denken, man könnte sagen eine Hegelsche Synthese von ma. und nz. Denken. Die Welt wird zwar auch weiterhin kausal erklärt, zugleich aber auch wieder als großer Zusammenhang

erfaßt und man glaubt wieder an ewige Ideen. Das neue Denken bringt eine weitere Steigerung der Kultur, insbesondere eine neue genetische Wissenschaft, und übertrifft jetzt die Leistungen der Antike auch dem Wesen nach. Überschwang und Mißbrauch der Romantik führen zum rationalistischen Rückschlag in Positivismus und Materialismus, die aber den Entwicklungsgedanken beibehalten. Der kulturelle Aufschwung geht weiter, anderseits zeigen sich schwere Schäden, und so kommt es schließlich seit der Jahrhundertwende zu einem neuen Vordringen der idealistischen Gedankenwelt und vor allem im deutschen Volk zum großen geistigen Umbruch der Gegenwart.

Von Osteuropa will ich nur sagen, daß Byzanz bis an sein Ende seinen spätantiken-spätma. Charakter beibehält und auch die von ihm christianisierten Slawen in eigener Entwicklung — schon infolge der langen Fremdherrschaft — über das Früh- oder höchstens HochMA. kaum hinausgekommen sind, ehe in unserer NZ. die westliche Einwirkung beginnt.

Wir stehn am Ende unsres Überblicks über die europäische Geschichte. Anders als im Orient geht hier die Entwicklung zweimal vom AT. bis in die hohe NZ., seit dem 19. Jahrhundert sogar darüber hinaus.

§ 5. Nun zu Indien. Hier beginnt die Geschichte, abgesehn von der neuentdeckten Induskultur des 3. Jahrtausends, mit der Einwandrung der Arier im Laufe des 2. Jahrtausends. Man rechnet nun eine erste Periode bis etwa 1000 v., die Vedische Zeit, die nach Staat und Wirtschaft und ihrer mythologischen Religion der AT. Stufe entspricht. Früh beginnt schon der Einheitsgedanke aufzudämmern, hier in theopanistischer Form, und mit seinem Durchbruch kann man das MA. beginnen, das als Brahmanische oder Spätvedische Zeit von etwa 1000 bis 500 v. reicht. Sie ist gekennzeichnet durch Rittertum und Lehnsstaat, Aufblühn der Städte und Ausbildung der Kasten, zu denen der ständische Gedanke des MA. sich hier verdichtet. Echt ma. ist auch die Wissenschaft, der Form nach Kommentare zu den geoffenbarten Veden, dem Inhalt nach Spekulation über die Idee der Einheit von Welt- und Selbstbewußtsein. Der Gedanke der Wiedergeburt führt zu Erlösungssehnsucht und Erlöserlehren. Ihre bedeutendste ist der Buddhismus. Mit seinem Aufkommen

um 500 v. beginnen wir das SpätMA. und rechnen es bis etwa 600 n., wo er aus Indien wieder verschwunden ist. Echt spätma., individualistisch-revolutionär will er zur Erlösung aus dem eigenen Innern heraus führen. Die buddhistische Zeit ist auch die der höchsten philosophischen Entfaltung des Brahmaismus im Vedanta, die Blütezeit der Städte, des Dramas und der bildenden Kunst, schließlich auch der Wissenschaft, die aber theologisch-scholastisch bleibt und die realen Fächer nur als Hilfswissenschaften gelten läßt. So könnte man sagen, Buddhismus und Brahmaismus sind Reformation und Gegenreformation ohne Renaissance geblieben. Die Zeit nach 600 bringt nichts mehr wesentlich Neues, vielmehr mit dem Untergang der Rasse eine zunehmende Erstarrung und ist als NachMA. zu bezeichnen. Bald folgt die Fremdherrschaft, und nach ihr teilen wir nochmals um 1500 in zwei Hauptabschnitte, deren erster gekennzeichnet ist durch das Eindringen des Islam um 1000, der zweite durch das Mogulreich, dem dann die Engländer folgen, womit die Einwirkung europäischen Geistes beginnt.

§ 6. Ich spreche nun zuletzt über den ostasiatischen Kulturkreis. In China rechne ich die halbsagenhafte älteste Zeit mit Stammesstaat und magisch-theokratischem Kaiser als AT. Über Göttern und Geistern steht der persönlich gedachte Himmel, der aber dem Weltgesetz des tao unterworfen ist. Die folgende historisch mehr gesicherte Zeit der Dynastie Tschou, etwa 1100 bis 500 v., mit Feudalismus und Rittertum nehme ich als FrühMA. In der Weltanschauung wird das tao als Himmel und Erde zum dualistischen, nun aber nicht mehr persönlichen Weltprinzip. Unter ihnen steht eine Hierarchie von Göttern, zwischen ihnen ein System der Entsprechungen ähnlich wie in Babel. Der einzelne fühlt sich als organisches Glied des All, der Staat als irdischer Teil des Universums. Diese ma. universalistische Staatsidee führt einerseits zu großartiger Kulturmission und Ausdehnung, hindert anderseits nicht die Auflösung in selbständige Staatsgebilde. Diese ist um 500 v. vollendet etwa gleichzeitig mit dem Auftreten der großen Lehrer Chinas, und so rechne ich von da an bis etwa 600 n. das HochMA. Sein erster Abschnitt ist die Zeit der Fehdestaaten, etwa 500 bis 200 v., eine Zeit steter Kämpfe, aber kulturell fruchtbar und entscheidend.

Laotse vertieft das tao zum monistischen, aber stark mystisch gefaßten Urprinzip, Kungtse wendet es ins rein Ethische und ordnet darnach, durchaus konservativ, ja reaktionär, Staat und Gesellschaft unter Berufung auf Herkommen und Autorität. Er hat damit die Lebensform seines Volkes bis zur Gegenwart festgelegt. Der zweite Abschnitt des chinesischen HochMA. ist die Zeit der Tschin und der beiden Handynastien, etwa 200 v. bis 200 n. China wird wieder geeint zu einem zentralistischen, ziemlich demokratischen Militär- und Beamtenstaat. Der Konfuzianismus, erst verfolgt, wird zur Staatsreligion und zum Staatsrecht erhoben. Die ersten monumentalen Kunstwerke erscheinen. Der dritte Abschnitt, etwa 200 bis 600 n., ist wieder eine Zeit der Wirren. Der Buddhismus beginnt jetzt stärker hervorzutreten.

Nun folgt das SpätMA., die Zeit der höchsten Blüte unter den Dynastien Sui und Tang, etwa 600 bis 900, und Sung, 900 bis 1250, allenfalls noch den Mongolen bis 1350. Der Buddhismus, besonders der Chan- oder Zensekte führt zu mystischer Versenkung in Gott-Natur, die ihren tiefen und sehr persönlichen Ausdruck in der Lyrik und der religiösen Landschaftsmalerei gefunden hat. Diese Malerei ist impressionistisch, aber doch nicht im modern-naturalistischen Sinn und entbehrt auch eigentlicher Perspektive. In dieser Periode wird auch der Konfuzianismus zum umfassenden scholastischen System ausgebaut. Zu kausaler Wissenschaft ist es dagegen auch hier nicht gekommen. Auf die Mongolen folgt wieder eine nationale Dynastie, die Ming, etwa 1350 bis 1650, eine Zeit bewußter Reaktion. Wesentlich Neues wird nicht mehr geschaffen. Die Regierung der Ming und Mandschu, bis 1910, ist als NachMA. zu bezeichnen. Im 19. Jahrhundert beginnt auch hier die Einwirkung der europäischen Kultur und damit die Zersetzung der alten Ordnung.

Japan beginnt bedeutend später, holt aber China allmählich ein. Ins chinesische HochMA. fällt hier das AT., etwa 200 v. bis 200 n. Die Tangzeit, 600 bis 900 n., entspricht dem FrühMA. Chinesische Kultur wird bewußt übernommen, und die Tangkunst ist am besten in Nara in Japan erhalten. Der Sungzeit entspricht das HochMA., wo sich der Feudalstaat bildet, die Tangkultur selbständig weiterentwickelt wird und die Lyrik ihre

Blüte erreicht. Es folgt das SpätMA., 1200 bis 1600. Der Feudalstaat bleibt, jetzt unter der Herrschaft der Shogune. Die Sungkultur und der Zenbuddhismus finden ihre japanische Nachblüte. 1573 wird Japan absoluter Polizeistaat unter Beibehaltung des Feudalsystems. Erstarrung und Absperrung beginnen und damit ein NachMA., bis seit 1867 die Übernahme der europäischen Zivilisation den großen Umschwung herbeiführt.

Wir haben nun die vier großen Kulturkreise besprochen. Außerhalb von ihnen regt sich höhere Kultur vor allem noch im tropischen Hochlandsgürtel Amerikas, hat aber die AT.-Stufe wohl kaum überschritten.

§ 7. Damit sind wir ans Ende unserer Untersuchung gelangt. Ich hoffe, daß man auf die dargelegte Weise wenigstens im Prinzip eine Gliederung gewonnen hätte, die, besser als die bisherigen, ebenso praktisch brauchbar wie wissenschaftlich vertretbar wäre, denn sie hätte den einheitlichen, das Wesen der Entwicklung berührenden Einteilungsgrund. Auch glaube ich, daß die Annahme der auf der Art des Denkens und der Weltauffassung beruhenden Kulturzeitalter eine Arbeitshypothese abgeben würde, die zum bessern Verständnis manchen Problems führen und stärker zu vergleichender Betrachtung anregen könnte, die für alle Wissenschaft immer noch die fruchtbarste war.

Schließlich kann man, soweit man sich nicht mit der oben dargelegten Gliederung der Einzelkulturen begnügen will, mit ihrer Hilfe auch eine Gliederung der Menschheitsgeschichte versuchen. Freilich gibt es eine solche eigentlich gar nicht, sondern nur eine Geschichte der Völker und Kulturen; aber es gibt doch Zeiten, die, wenn auch wohl nur zufällig, für verschiedene Kreise irgendwie, freilich immer in andrer Art, Epoche bedeuten, wie etwa die Zeit um 500 v. Chr. eine solche gewesen ist. Gestützt darauf und auf die Gliederung der Einzelkreise schlage ich eine Teilung der sogenannten Weltgeschichte — abgesehn von der UZ. — in fünf Hauptzeiträume vor, an Stelle der vielgeschmähten und längst verworfenen, aber doch immer noch verwendeten Dreiteilung.

Der erste Zeitraum soll dann vom 4. Jahrhundert bis um 1600 v. reichen und würde die älteste Zeit des Orients um-

fassen, ferner die Induskultur und die Bildung und Ausbreitung der nordischen Bauernkultur und der indogermanischen Einzelvölker.

Der zweite Zeitraum, 1600 bis 500 v., bedeutet das HochMA. des Orients bis zu seiner Einigung im Perserreich, worauf er die Führung an Europa abgeben muß. Hellas ist damals bereits bis an die Schwelle der NZ. gekommen, Indien mit dem Auftreten Buddhas bis zum SpätMA., China mit Konfuzius bis zum HochMA.

Der dritte Zeitraum, 500 v. bis 600 n., umfaßt die antike NZ., zuletzt ihren Übergang in ein neues MA., was zugleich AT. für die Germanen bedeutet. Der Orient sowohl wie Indien, das jetzt seine Blütezeit erlebt, sind spätma., und beide bilden die Weltreligionen der Folgezeit aus.

Der vierte Zeitraum, 600 bis 1500 n., ist das MA. des germanisch-romanischen Europa und erstarrtes MA. in Byzanz, für die Slawen etwa AT. und FrühMA. Der Orient bleibt spätma., wird aber unter arabischer Führung islamisch und setzt eine neue glänzende Kulturblüte an. Indien beginnt zu erstarren und kommt teilweise unter islamische Fremdherrschaft. China, dem Japan folgt, erreicht die Höhe seiner jetzt spätma. Kultur.

Der fünfte Zeitraum endlich, seit 1500, ist die NZ. Europas und die Zeit seiner zunehmenden politischen und kulturellen Herrschaft über die Welt. Im Orient bleibt Spät- oder NachMA., doch unter der Führung der neuen Großstaaten Türkei und Persien, ebenso in Indien unter dem Mogulreich, das später von England abgelöst wird. Ostasien endlich hat NachMA., in China schon etwas früher im 14. Jahrhundert beginnend.

Zur Bezeichnung der Stufen dürfte sich entweder die bloße, allerdings etwas farblose Numerierung empfehlen oder, in Anlehnung an den bisherigen Gebrauch, die Namen: Altorientalische Zeit, Antikes MA., Antike NZ., Europäisches MA., Europäische NZ.

Tun wir nun nochmals einen Blick zurück auf die Geschichte der Menschheit, so sehn wir keine Einheit, sondern ein vielfältiges Aufkeimen, Sichentwickeln und Sichverbreiten bewußten Lebens. Wir sehn das Aufsteigen zu immer höhern Entwicklungsformen und damit Kulturleistungen, eine zu-

nehmende Vergeistigung in verstandes- und gefühlsmäßigem und auch sittlichem Erfassen der Welt und zwar, wie es scheint, in immer neuen schöpferischen Akten. Die Entwicklung verläuft nicht in einer, sondern in mehreren, nicht in geraden, sondern in gebrochenen Linien, und immer neue Völker treten ein. Überall keimt es auf Erden, aber es ist wie im Gleichnis vom Saatkorn, die meisten bleiben frühe stehn, wenige kommen zu hoher Entwicklung und weiter Verbreitung, ganz wenige, und wir dürfen sagen nur die arisch-europäischen Völker, sind selbständig zur höchsten heute bekannten Entwicklung des Geistes gelangt, und ihre Geschichte ist bisher und wohl auch fernerhin recht eigentlich die Weltgeschichte.

TILMANN RIEMENSCHNEIDERS RELIGIÖSE HALTUNG

EIN VERSUCH

VON HERMANN WITTE, GÖTTINGEN

Die Zeit vor der Reformation ist in Deutschland eine Zeit der Zersetzung der alten Zustände und Autoritäten, besonders stark auch auf dem religiösen Gebiet. Die Autorität der Kirche wird zwar im allgemeinen nicht angefochten, um so mehr die des Klerus und der Mönche. Die alten Formen der Frömmigkeit genügen nicht mehr. Jede Korporation, jede Gruppe erstrebt eigene Kapellen, Heilige, Altäre, der allgemeine Gemeindegottesdienst wird von solchen Sonderdiensten begleitet. Die Altäre heißen nicht mehr nach den Heiligen, sondern nach den Stiftern, Tucheraltar, Bergenfahrerkapelle. In Nach- und Gegenwirkung der hussitischen und waldensischen Bewegung wie der Mystik entsteht größeres Bedürfnis nach Predigt, Wort Gottes, Mitwirken im Gottesdienst mit Gesang. Andererseits greift das Volk nach neuen Kultformen; neue Heilige oder verstärkte Verehrung alter Heiliger wie der Anna, des Christophorus, der Magdalena, der 14 Nothelfer kommen auf. Der Rosenkranz sammelt um sich eine nach Hunderttausenden zählende Brüderschaft; der Mariendienst erlebt neuen Aufschwung. Möglichkeiten persönlicher, vom Priester unabhängiger Andacht vor intimen Heiligenbildern, vor Holzschnitten wie dem Marienleben, den Passionen werden gesucht. Etwa die Hälfte der Altäre Deutschlands wird neu geschmückt, zahllose andere werden neu gestiftet. Der Reliquiendienst nimmt von neuem zu. Männer wie Friedrich der Weise, Albrecht von Mainz sammeln ihre ungeheuren Heiltumsschätze. Daneben gewinnt der Aberglaube neuen Boden; Teufels-, Hexen-, Zauberglaube, Astrologie, Okkultismus blühen auf. Die früher gesicherte kirchliche Wissenschaft gerät in Unruhe; ihre Formen werden vom Humanismus angegriffen, ihr Inhalt

von innen her. Neue Inhalte tauchen aus einer beginnenden Erfahrungswissenschaft auf, hier und da von der Antike aus. Gelegentlich erscheint ein kirchenfreies Menschheitsideal, wenn auch nicht in dem Umfange und in der Tiefenwirkung wie in Italien. Das Selbstbewußtsein der Laien, besonders des Bürgertums wächst. Auf allen Gebieten politisch, sozial, wirtschaftlich, geistig, religiös Gärung, Unruhe, Unbefriedigung. Man spürt überall, ein Neues müsse kommen.

Natürlich spiegelt sich diese Unruhe auch in der Kunst der Jahrzehnte. An Erscheinungen wie den „Stil der achtziger Jahre", wie Veit Stoß, Baldung Grien, Dürers Apokalypse, an sein Suchen nach neuen Formen, sein Greifen nach antiken Objekten braucht nur erinnert zu werden, wie an die Satire dieser Jahre in der Literatur, in der darstellenden Kunst, die durch die neuen Techniken des Buchdruckes, des Holzschnittes und Kupferstiches weiter wirken als je. In der bildenden Kunst der inneren Haltung einer Zeit, noch dazu einer so erregten, nachzugehn, bietet einen eigenen Reiz. Freilich betrachten wir damit Kunstwerke ja nicht als solche, nicht nach ihrer äußeren oder inneren Technik, nach dem Grade des Erlebens und des Gestaltens mit sinnlichen Mitteln, sondern als Hervorbringungen und Überbleibsel der Zeit wie andere auch. Haben wir es dann mit graphischen Werken zu tun, die weniger kostspielig herzustellen sind, dem Künstler also größere Freiheit geben, eigne Gefühle und Gedanken auszusprechen, wenn er ja auch hier auf den Absatz, also auf die innere Haltung des Publikums Rücksichten nehmen muß, so ist es wahrscheinlicher, daß wir seine eigene Haltung und nicht nur die allgemeine der Zeit erkennen können, als bei Werken der Plastik und Malerei, in denen er von dem Besteller abhängig ist.

Aus jener Zeit vor der Reformation erfreut sich heute Tilmann Riemenschneider besonderer Gunst des Publikums.[1]) Über-

[1]) Für die kunsthistorischen und technischen Fragen habe ich im folgenden meist J. Bier, Tilmann Riemenschneider I 1925, II 1930 zugrunde gelegt, dessen Ergebnisse und Forschungen mir mehr zusagten als die in H. Schrade, Tilmann Riemenschneider 1927. Der Kenner wird gelegentlich gegen letzteren in Einzelheiten Widerspruch finden. Leider fehlt von Bier die Darstellung der Alterswerke. Meine Problemstellung haben beide Forscher vermieden: sie beschäftigte mich schon vor Er-

all sieht man in der Gegenwart den Bamberger Reiter, die Naumburger Uta und so auch die Werke des großen Würzburgers. Und er hat seinerzeit die Kunst in und weithin um Würzburg so beherrscht, daß man in Unterfranken kaum Werke findet, die nicht mit ihm zusammenhängen. Da lockt es, seiner Haltung, namentlich seiner religiösen einmal nachzudenken. Wenn wir, das versuchen, so hat das nicht notwendig damit zu tun, daß er Künstler war. Wir könnten ihn ja auch aus Briefen oder Tagebüchern kennenlernen. Von Dürers Stellung wissen wir ja auch aus seinen Tagebüchern. Freilich nur „auch". Viel mehr wissen wir über ihn, seine Persönlichkeit, grade auch über seine religiöse Stellung, aus seinen Werken. Von Riemenschneiders persönlicher Art erfahren wir aber nur aus seinen Werken. Zwar haben wir erstaunlich viel Nachrichten über ihn und sein Werk — aber doch nur von Äußerlichkeiten. Wir kennen Kontrakte, Vorschriften, Quittungen, einzelne Schreiben über Materialbestellungen. Wenn wir von tiefgreifenden Erlebnissen hören, etwa daß der angesehene Zunftmeister — nicht der Künstler — Bürgermeister von Würzburg wird und als solcher 1525 sich auf Seite der vor der Stadt lagernden Bauern stellt, verhaftet und gefoltert wird, so erfahren wir doch auch hier nur das Äußere des Erlebens, nichts vom Seelischen, von Gründen und Wirkungen. Wir kennen auch seine Handschrift, aus Quittungen, einem Zettel, mit dem er ein Kruzifix signiert (das in Steinach). Aus der Art, wie das geschieht, unsichtbar an der Rückseite, könnte man kulturhistorische Schlüsse ziehn über die Zurückhaltung des deutschen Meisters, der nicht für seinen Ruhm sorgt, im Gegensatz zu den Italienern. Ich weiß aber nicht, ob unsere Graphologen imstande sind, aus der alten Handschrift den Charakter zu erschließen.

Wir sind also für die Erkenntnis der seelischen Art Riemenschneiders allein auf Schlüsse aus seinen Werken angewiesen,

scheinen von H. Preuß, „Die deutsche Frömmigkeit im Spiegel der bildenden Kunst", 1926, dem ich sonst viele Anregungen verdankte. Die Abbildungen erscheinen mir bei Bier sachgemäßer als bei Schrade, der aber viel Material bietet. Andere Bilder bieten ja die Aufnahmen der Staatl. Bildstelle, von Gundermann-Würzburg u. a. Vieles sieht man auch hier erst vor den Werken selbst. Pinders Kunst der Dürerzeit konnte nicht mehr verwertet werden.

die freilich etwas subjektiv bleiben werden. Die Auswertung der Werke unterliegt grade bei ihm besonderen Schwierigkeiten. Gewiß, um 1500 ist an Stelle der Bauhütte die Zunft, die Werkstatt getreten; gewiß leitete Riemenschneider die Werkstatt nicht nur geschäftlich wie etwa Syrlin oder z. T. Cranach, sondern auch künstlerisch; er gab den Gehilfen die Entwürfe, die „Visierungen", er überwachte die Ausführung, überging die Arbeiten. Aber er hatte eben Gehilfen, selbst Künstler, von anderer Art, anderm Temperament, anderm Können. Und die Auswertung der Werke seiner Werkstatt ist dadurch erschwert, daß keineswegs feststeht, was eigenhändig, was Gehilfenarbeit ist. Etwa die bekannte buntgefaßte Madonna des Neumünsters in Würzburg wird von den einen für eins der besten eigenhändigen Werke, von andern für das Werk eines Gehilfen gehalten, man glaubt sagen zu können desselben, der in Münnerstadt den Kilian und den Gnadenstuhl schuf, von anderer Art als der Meister nicht nur in der Technik, sondern auch in der seelischen Haltung.

Weiter ist die Erkenntnis der seelischen Art dadurch erschwert, daß auch Riemenschneider ja nicht als „freier Künstler" schuf. Er ist viel stärker als heutige Künstler gebunden an Tradition, Werkstatt, Handwerk, stoffliches Herkommen, Herkommen auch über die Form. Vor allem: er wählt sich ja seinen Gegenstand nicht frei, sondern er arbeitet auf Bestellung. Und der Auftraggeber schreibt überraschend genau vor, was an Gegenständen, in welcher Zusammensetzung, in welcher Größe geliefert werden muß. Der Rat von Münnerstadt gibt an, was in dem Marien-Magdalenenaltar in den Schrein, in die Predella, welche Szenen auf die Flügel sollen usw. Wenn also der Meister Madonnen oder einen Altar mit Mariä Himmelfahrt oder mit Christi Kreuzigung schafft, so sagt das noch nichts über seine Stellung zur kirchlichen Tradition. Höchstens, daß eine nach 1517 geschaffene Madonna vermuten lassen könnte, daß er sich zur alten Kirche hielt. Doch schrieb ja auch Luther selbst noch 1521 die Auslegung des Magnificat. Also nicht was Riemenschneider darstellt, sondern allein wie er es darstellt, wie er die gegebene Aufgabe löst oder zu lösen versucht, kann Rückschlüsse auf seine innere Haltung erlauben, die nicht unbedingt

zwingend sein werden. Haben doch katholische Deuter auch Dürers Apostelgemälde als Beweise seiner altkirchlichen Haltung gedeutet, und das trotz der Unterschriften und trotz des niederländischen Tagebuchs, Anhaltspunkte, wie wir sie für Riemenschneider nicht haben. Und als bildender Künstler schafft er oft unbewußt, ohne klare Formulierung. Trotz dem allen lockt der Versuch, seine Art zu erkennen — scheint er doch so ausdrucksvoll zu sprechen; je länger man sich in seine Werke hineinsieht, um so deutlicher scheinen sie die Persönlichkeit zu enthüllen.

Riemenschneiders Lehr- und Wanderjahre sind uns unbekannt. Versuche, ihm auch vor den ersten urkundlich beglaubigten Werken Arbeiten zuzuweisen, aus ihnen auf seine Ausbildung, seine Lehrer zu schließen, sind umstritten geblieben. Wir wissen ja nicht einmal, wann er geboren wurde; zwischen 1460 und 1468, und in Osterode am Harz muß es gewesen sein — dieser Mann, ohne den wir uns Mainfranken kaum denken können, ein Oberharzer, ein Niedersachse?! 1483 wird er in Würzburg als „Malerknecht" in der Zunft vereidigt, 1485 ist er dort schon Bürger und mit einer Witwe verheiratet, also wohl Meister. Drei Frauen überlebt er, erst die vierte ihn. Dabei möchten wir nach seinen Frauenbildern glauben, er habe nur eine Liebe gekannt. Die ersten in Urkunden nachweisbaren Werke aber sind der Münnerstadter Altar von 1490—92 und Adam und Eva an der Marienkapelle in Würzburg, 1491—93. Wir lernen ihn also erst als Dreißigjährigen kennen, in einem Alter also, in dem „reife Meister" wie etwa Giorgione oder Runge, schon bald sterben.

Eine Legende gibt den Vorwurf zu dem Altar von Münnerstadt bei Kissingen. Drei Frauengestalten des Neuen Testamentes sind in ihr verschmolzen, die „große Sünderin", Maria, des Lazarus' Schwester, und Maria aus Magdala. Die einzelnen Stücke des Altars sind heute verstreut, in dem reizenden Frankenstädtchen sind nur noch zwei Altarflügeltafeln, Kommunion und Grablegung der Heiligen darstellend, dazu Elisabeth, St. Kilian, Johannes der Täufer und der Gnadenstuhl, d. h. Gottvater mit dem Leichnam des Sohnes — alles Gehilfenarbeiten. Die Flügeltafeln mit den beiden biblischen Szenen Christus

und die Ehebrecherin (so, nicht Gastmahl des Simon pflegt man die Geschichte biblisch zu nennen) und Magdalena am Grabe (noli me tangere) beherbergt jetzt das Deutsche Museum in Berlin. Wir betrachten sie hier mit der Frage, ob sie uns über Riemenschneiders innere Art etwas zu sagen haben. Da mag im Gastmahl zuerst die innere Einsamkeit Jesu auffallen, die ja gut biblisch ist. Simon ist derb, genießerisch, ganz ohne Verständnis für seinen Gast. Der andere Gast rechts, oft Judas genannt, was recht irre führt, wehrt voll Abscheu die Worte Jesu ab, seine Berührung mit der Sünderin, seine Gnade, eifrig, mit Hand und Blick. Er sieht nicht neugierig zu Magdalena hin, sondern voll Abwehr an ihr vorbei, über sie hin. Auch das Heben des Tischtuchzipfels würde ihm den Blick auf sie nicht freigeben. Könnte man dem Würzburger Handwerker — oder seinen Beratern — es zutrauen, so möchte man eher denken, der Mann wolle das Tischtuch, das Essen vor der Berührung mit der „Unreinen" bewahren. Aber Riemenschneider ist ja Realist nur in Einzelheiten; sonst deutet er nur an, gibt Symbole. Er stellt kein Gastmahl dar, sondern eine abgekürzte Szene, die auf Gastmahl hindeutet; Simon hat nur drei Gäste; der Tisch ist fast leer; Jesus sitzt nicht auf der Bank, seine Haltung deutet nur Sitzen an (wie noch im Blutaltar Jesus ohne Oberschenkel auf dem Esel sitzt, am Tor vorbeireitet), die rechte Seitenwand wird nur angedeutet, nicht dargestellt, wie auf andern Tafeln das Gelände, Hügel, Bäume, Wiese als solche nur angedeutet werden. So soll vielleicht die Geste der linken Hand und der Blick doch neugieriges Hinsehnwollen andeuten. Der heiterschöne Jüngling hinter Jesus, der Schenke, der so dem Einschenken hingegeben ist (sicher nicht Johannes), vermehrt den Eindruck der Einsamkeit Jesu — wie am Abendmahl des Naumburger Lettners seine Einsamkeit durch das unbekümmerte Essen der Jünger erschreckt. Und Jesus selbst? Eine tiefe Traurigkeit liegt über ihm und seinem „schönen" Gesicht. Hier könnte sie motiviert sein, wenn nicht an sein verzeihendes Wort über die Sünderin, sondern an sein Hindeuten auf sein nahes Ende gedacht wird — die Hörer freilich haben eben das Wort über die nach ihrer Ansicht unverdiente Gnade gehört und wehren dies ab. Aber diese tiefe Wehmut liegt ja auch über dem

Gesicht des Auferstandenen auf der andern Tafel — und ebenso auf dem Gesicht des Auferstehenden auf der Tafel des Altars in Detwang. Gewiß, die Gewänder Christi, der Magdalena, die Fahne flattern nicht motiviert, sondern nach dem Bedürfnis linearen, flächenhaften Ornamentes; über das Gesicht der Maria geht nur eben ein Hauch von Verstehen dessen, was sie da erlebt; der Christus ist allzu elegant. Die Wehmut aber ist nicht wegzudeuten. Sie liegt ja über fast allen Werken des Meisters. Von Ostern spüren wir nichts. Da ist nicht der auferstandene Siegesfürst, der sein Fähnlein fröhlich hie und da schwenkt, nichts von dem „Christ ist erstanden von der Marter allen, des laßt uns alle froh sein, Christ will unser Trost sein". Und dabei hatte der Rat Christus als Gärtner mit dem Grabscheit haben wollen, der Meister ersetzt das durch die Siegesfahne — und macht seelisch keinen Gebrauch von diesem Ornament. Von der Frohbotschaft, die der Maria eben zur Weitergabe an die Jünger verkündet wird, hören wir nichts. Hier nicht und viel später auf dem Detwanger Altar ja auch nicht. Auch da steht der Auferstehende neben dem Grabe, von dem der Stein nicht abgewälzt ist, trotz rauschendem Mantel und fliegender Fahne nicht als Triumphator über Hölle und Tod — er hebt segnend die Hand und spricht müde in die schlafende Welt, nicht etwa zu den ferne nahenden Frauen. Wie ganz anders triumphierend die Auferstehung in Dürers Großer Passion!

Riemenschneider kennt die neutestamentliche Erzählung. Er weiß, Magdalena geht nun zu den Jüngern, und Petrus und Johannes werden dann zum Grabe eilen — Petrus sitzt im Hintergrund, schlafend, die Frohbotschaft nicht ahnend. Woher — die Frage gilt nicht nur für diese biblische Szene — hat der Meister, und nicht nur er, die Bibelkenntnis? Da gab es verschiedene Quellen: die Tradition in Werkstatt und Zunft, in Holzschnitt, Kupferstich, Schnitzwerk, Wandmalerei, Glasbild und Festspiel; die beratenden Theologen; wenn man nicht einen der teuren deutschen Bibeldrucke kannte, etwa die Nürnberger Bibel im Verlage von Koberger, so waren ja auch zahlreiche deutsche Drucke der Episteln und Evangelien mit Erläuterungen, sogenannten Plenarien, deutsche Passionalien, Psalmen verbreitet. Und es wurde ja deutsch gepredigt seit den Hussitenstürmen.

Auch nichtliturgische Abschnitte der Bibel müssen Laien bekannt gewesen sein — wenige Jahre später gibt ja Dürer seine Schnitte zur Apokalypse heraus und kann auf ein sie verstehendes Publikum rechnen.

Die legendarischen Tafeln mit der Kommunion und mit der Grablegung der Magdalena sind Arbeiten von Gehilfen, aber die Visierung stammt doch vom Meister. Er hat das Wunder gemildert. Nach der Legende tragen Engel die Heilige aus der Gebirgswüste in die Kirche zum Bischof Maximin; Riemenschneider läßt vielmehr den Bischof hinaus ins Gebirge gehn. In der Grablegung freilich wie in der Erhebung wirken Engel mit. Die „Erhebung" — nach der Legende wurde die Heilige begnadet, von Engeln einen Schuh hoch von der Erde in die Höhe gehoben zu werden, von der Erde, dem Irdischen gelöst — läßt sich nicht sicher rekonstruieren, ihre Teile sind im Münchener Nationalmuseum, es bleibt ungewiß, ob die Heilige dem Auftrag gemäß von einem siebenten Engel gekrönt wurde; Elisabeth, die im Schrein neben Kilian, dem Frankenapostel, stand, Werke von Gehilfen, ist entgegen dem Auftrage, nicht als Königin dargestellt; also wieder eine Verbürgerlichung des Vorganges. Die Ratsherren hatten für Magdalena ein härenes Gewand gefordert, wie man den Täufer darstelle. Riemenschneider läßt ihr in allen legendarischen Szenen am eigenen Körper ein Fell von Haaren gesprossen sein; weniger bürgerlich und für seine feinnervigen Sinne reizvoller; er folgt darin Kupferstichen; sie nackt, nach der Legende, auf den Altar zu stellen, ging nicht an (anders die „Schöne Deutsche" des Louvre). Ein Magdalenenaltar war es. Im Mittelpunkte steht nicht die wichtigste biblische Szene, daß Christus der Magdalena erscheint, sondern das Mirakel der Legende. Ist es ein Zeichen für Riemenschneiders Denkweise, daß er die legendarischen Flügel, wie St. Kilian und Elisabeth, den Gehilfen überläßt, die biblischen selbst schnitzt?

Der Rat forderte, für einen Magdalenenaltar überraschend, in den „Aufzug", das krönende Schnitzwerk über dem Schrein, einen Gnadenstuhl, Maria und Johannes, darüber den Täufer; für den Fuß die Büsten der vier Evangelisten. Im Aufzuge also nicht Vergegenwärtigung der Passionsgeschichte, sondern Hindeutungen auf den Heilsplan Gottes. Die Bildwerke sagen, von

Gehilfen gearbeitet, über den Meister wenig aus. Wohl aber über seine Auftraggeber. Neben die Legende stellen sie das Neue Testament. Magdalena aber ist eine Lieblingsheilige der Zeit, oft dargestellt. Die Heilige ist durch Buße begnadigt. Und da tritt neben die neutestamentliche Auffassung der Buße, im Gastmahl, die kirchliche der büßenden Eremitin; und ebenso neben die neutestamentliche der Gnade, Vergebung, die der Legende, das freilich symbolische Mirakel. Am stärksten weicht er vom Auftrag im Sockelgeschoß ab, wohin er nicht Büsten, sondern Vollfiguren der Evangelisten stellt. Das mag einen Grund in seiner Neigung zur Flächenhaftigkeit haben, Büsten müßten wohl vollplastischer sein als diese reliefartigen Gestalten. Und er stellt seine Evangelisten (heute in Berlin) nicht als Heilige dar, sondern ohne Nimbus, im Sinne des Neuen Testaments, wenn auch ohne Kenntnis der lebendigen Gestalten des N. T.: Lukas meditierend, Markus sinnend lesend, Johannes staunend die Geheimnisse der Schrift lesend, Matthäus lehrend. Alle vier still, schlicht. In Johannes und Matthäus sehen wir zum ersten Male das Frankengesicht, wie es für den Riemenschneider so bezeichnend ist, mit den starken Backenknochen, der brünetten Färbung bei blauen Augen, wie man es in Franken so oft sieht — ist es dem gebürtigen Niedersachsen besonders aufgefallen? Im Lukas aber und Markus benutzt er den Typus, den er dann im Scherenberg und im Kilian des Frankenapostelaltars im Neumünster verwendet, jedesmal in anderer Alterstufe.

Noch eins ist zu beachten. Schon in diesen ersten beglaubigten Werken verzichtet Riemenschneider auf die Fassung, d. h. den Überzug des Schnitzwerkes mit Kreide und leuchtender Farbe. Das entspricht seiner unendlichen Feinnervigkeit, der Freude am Schnitzen, an der belebten, tastbaren Oberfläche, aber auch der größeren Stille seiner Art. Es unterscheidet ihn doch recht von den Meistern, mit denen man ihn zusammenstellen wollte, denen des Altars von Blaubeuren, Kaisheim, der Dangolsheimer Madonna, der Schutzmantelmadonna des Ravensburgers Schramm (diese drei im Deutschen Museum Berlin). Sein anderes Temperament spricht sich darin aus.

Wo er die Legende als Gegenstand hat, trifft er den Legendenton. Er läßt Bischof Maximin zu Kommunion und Grablegung

in vollem Ornat in die Wüste ziehn, wie Pacher St. Wolfgang im Ornat mauern läßt. Und im Erhebungsbilde ist Magdalena wenig berührt von dem wunderbaren Erlebnis; in stiller Ergebung, leise anbetend, nimmt sie es hin, ohne große Freude. In der Legende ist das Wunderbare selbstverständlich. Stille auch hier — wie bei der gen Himmel gehobenen Maria in Creglingen. —

Der Würzburger Rat läßt an die Südpforte seiner Marienkapelle Adam und Eva stellen, wie sie schon in Bamberg, Nürnberg, Koburg an Portalen draußen standen und wie sie, typologisch gedeutet als Anfänger der Heilsgeschichte, zahllos dargestellt wurden. Wie gibt Riemenschneider sie? Weder als das erste Menschenpaar, Urmenschen, modern gedacht, wie es in Bamberg anklingt, noch die Geschichte vom Sündenfall erzählend. Sondern, wenigstens der Absicht nach, als Statuen, ohne Handlung, Zustände, Sein, durch Schlange und Apfel gedeutet. Und wie? Traumhaft; langsames Erwachen; Stille auch hier. Und über beiden, besonders über Eva leise Wehmut, Trauer, vor allem in den herabgezogenen Mundwinkeln, die fast alle Frauengesichter bei ihm haben, mitten im heiteren Maintale. Gewiß ist Trauer, Sorge ein weitverbreitetes Kennzeichen spätmittelalterlicher Frömmigkeit, gepriesen und dargestellt. Aber andere Meister überwinden sie, Riemenschneider fast nie. Sie muß ihm doch besonders gemäß gewesen sein, ihm gelegen haben. —

1495 stirbt Bischof Rudolf von Scherenberg, fast hundertjährig, nach langer Regierung voll von zäher Tatkraft; fast alle entfremdeten Schlösser, Höfe, Rechte brachte er dem Bistum wieder herbei, ein kraftvoller Landesherr. Seine Kapitelherren hielten ihn für altersschwach und schlugen ihm vor, er solle sich aus ihnen einen Gehilfen aussuchen. Er will dem, den er wählt, sein Barett aufsetzen. Zweimal geht er ihre Reihe entlang. Dann sagt er zu sich: „Ich weiß, lieber Rudolf, niemand anders, dem dies Barett besser anstehe und der es ehrlicher verdient habe als du, darum behalt es auch noch länger.“ — Riemenschneider hat 12 Jahre unter dem gestrengen Herrn gelebt und ihn gewiß oft gesehn. Ein Porträt nach dem Leben braucht der Kopf nicht zu sein; der Gesichtstypus kehrt bei ihm ja öfter wieder. Er gibt

nicht, wie es sein letzter Vorgänger im Dom getan, kraftstrotzende, recht diesseitige Herren (Grumbach, Limpurg). Ein Greis, auf dem Mitra und Ornat schwer lasten, der aber Schwert und Krummstock fest faßt; ein Herrscherkopf voll Energie des Gesichts, der Knochen, des Kinns, trotz der Greisenhaftigkeit von Haut und Fleisch; der Mund trotz Zahn- und Blutlosigkeit, fast nur eine Kurve, doch ohne Weichheit. Auch die Augen wollen hoheitsvoll blicken — und blicken doch auch so anders. Nicht müde. Ein Blicken ins Ziellose, ins Jenseits — nun liegt das alles, Mitra, Bistum, Herrschaft hinter, unter ihm. Nicht: er ist des Treibens müde. Aber er sieht aus der Welt hinaus. Und es klingt auch nicht wie in Phil. 1, 23: ich habe Lust abzuscheiden und bei Christus zu sein. Es ist nicht der freudige Blick des Paulus in Gottes Herrlichkeit droben. Stille, Warten, Horchen, vielleicht Hoffen; nicht Wissen, Gewißheit, Freudigkeit. — Und doch: sonderbar: diese Gestalt des Uralten ist von allen Männergestalten des Meisters eine der am wenigsten morosen, morbiden, greisenhaften. Seine jungen Männer sind greisenhafter! —

In St. Marien steht ein Denkmal eines andern Verstorbenen, des Ritters Konrad von Schaumberg, wohl von 1503. Trotz der zu niedrigen Aufstellung und falschen Lichtführung, die bei Riemenschneider so wichtig ist — Ersatz für den Glanz der Fassung — spricht es höchst lebendig — und zwar als leise Karikatur. Wie anders der Rieneck im nahen Lohr (1408) oder Vischers Artus und Theodorich in Innsbruck (1513), oder sein Henneberg in Römhild (1488) — oder zwei andere Schaumberger, in Haßfurt (1501) und in Münnerstadt (1514). Ohne Helm, wie es eben Mode wurde, steht der Ritter da; er hat ihn auch nicht neben sich — was sollte dieser Ritter mit dem schönen Haar auch mit dem Helm! Und wenn er auch bis zu Kinn und Ohren in der feinen Rüstung steckt und Schwert und Dolch hat — er packt sie nicht, wie Scherenberg, legt nur die Hände auf sie. So fein, künstlerisch gesehn, die Gestalt leicht geschwungen vor der Platte lehnt, so wenig kraftvoll ist, was in der Rüstung steckt: geschnürt, kraftlose Knie, kaum Waden. Und darüber quellen die Haare über den Panzer — und was für schöne Haare! Der Mann erinnert an die zornige Schilderung des österreichischen

Ritters von seinen Standesgenossen der einen Art: Stutzer, die keine andern Gedanken im Kopf haben, als wie sie ihre langen Haare lockig und blond machen können, zierliche Herrchen, die in Kleidung, Stimme und Gang den Weibern gleichen wollen, sich die Barthaare ausreißen und Schminke auflegen. Müde blickt er, schwermütig — trotz der starken Backenknochen, der Familiennase. Hans Sorgenloch, würde Kügelgen sagen. Und dabei glaubt man ihm den ganzen Ernst der Sorge nicht recht, auch nicht den des Rosenkranzes; Kunz macht die Mode mit. Und er ist doch ins Heilige Land gefahren, eine kostspielige Reise — muß er doch ernster genommen werden? Der historische vielleicht — dieser auch? Diesem glaubt man es: natürlich, auf der Heimfahrt starb er! Ob die Angehörigen ganz befriedigt von dem Denkmal waren? Ironie über diese Art Ritter glauben wir zu hören. Und doch — etwas zugleich, was über allen Werken unseres Meisters liegt — die Melancholia, die damals vielgenannte, die ihm so entspricht. — Es geht hier ja nicht um sein Künstlertum, wie er, was in ihm lebt, sichtbar macht; sondern eben um das, was in ihm lebt, sein Menschentum. —

Besonders ergiebig ist für unsere Frage der Blutaltar in Rothenburg. Die Jakobskirche besaß, obwohl gotisch, zwei Chöre, denn sie barg ein großes Heiligtum: in einem silbernen Kreuz waren unter Kristall große Reliquien gefaßt: Blut des Heilandes und dreier Apostel, ein Stück der Dornenkrone. Diesem Heiltume beschloß der Rat einen neuen Altar zu errichten, hoch auf dem Westchore, dort wo heute die Orgel steht, gut sichtbar nur vom fernen Ostchore. Das großartige Gehäuse fertigte ein heimischer Schreiner; als es fast vollendet ist, gewinnt der Rat für die Gestalten Riemenschneider (1501). Was er fertigen soll, wird ihm genau vorgeschrieben, auch die Maße. In hellstem Lindenholze, das erst in der Neuzeit künstlich gebräunt wurde, schnitzte er das Verlangte: in den Schrein „das Abendessen Christi Jesu mit seinen Jüngern", auf die Flügel Einzug am Palmtage, Christus am Ölberge. In den Fuß zwei Engel. In den Aufzug in zwei großen Gestalten die Verkündigung, ein Engelpaar (statt zweier), die scheinbar das Reliquiarkreuz halten, hoch oben den Schmerzensmann.

Alle Szenen stehn in Zusammenhang mit dem Blute Christi.

Eine Kreuzigung zeigte ja bereits der Hochaltar des Ostchores. Die Aufgabe war gegeben — was macht Riemenschneider daraus?

Das Wort „Abendessen des Herren" des Auftrages ließ ja eine gewisse Freiheit in der Wahl des Augenblicks. Wie die weitaus meisten Darsteller wählte er nicht die Einsetzung des Sakraments, sondern den Augenblick der Ankündigung des Verrates und die Kennzeichnung des Verräters. Daß fast immer dieser Augenblick gewählt wird, mag einen Grund darin haben, daß er dramatischer, darstellbarer ist; vielleicht spricht auch mit, daß man vermeiden wollte, die Einsetzung, das Urbild des heiligsten Augenblicks des Kultes zu versinnlichen — er vollzieht sich ja auch in der Messe in der Stille. Daß aber in einem Altar des Blutes Jesu die Darstellung des Wortes: das ist mein Blut — vermieden wird, fällt doch auf. Und nun weicht Riemenschneider von der bisherigen Darstellung der Kennzeichnung des Judas ganz ab. Zwar folgt er dem Wortlaute des Johannes, läßt Jesus ihm den Bissen reichen. Aber auf früheren Darstellungen saß Judas entweder irgendwo zwischen den Jüngern, oder er hockte vor der sonst leeren Vorderseite des Tisches, isoliert, als Schurke gekennzeichnet, oder gar den vom Tische geraubten Fisch (das uralte Symbol des Herrn) verbergend. Oder er kniet vor Jesus und empfängt von ihm den Bissen — zugleich als Hostie, „sich zum Gerichte". Auch hier ist er inmitten der Apostel. Eben hat er sich erhoben, rafft den Mantel, da ruft ihn Jesus an und reicht ihm den Bissen. So steht er nun allein zwischen den Sitzenden (es wäre auch kein Sitzplatz mehr frei) in einer Lücke der Bank. Dadurch kommt er genau in die Mitte des Bildes, in den Vordergrund, erscheint zunächst als Hauptperson. Die Köpfe aller Dreizehn bilden eine liegende Acht — und im Schnittpunkt steht der Kopf des Judas. Dort, wo man Jesus erwartet, ist Judas —. Das hat kein anderer Meister nachgeahmt. Und diesem Judas gibt der Meister einen edlen Kopf, durchaus nicht den eines Verbrechers trotz drohendem Bart und Stirnlocke. Er trägt den Beutel, wörtlich wie es im Bericht heißt; — und er hält ihn Jesus entgegen! Was soll das? Ist er nur sein Attribut? Aber nur Jakobus hat außer ihm sein Attribut, den Pilgerhut, im Zimmer beim Mahle. Ist es der

Beutel mit den 30 Silberlingen? Aber wie kann er den Jesus entgegenhalten? Oder erinnert der Beutel an das gleich folgende Wort, wie die Jünger glauben, er solle den Wirt bezahlen, und erinnert er damit an das volle Mißverstehn der Jünger? Dann sähe es so aus, als wenn Judas Jesus auf das Wort: „Was du tun willst, das tue bald" die Auslegung der Jünger vorwegnehmend den Beutel voll Hohn entgegenstrecke. Doch auch auf der Gethsemanetafel hält er den Beutel vor sich — eben doch wohl nur zur Kennzeichnung. In beiden Bildern ist diese Kennzeichnung nötig, hier wegen der auszeichnenden, ungewohnten Stelle, dort, weil der Judas im Typus des Christus gebildet ist und sonst nicht erkannt würde. — Die andern Jünger sind erschrocken, sie reden und gestikulieren heftig — nur Johannes liegt „im Schoße Jesu" mit geschlossenen Augen; er kann also nicht eben gefragt haben: Herr, wer ist's? Über die Vergegenwärtigung der Szene siegt das traditionelle Attribut — wie wohl auch im Jakobushut und Judasbeutel. Jedenfalls, die Jünger verstehn die Bedeutung dessen, was sie hören, nicht. Auf sie weist, leise und nach nicht seltenem Brauch, das Passahlamm hin, das grade unter den Händen Jesu und Judas' steht, und erinnert (ob bewußt?) an das Wort: siehe das ist Gottes Lamm. —

Jesus reicht, ganz wie im Evangelium Johannes, Judas den Bissen. Aber der Anschluß an das Evangelium ist doch recht äußerlich. Bei Johannes handelt Jesus ganz als Herr der Geschichte, souverän die Entscheidung herbeiführend — wie er dann Joh. 14, 30 sagt: es kommt der Fürst dieser Welt, stehet auf und laßt uns von hinnen gehn — dem Schicksal souverän entgegen. Bei Johannes handelt Jesus mit aktiver Vollendung des Willens Gottes; hier dieser Jesus ist gramvoll, trauervoll, höchstens von passivem Gehorsam. Der Jesus des Abendmahls im Naumburger Lettner ist evangelischer, er vollzieht den Willen Gottes frei als Herr.

Der linke Flügel, den Einzug in Jerusalem darstellend, ist kaum eigenhändig und an für uns wichtiger Stelle verletzt. Doch geht die Visierung auf den Meister zurück, wenn der Gehilfe sie auch unbeholfen ausführte. Jesus reitet als Messias in die Stadt Gottes; davon ist wenig zu spüren. Die ihm folgenden Jünger, besonders Petrus, schwatzen, sie singen nicht Hosianna.

Nur einer, ein jämmerliches Kerlchen, ist vorgelaufen und breitet seinen Mantel aus. Ist die Deutung des Mannes auf dem Baum im reichen Gewande als Zachäus richtig, so begrüßt, wie es in der Kobergerbibel heißt, der „Fürst der Offensünder" allein Jesus. Die voranziehenden Juden freilich scheinen nur nach dem heutigen Zustande die Fäuste zu ballen; sie trugen einst Palmenzweige, die, zerstört, abgeschnitten wurden und nur als Stümpfe erhalten blieben. Jesus ist einsam unter verständnislosen Menschen. Daß er als Messias in sein Reich einzieht, wird hier nicht erkannt, wenigstens von seinen Nächsten nicht. —

Die Szene in Gethsemane ist wieder eigenhändig. Wie erschütternd die Einsamkeit Jesu im Gebet! Andrängend, inbrünstig, mit wundervollem Ausdruck betet er — und die Jünger schlafen! und wie schlafen sie! Petrus, der Fels der Kirche, der erste der Apostel, der Vorgänger der Päpste, schläft animalisch: man glaubt ihn mit halboffenem Munde schnarchen zu hören. Das ist im Sinne der Markusdarstellung des Petrus, aber nicht im Sinne der kirchlichen Auffassung des Apostelfürsten. Wie die Tafel heute ist, ist die Einsamkeit Jesu völlig. Wie in Detwang ist Jesus ohne Engelhilfe. Vielleicht deuten aber Spuren auf früheres Vorhandensein des Engels hin — dann wäre Jesus allein mit Gott, verlassen von den Jüngern wie in der Bibel. Und groß, breit, unübersehbar hält Petrus das Schwert, das Kennzeichen, wie verständnislos er für den Sinn Jesu war — der Naumburger schiebt ihn zuschlagend in den Vordergrund, man muß Jesus suchen, bis seine hoheitvolle Unberührtheit nicht mehr losläßt. Im Hintergrunde aber kommt Judas mit den Häschern. Gierig schauen sie nach ihrem Opfer aus, einer klettert ungeduldig über den Zaun — aber Bösewichter, wie etwa im Bordesholmer Altar und sonst fast immer, sind sie nicht. Judas aber — als der Meister ihn hier schnitzte (1504), hatte er den Judas des Abendmahls nicht vor Augen (1502 abgeliefert) — trägt die Züge Christi, die uns traditionell bekannt sind, die ihm auch Riemenschneider zu geben pflegt.

An einer wichtigen Stelle ist heute auch der Eindruck anders als beabsichtigt: im Fuß, zwischen den Staupsäule und Kreuz herbeitragenden Engeln, steht eine Taufe Jesu durch Johannes. Das paßt zu den übrigen Szenen, wie sie Riemenschneider gibt:

es sieht aus, als ob auf Jesu Tat, sich gleich den andern Menschen der Bußtaufe zur Vergebung zu unterziehen, statt der Antwort Gottes: Das ist mein lieber Sohn — als Antwort der Hinweis auf die Passion komme. Aber die Taufe steht dort erst seit 1850! Einst war der Platz leer für die Monstranz. Dann bedeuten die Engel, denen ja erst der Meister, anders als in Creglingen, hier die Marterwerkzeuge in die Hand gibt, daß der Tat Jesu durch seinen Tod nach Gottes Ratschluß die Tat der Menschen durch seine Tötung entspricht — und das paßt noch besser in Riemenschneiders Auffassung.

Wir halten inne. Was bedeutet alles dieses Auffallende für unsere Frage? Die hohen Blutreliquien verdeutlichen, garantieren dem Frommen das Heil; zunächst an Gottes Gnadentat erinnernd; wie es um 1500 weithin aufgefaßt wird: durch sich, als Reliquien, heilbringend, magisch, wir sind geneigt zu sagen, wie durch Zauber, objektiv wirkend. Gewißheit des Heils, ja unmittelbare Rettung empfing der Wallfahrer vor dem Reliquiar. Von dieser Haltung ist in Riemenschneiders Bildwerk nichts zu spüren, vom Siege über Tod und Schuld und Hölle oder von freudigem Dank für Christi und Gottes Tat am Karfreitag und Ostern. Weder katholische noch evangelische Auffassung des Karfreitags, des Abendmahls sehn wir hier. Aber ein anderes: erschütternd wird die Erlösungsbedürftigkeit gezeigt. Gerade daß Petrus jetzt so tierhaft schlafen kann, daß beim Einzuge die Jünger wie teilnahmslos sind, daß Zachäus als einziger Jesus empfängt, daß Judas im Abendmahl im Vordergrund steht, daß er weder hier noch gar in Gethsemane als Verbrecher dargestellt ist, sondern edel, ja dem Christus ähnlich, wodurch seine Schuld erhöht wird und damit das Schuldbewußtsein der Beschauer — in einem Judas, wie er sonst gebildet wird, braucht sich kaum jemand getroffen zu fühlen —, gerade das zeigt, wie „dies Geschlecht" erlösungsbedürftig ist. Wie im Neuen Testament es so erschütternd wirkt, daß Jesus gerade mit den Frommen seines Volkes, den Pharisäern, in Konflikt gerät, daß sie Gott nicht verstehn und seine Gegner sind — so wirkt hier diese Auffassung des Judas. — So stehn diese Bilder des Blutaltars zwischen katholischem und evangelischem Glauben. Es ist nicht mehr die Heilsgewißheit der römischen Kirche, wie sie sie der

Welt entgegenhält. Und noch nicht der Glaube an die Rechtfertigung durch Gottes Tat. Aber, wie um 1500 so weit verbreitet: die Erkenntnis von der Heilsbedürftigkeit, der Schuld, die tiefste Sorge um das Heil. Nicht geäußert im Schrei, in der entsetzten Furcht, oder in der Sucht nach Häufung der Heilsmittel wie im gleichen Altar im Reliquiar oder wie im Reliquienschatz Friedrichs des Weisen. Wir sehen nicht die Erregung tiefster religiöser Not. Aber ernst, gehalten, hier für unsern Meister relativ laut, voll von Wehmut und Schwermut über das Verderben der Welt. Ist hier die tiefste Wurzel für alle Melancholie, die schwermütige Wehmut, wie sie über fast allen seinen Gestalten liegt? Auch Luther kannte diese Not, bis zur Verzweiflung — aber er überwand sie. Riemenschneider nicht. Er steht vor der Reformation.

Wenn hier, in Passionsszenen, die Jünger zerfaltet, zergrämt, zersorgt aussehn, so ließe sich das aus der Lage erklären. „Mit Sorgen und mit Grämen" steht über ihrem Christentum geschrieben. Und es steht über fast allen seinen Gesichtern, herber über denen der Männer, mit süßer Schwermut (nicht in Süßlichkeit) über denen der Frauen. Und darüber hinaus haben diese Jünger alle Familienähnlichkeit, und ebenso seine Frauen — lauter Frankengesichter. Da liegt die Grenze für die Individualisierungsmöglichkeit des Künstlers.

Der Marienaltar in der Herrgottskirche bei Creglingen (um 1505), künstlerisch gereifter in der Flüssigkeit der Formen, in der Feinheit der Darstellung, gruppiert um die leibliche Himmelfahrt der Maria Szenen aus dem Marienleben; darüber die Krönung durch Engel (wie am Portal der Marienkapelle in Würzburg); hoch oben, die Heilsbedeutung der Maria andeutend, den Schmerzensmann, ebenso im Fuß, vor dem von Engeln getragenem Teppich, den Platz für die Monstranz. Eigenhändig sind die Himmelfahrt, die Verkündigung, die Monstranzengel. Was sich als neuer künstlerischer Wert zeigt, die größere Schlichtheit, der Verzicht auf alles nicht unbedingt nötige Beiwerk (etwa in der Himmelfahrt das Grab der Maria, in dem Weihnachtsbilde Engel, Hirten, Stern), Verinnerlichung des Ausdruckes in Gesicht, Geste, Haltung, Gewand, Verzicht auf alles Pathos, das spricht auch religiöse Haltung aus. Riemenschneider scheint ruhiger geworden zu sein, resignierter, inniger, gewisser,

versenkter. In der Verkündigung ist alles still und zartsinnig; leise wendet Maria das Haupt in stiller Ergebung; das Rauschen des herbeischwebenden Engels wird gestillt durch die Gebetsnische, das Ersetzen des wehenden Spruchbandes durch einen Brief. Im Gegensatz zu Lukas, bei dem in der Heimsuchung Maria, von Elisabeth mit lautem Segensruf begrüßt, in den Jubelpsalm ausbricht, geht es hier ganz leise zu, ein leises Streicheln der Hände, ein wehmütiger Zug um den Mund der Maria. Der Joseph in der Weihnachtsgeschichte ganz versorgter Familienvater; größte Armut ringsum, nicht gemildert durch die fröhlichen Engel, durch die Hirten; das Kind nicht in der Krippe, sondern „nackt und bloß" auf dem Mantelzipfel der Mutter; Joseph nicht mit der Laterne wie sonst, sondern nur mit bloßem Licht, das die Rechte schirmt (theoretisch also doppelte Lichtquelle wie später bei Correggio). Nichts von Weihnachtsfreude wie etwa im fast gleichzeitigen Holzschnitt in Dürers Marienleben. Aber Maria in innigster Anbetung vor dem vom Strahlenkranz umgebenen Christkinde. Das Innerste der Weihnachtsgabe Gottes allein ist betont — und das durch leise Mittel, nur durch den Ausdruck der Maria. In der Tempelszene der zwölfjährige Jesus etwas pathetisch, Joseph unbeteiligt, Maria voll Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Ortes wagt ihre Angst nicht auszudrücken.

Die leibliche Himmelfahrt der Maria war bisher wenig dargestellt. Man gab ihren Tod — die Jünger umstehn sie betend, in Andachtsbüchern lesend (so im Marientod im Dom in Würzburg), Christus hielt darüber die Seele der Mutter, als Kind dargestellt; darüber meist die Krönung im Himmel (so sehr häufig, etwa von Pacher oder von Veit Stoß in Bamberg). Der letzte Schritt, die leibliche Himmelfahrt oder vielmehr ihre passive Hinaufnahme, assumptio, statt aktiver ascensio bei Christus, war ja erst kürzlich in der Kirche durchgedrungen (der heute Mariä Himmelfahrt genannte Tag hieß zunächst Mariae dormitio, Entschlafen). Die Apostel sind, der Legende nach, zu Marias Tode von ihren Missionsfeldern nach Jerusalem geeilt; nun stirbt sie und wird begraben; die Jünger warten drei Tage; da holt Jesus den Leib der Mutter hinauf in die himmlische Herrlichkeit. — Was gibt Riemenschneider? Die Szene wird so vorgestellt, als seien die Jünger zum Gebet am Grabe (das fort-

gelassen ist) versammelt; sie halten z. T. Gebetsbücher in der Hand; da schwebt Maria, von kleinen Engeln getragen, zwischen ihnen empor, jugendlich wie vor 50 Jahren bei der Verkündigung. Ganz still, ergeben, das wunderbare Geschehn in innigem Gebet hinnehmend, schwebt sie, die zarten Hände vor der Brust faltend. Und still, ganz in Gottes wunderbaren Rat ergeben, nehmen die Jünger dies unerhörte Geschehn hin. Johannes staunt wohl und sieht ihr innigst nach; Petrus — der Apostelfürst wird von Riemenschneider immer ungünstig beurteilt — „dumpfstaunend" mit offenem Munde, sein Gefährte versunken, rechts Jakobus noch ins Gebetbuch versenkt, in der Mitte wie zweifelnd Thomas, links betend ein Alter; der daneben weiß nicht, worum es sich handelt, Philippus (mit dem sonderbaren feisten Typus, den Riemenschneider ihm auch an der Marienkapelle gab) aus dem Buche hingegeben aufsehend. Große Mannigfaltigkeit der Haltung, des Ausdruckes, der Art des Gebetes; Stille überall. Und keiner betet Maria an, wie es in der Volksfrömmigkeit um 1500 doch geschah. Alle, obwohl doch zwei Jahrzehnte älter als beim Abendmahl, innerlich jugendlicher, ruhiger; keiner so zersorgt, zerfaltet wie im Blutaltar. Über Maria aber liegt eine Zartheit, eine milde Wärme, eine stille, reife Hingebung; keine Freude, kein Triumph. —

Die gleiche Stille beherrscht den Detwanger Altar, soweit er eigenhändig ist (die Flügel sind nach Schongauers Stichen von einem Gehilfen gearbeitet, auch sie gestillt, ohne Osterfreude). Christus am Kreuz — wie anders als im Blutaltar ist hier die Stimmung! Er ist umgeben nur von Freunden; links sinkt Maria ohnmächtig in sich zusammen, die Frauen und Johannes stützen sie, rechts blickt der gläubig gewordene Hauptmann mitleidig zur Maria, neben ihm sieht ein Soldat zu Jesus auf. Alles, was den Eindruck der Stille um Jesus stören könnte, ist fortgelassen: die zwei Schächer, die würfelnden Kriegsknechte, die Juden — im vollen Gegensatz zu andern Darstellungen, die den Gegensatz des wilden Treibens um den sterbenden Herrn und seine Hoheit herausarbeiten. Und Christus selbst ist nicht der gemarterte; ein edler Leib schwebt mehr als daß er hängt vor dem Kreuz — wie es einst im Stauferalter dargestellt wurde: er überwindet den Tod. Er scheint — denn er lebt noch, hat noch

nicht vollendet — das Wort zu Maria zu sprechen: siehe das ist dein Sohn, ein Wort der tiefsten Liebe. Und doch ist in dem Gesicht alles Leid da, aber ein inneres Leiden. Es ist nicht Vergegenwärtigung der Passionsgeschichte, sondern eine Hindeutung auf ihren Sinn, in der Richtung eines Kultbildes, aber nicht in sakramentaler Richtung. Die Anklage gegen die Schuld der Menschheit schweigt. — Ähnlich sind fast alle Kreuzbilder Riemenschneiders: edel, still; weder das Grausen voll Anklage wie bei Grünewald noch die Größe wie bei Nikolaus von Leyen (Baden-Baden) oder bei Dürer. Eines aber fällt aus der Reihe — und das ist gerade das einzige signierte Werk des Meisters, das Kreuz in Steinach; da ist der Schmerz, auch der körperliche Schmerz, greller. — Ist diese Stille bei innerster Erfülltheit von Leben Renaissancestimmung, von Schönheitsgefühl bestimmt? Wir spüren, da ist vielmehr die große Ruhe, wie sie aus den Evangelien spricht. Aber freilich — wie es bei dem Christus des Abendmahls war: die Wahrhaftigkeit der Evangelien fehlt, die dem Furchtbaren doch nichts abnimmt; die herbe Männlichkeit fehlt auch hier; Riemenschneider wehrt den ganzen Ernst des Kampfes von sich ab; er stillt, verbürgerlicht den Vorgang. Es ist nicht die Jesuleinpoesie wie in der Kölner Malerei um 1430; aber evangelisch ist die Auffassung nicht. Die Italiener gingen dem Ernst der Passion fast ganz aus dem Wege; Riemenschneider mildert sie. Zwischen seiner und Dürers, Luthers, Bachs Frömmigkeit gähnt eine Kluft.

Aus den gleichen Jahren stammen noch einige Werke ähnlicher Stimmung. Im kleinen Bibelried steht ein Salvator mundi, der wohl aus dem Hochaltar des Würzburger Domes stammt. Christus mit dem Reichsapfel, d. h. dem vom Kreuz gekrönten Weltapfel, die Rechte mit den Nägelmalen segnend erhoben, der Mund sprechend geöffnet. Trotz der Weltkugel ist er nicht so der auferstandene Herr der Welt, der aus göttlicher Macht Gnade spendet, der am Kreuz gestorbene und auferstandene Erlöser, als der gütige Lehrer, der die Beladenen ruft. Dann die drei Frankenapostel, jetzt im Neumünster. Vergegenwärtigen wir uns, was die Männer, Kilian, Totnan und Kolonat historisch für Leute waren, diese Iroschotten, die aus der fernen Heimat in das wilde Waldland der Heiden zogen, um sie zu bekehren,

bereit zum Martyrium, vielleicht es ersehnend, tapfere Männer, wie wir ihre westlicheren Genossen kennen, mannhaft; sie müssen den Germanen imponiert haben, wenn diese sie auch erschlugen — wurden sie doch danach Christen. Und Riemenschneider gibt sie wieder — Kilian als jüngeren Bruder Scherenbergs, mit Ornat, weicher, gefühlvoller, Totnan und Kolonat als seine Diakonen, jugendlich, gehalten, zart, ganz fromme Stimmung. Nicht, daß er sie als Bischof und Diakonen gibt, ist das Bezeichnende — das gehört zum Legendenton, aber daß er sie als so weiche, sensitive, fast sentimentale Menschen gibt. Das ist offenbar, was er sich unter Frommsein vorstellt, richtiger — derart ist seine Frömmigkeit. Und noch sensitiver, noch zarter, auch noch feinnerviger im Schnitzwerk ein St. Gangolf, der auf der Gedächtnisausstellung 1931 aus Privatbesitz zu sehn war — so stellt sich unser Meister den Mann vor, der in die wilde Rhön hinauf zog! Diese Büsten müssen wir als Kunstwerke bewundern, in ihrer unendlich feinen Technik, in der Art, wie das, was gestaltet werden, sichtbar werden soll, gestaltet wird. Nicht von der künstlerischen Leistung wollten wir ja hier reden, sondern von dem kulturellen und psychischen Hintergrunde. Diese Werke entstehn in denselben Jahren, in denen Luther ins Kloster geht und seine ersten Kämpfe dort ausficht. Etwa gleichzeitig entstehn Krafts Stationen, von der Heides St. Georg in Lübeck, Backofens Gemmingengrab in Mainz; bald danach Leinbergers schwungvolle königliche Madonnen, sein mächtiger Christus, gibt Dürer seine Passionen und das Marienleben heraus, malt Grünewald den Isenheimer Altar, wird der Breisacher Altar geschnitzt. Bei Riemenschneider aber lernen wir eine Frömmigkeit kennen besonderer Art: zart, weich, gefühlvoll, vielleicht gefühlig, innig, allen Kämpfen ausweichend, in der Kreuzigung so milde fein und edel, daß es unwahrhaftig wirkt. Man erinnert sich dabei etwa der quietistischen Frömmigkeit, wie sie Bismarck bei seinen Schwiegereltern in Reinfeld trifft.

Nicht viel anders steht es bei den Gestalten, die unsern Meister damals und in der Neuzeit wohl am bekanntesten machten, den Madonnen und Heiligen. Greifen wir aus der Fülle dieser Gestalten nur einige heraus, die unbestritten beste Werke seiner eigenen Hand sind. Dahin gehört nicht die von vielen bewun-

derte Madonna des Neumünsters. Gewiß zeigt sie viele Feinheiten, so die graziösen, wenn auch frostgelenkigen Hände. Das Sitzen des spielenden Kindes wird nur angedeutet, es sitzt ja auf leeren Falten. Über Mutter und Kind aber liegt nicht nur Schwermut, sondern Dumpfheit. Es ist wohl die einzige Himmelskönigin der Werkstatt mit der Krone. Es gehört ja in die Richtung des 15. Jahrhunderts, daß die Heiligen verbürgerlicht werden. Vielleicht ist es eine Gegenwirkung dagegen, daß Gott dem frommen Bewußtsein immer mehr in unerreichbare Ferne des Jenseits geschoben wird, wenn die Mittelspersonen, die Heiligen, immer mehr in bürgerliche, persönlich erreichbare Nähe gezogen werden als Gegenstände einer ohne die offizielle Kirche, ohne Priester möglichen persönlichen Andacht. Es ist die Richtung, die durch den Holzschnitt, das kleine auch bescheidenen Mitteln des Bürgers erreichbare Andachtsbild, gefördert wird. In Würzburg stand ein solches Marienbild in der „schönen Madonna" des Westportals der Marienkapelle vor aller Augen. Gerade in Riemenschneiders Zeit aber finden viele Meister wieder zu einem Marienbild voller königlicher Würde, in seiner Jugend etwa die Dangolsheimer Madonna, die herrliche Schutzmantelmadonna Meister Schramms, die königliche Maria des Blaubeurer Altars (1495), in seinem Alter etwa Leinberger in der Landshuter Madonna (1519). Er selbst geht diesen Weg nicht mit. Am freisten ist die köstliche Madonna des Städelschen Instituts. Sie ist ganz holde, zarte, junge Mutter, bietet das Kind dem Andächtigen voll dar. Von königlicher Würde weiß sie nichts, aber wohl von der schlichten innigen Würde der deutschen jungen Mutter — parallel dem Salvator von Bibelried. Auf die Madonna des Würzburger Doms aber hat sich wieder die wehmütige Schwermut gesenkt, der Mund verzieht sich nach unten, wie auf der Maria im Tempel in Creglingen. Riemenschneider hat damit einen unendlich feinen Typus geschaffen, voll bangen Ahnens des Mutterschicksals, ausgedrückt mit leisen Mitteln. Daß er aber aus der zarten schwermütigen Süßigkeit der holden Maria Wundersüße nicht herausfindet, kaum herausstrebt, bezeichnet seine Stelle. Kirchlich ist diese Haltung gegenüber der Maria kaum, aber offenbar volkstümlich. Eine Verkörperung weniger der Maria als des Frauenideals, wie es oft

in manchen Deutschen lebte. Unmodern in den damaligen Zeiten des Kampfes wie in den heutigen, romantisch in der Sehnsucht des Wunschbildes. Auch seine Heiligen halten sich fern von der Wucht und eindringlichen Größe, wie sie etwa der Blutenburger Altar verkörpert (1490).

Aus den späteren Jahren des Meisters sind abnehmend immer weniger große Werke bekannt. Wurde er unmodern — er, der für einige Jahrzehnte die plastische Kunst Unterfrankens allein beherrscht hatte? Maximilian, der egoistische Mäzen, ist in Würzburg — und ignoriert den bekanntesten Meister der Stadt. Ein Bischof stirbt — sein Grabmal wird bei einem Fremden bestellt. So sind nur wenige wichtig: Das Grab Heinrichs II. in Bamberg, das größte, das er schuf (Auftrag 1499, Abrechnung 1513) — merkwürdig kühl, wenn auch flüssiger im Erzählen als andere; wie Kunigunde graziös das Gewand hebt und zierlich über die glühenden Pflugscharen auf die Wand zuschreitet, wie Heinrich und das Gefolge unbeteiligt dabeistehn, mag Legendenton sein sollen. Das Epitaph des Bischofs Bibra — die Eingeweide liegen auf der Marienfeste begraben, das Grab liegt unter einer Bronzeplatte im Dom — ist kunstgeschichtlich wichtig, weil es zeigt, wie sich Riemenschneider und seine Werkstatt mit den einbrechenden Renaissanceformen auseinandersetzt; sie tun es nicht viel anders wie die Baukunst der Zeit: die Bauidee bleibt da spätgotisch, die Schmuckformen werden modernisiert, aus Stücken der italienischen Kunst zusammengesetzt — die Grundgedanken der italienischen Baukunst aber, horizontale Schichtung, Sonderung der Teile, Symmetrie, werden nicht übernommen, der Baukörper bleibt spätgotisch, malerisch gruppiert, unsymmetrisch, aufsteigend. Für uns ist wichtiger, ob sich im Bibra Spuren der Zeitrichtung bemerkbar machen; er entsteht 1517—19! Daß der Bischofskopf wesentlich nur einen schönen Mann wiedergibt ohne tiefere Seelenregungen, mag schon etwas bedeuten. Renaissanceputten scheinen die Gestalt zu umspielen, als Wappenhalter, im Aufsatz. Sehen wir genau zu, so erstaunen wir: In der Mitte über Bibra sitzt Christus als Kind, die Weltkugel in der Hand, der Salvator — oder der Weltenrichter? Auf letzteres deutet, daß die kindlich spielenden Putten über ihm die Posaunen blasen,

die Posaunen des Gerichts. Des Christkindes erhobene Rechte kann ebensogut wie den Segen erteilen auch auf die Posaunen oder ihre Bedeutung hinweisen. Liegt in dieser Anbringung des Gerichts eine Äußerung der persönlichen Stellung des alternden Meisters zu seinem Bischof und Landesherren, dem Beschützer der Raubritter gegen Nürnberg, oder gar zu Bistum und Herrentum, eine versteckte Drohung? Freilich, die „frischen Jungen" sonst um die Grabplatte reden wenig von Gericht. Entsprechen sie einfach dem Auftrage, welsche Engel anzubringen, und hat Riemenschneider nur in dem Aufsatz leise, aber so deutlich wie es der Gegenstand und der Auftraggeber ermöglichte, gesprochen? Es fällt ja auf, wie unsicher, wie zwiespältig die Einzelheiten des Denkmals sind — neben den Renaissanceputten die altertümlichen Kilian und Laurentius, und neben dem Prunk der Selbstdarstellung des Bischofs die Hinweisung auf das Gericht. — Das ist das Werk Riemenschneiders, das während der entscheidenden Jahre der Reformation entsteht. Sein Gegenstand verbietet jede Andeutung einer Stellungnahme gerade zur Reformation; Kritik am Klerus gab es ja auch ohne Luther, die Gravamina deutscher Nation waren volkstümlich. Und aus den Jahren des Bauernkrieges haben wir ein Werk, nun ein religiöses Werk, dem Thema nach evangelischer als die Altarwerke: die Beweinung Christi in Maidbronn. Sie ist geschaffen nach der Auseinandersetzung Riemenschneiders mit den neuen plastischen Auffassungen der Renaissance, ist geschaffen in der Zeit der Teilnahme am Bauernkriege, aufgestellt 1526. Gespannt treten wir vor dieses Werk — da müßte doch etwas von der Erregung der Zeit, von den eigenen Erleben des nun 65jährigen Meisters zu finden sein. Nun, daß er von der Renaissance berührt ist, sich aus den neuen plastischen Gedanken das entnommen hat, was ihm gemäß war, was in der Richtung seiner Entwicklung lag, und sich so eine neue Formensprache gewonnen hat, sehen wir: größere Klarheit durch Symmetrie und Schichtung, vollere Plastizität; kräftigere Formen hat er gewonnen, vielleicht etwas auf Kosten der Feinnervigkeit. Aber von der Erregung des Bauernkrieges ist schlechthin nichts zu spüren. Eine Innigkeit des Schmerzes, wirkliches Weinen, ergriffene Trauer, volle seelische Verbundenheit aller Gestalten — und das

alles wärmer, klarer, beteiligter; und doch die alte gehaltene Stille. Ein Werk abgeklärter Reife des Alters! Künstlerisch und seelisch weit entfernt vom Blutaltar. Und es gab doch um 1525 eine ganz andere Kunst, voll wilder barocker Erregung der Formen und der Seele, in dem Künstler H. L. in Breisach, in Morgenstern in Österreich.

Um so größer wird das Rätsel seiner Teilnahme am Bauernkriege. Nach allem, was wir sahen, muß er zu den Stillen im Lande gehört haben, nach Überwindung der Krisis am Anfange des Jahrhunderts ein stilles, warmes, etwas weiches, quietistisches Christentum gewonnen haben; dem herben Ernst wie dem freudigen Glauben des Evangeliums gleich unzugänglich; gar nicht eine Kämpfernatur; fromm etwa im Sinne der Brüder vom gemeinsamen Leben, hinaus über die Erregtheit der Zeitkämpfe oder vor ihnen sich abschließend seine Befriedigung suchend nicht in der volkstümlichen Objektivierung des Heils in Reliquie und Mirakel, doch nicht in Gegensatz zur Kirche. Luthers inneres Ringen, sieghafter Glaube, freudiger Kampf muß ihm unverständlich gewesen sein. Man möchte glauben, dessen Auftreten muß ihn erschreckt haben. Und dieser zarte, stille Mann stellt sich als Bürgermeister Würzburgs auf die Seite der vor der Stadt lagernden wilden Heere der radikalisierten Bauern! Trieb ihn Mitleid mit den Bauern? Die Absicht, den Kampf zu vermeiden, Würzburg Elend zu ersparen? Noch wußte man ja nicht, ob die Bauern oder die Bischöflichen auf der Feste Marienberg mit den heranrückenden Bündischen siegen würden. Oder war doch eine tiefere Sympathie da, wie sie im Schaumbergdenkmal, in dem Gerichtsgedanken des Bibra anzuklingen schien, Kritik an Klerus und Herren? Brach doch etwas von dem religiösen Leid des Blutaltars wieder hervor? Wurde die stille Verhaltenheit, in der wir Wärme spürten, von einer eben nur verhaltenen Glut durchbrochen, von unbefriedigter religiöser Sehnsucht, so daß der Greis gerade von den seiner Art sonst so fremden Bauern um ihrer religiösen Forderungen willen angezogen wurde? Wir wissen es nicht. Allzu weit in den Vordergrund der Kämpfer wird der Bürgermeister nicht getreten sein; nach dem baldigen Siege der Herren wurde er zwar verhaftet und gefoltert, aber nicht wie andere hingerichtet. Und zart traten diese Sieger doch

wahrlich nicht auf, das Künstlertum hätte ihn nicht gerettet. In den Würzburger Flugschriften des Bauernkrieges finden sich keine Spuren von Riemenschneider.

Nach diesen Geschehnissen lebt Riemenschneider noch sechs Jahre in der zweiten Heimat. Weitere Werke aus dieser Zeit sind nicht bekannt, ob er nun keine Aufträge mehr bekam oder ob die feinen Hände durch die Folter zerstört waren. Als er 1531 stirbt, setzt ihm der Sohn den Grabstein. Er gibt dem Vater den Rosenkranz in die Hand, ein Beweis, daß er als Katholik gestorben ist oder doch sei.

Drei Bildnisse Riemenschneiders glaubt man zu haben: dies Grabmal, den Schriftgelehrten im Tempel beim 12jährigen Jesus in Creglingen und den trauernden Mann in der Mitte der Maidbronner Beweinung. Trotz kleiner Abweichungen stimmen sie in der Hauptsache überein. Die breite Stirn, die tiefliegenden Augen, die vorstehenden Backenknochen, die herabgezogenen Mundwinkel, die weichen, fast schlaffen Züge zeigen ihn uns so, wie wir ihn uns schon vorstellen können: weich, nachdenklich, schwermütig, wenig aktiv, voll passiver Feinsinnigkeit. Und gewiß kein Kämpfer, kein Mann, der die inneren Kämpfe seiner Zeit und jedes kraftvollen Christen mit vollem Ernst oder gar leidenschaftlich durchkämpft. Ein stiller, ausweichender Mann, innig, warm, aber doch kein Mann, der in einer Zeit der großen Geistes- und Seelenkämpfe — wir denken zurück an das, was wir anfangs über das Ringen auf allen Gebieten hörten — führend oder nur miterlebend, sie aussprechend und ausdeutend Großes zu sagen hätte.

Und doch muß seine Art seiner Zeit und seiner Wahlheimat etwas zu sagen gehabt haben. Es wäre sonst unerklärlich, daß er für ganz Unterfranken für Jahrzehnte alle Kunstausübung beherrschte, daß ihm so zahllose Aufträge wurden. Und seine Auftraggeber waren ja zumeist nicht einzelne Männer, Bischöfe, bei denen man glauben könnte, sie hätten ihn um der Feinheit seiner Kunst willen, aus Begeisterung wegen seiner unendlich feinfühligen Schnitzerei, seiner herrlichen Technik bevorzugt, sondern meist Stadträte, Bürger, die gewiß um der seelischen Art willen seine Kunst liebten. Daß er heute in einer Zeit der

größten geistigen Kämpfe so beliebt ist, ist fast unverständlich; es erinnert an die Vorliebe unserer letzten Vergangenheit für die Kunst des so ganz anderen Biedermeiertums. Damals muß doch wohl eine seelische Art, eine Frömmigkeit verbreiteter gewesen sein, als man glaubt, der seine Art, seine Frömmigkeit entsprachen, eine Frömmigkeit, anders als die offizielle der Kirche, anders auch als die sogenannte Volksfrömmigkeit, anders aber auch als die der Reformation, ihr kaum zugänglich — die der Stillen im Lande. Eine Frömmigkeit, die, wenig sichtbar, immer wieder bei uns vorhanden ist, viele beglückt — und doch behaftet mit jener Eigenart, die die Wirklichkeit weder des Lebens noch der Bibel sieht.

Wir kennen eine ähnliche religiöse Richtung vor der Reformation in Nürnberg. Da ist es in dem Kreise der „religiös interessierten Humanisten und der humanistisch gebildeten Frommen", der Pirckheimer, Scheurl, Ebner, Lazarus Spengler, Albrecht Dürer, Linck, geschart um Predigten von Luthers Ordensvorgesetzten Staupitz, gestützt auf Schriften des Kirchenvaters Hieronymus, zu einer Bewegung gekommen, die ebenso der Volksfrömmigkeit und dem offiziellen Kirchentum fernstand. Und als Staupitz abermals, im Advent 1516, dort predigt, kommt es zu einer Art Erweckungsbewegung, die auch die Führer der Stadt ergreift, die Anton Tucher, Hieronymus Holzschuher, Hieronymus Ebner, Kaspar Nützel, die Brüder Tucher und Fürer. Die Unterschiede sind doch deutlich. Einmal handelt es sich um eine Bewegung unter den geistigen Führern der Stadt, die vom Humanismus her kommen, wie denn einige, so Pirckheimer, Scheurl, im Humanismus steckenbleiben; es ist die literarische Schicht. Riemenschneider aber ist Handwerker, unliterarisch, trotz dem Griechisch treibenden Kreise um den Abt Trithemius, der das Jakobskloster in Würzburg seit 1509 leitete, vom Humanismus sicher nicht, von der Renaissance nur äußerlich berührt. Und die Nürnberger Bewegung setzte stärker doch erst 1516 ein. Für unsere Erkenntnis der religiösen Lage vor der Reformation ist es wichtig, aus Riemenschneiders Werk und seiner Wirkung in Unterfranken zu sehn, daß es auch volkstümliche Kreise gab, die, ohne der wilden Volksfrömmigkeit zu verfallen und ohne in Opposition zur Kirche zu stehn, eine

schlichte vom offiziellen Kirchentum freie Frömmigkeit liebten und betätigten.

So steht Riemenschneider zwischen den Zeiten. Er steht vor der Reformation, ohne den Weg zu ihr zu finden; er steht zwar innerhalb der alten Kirche, aber neben dem offiziellen Kirchentum. Und in der allgemeinen Gärung der Zeit findet er für sich und sein Publikum eine stille Insel der Schönheit, der Zartheit, der Innigkeit, der leise schwermütigen, stimmungsvollen, müden, süßen, träumenden, passiven, melodiösen Frömmigkeit. Auch diese gehört in das Bild der großen Mannigfaltigkeit des deutschen Lebens, namentlich der des Reformationszeitalters.

EIN ITALIENISCHER DICHTER UND EIN DEUTSCHER DIPLOMAT

(LEOPARDI UND BUNSEN)

VON HANS RHEINFELDER

Als Giacomo Leopardi aus seiner Heimatstadt Recanati im November 1822 zum erstenmal nach Rom kam, da konnte der Vierundzwanzigjährige in sich das Bewußtsein hegen, nicht nur seine geistige Ausbildung rastlos und zielsicher begründet und gefördert zu haben, sondern auch durch wissenschaftliche Leistungen und als Dichter seinen Altersgenossen, ja den meisten seiner Landsleute weit überlegen zu sein. Freilich mischte sich in dieses stolze Gefühl die erschütternde Gewißheit, daß er nicht ohne schwere Schädigung seiner Gesundheit zu solchen Erfolgen gelangt war. In einem kurzen Lebenslauf, den er wenige Jahre später niedergeschrieben hat, sprechen sich diese beiden Empfindungen deutlich aus und es kündigt sich schon die Verbitterung an, die aus diesem Gegensatz entspringen mußte: „Lebte immer in seiner Vaterstadt bis zum Alter von 24 Jahren. Lehrer hatte er nur für die ersten Anfangsgründe, die er von Erziehern lernte, welche im Hause seines Vaters eigens gehalten wurden. Doch hatte er eine reiche Bibliothek zur Verfügung, die vom Vater, einem Freund der Schönen Wissenschaften, gesammelt worden war. In dieser Bibliothek verbrachte er die längste Zeit seines Lebens, solange und soviel es ihm seine Gesundheit erlaubte, die durch seine Studien zugrunde gerichtet wurde. Diese Studien begann er unabhängig von seinen Hauslehrern im Alter von zehn Jahren, setzte sie dann beständig ohne Unterlaß fort und machte sie zu seiner einzigen Beschäftigung. Er lernte ohne Lehrer die griechische Sprache, widmete sich dann ernstlich den philologischen Studien und verharrte dabei sieben Jahre lang. Schließlich verdarb er sich die Augen und mußte ein ganzes Jahr (1819) ohne Lesen verbringen; dabei wandte er sich dem

Denken zu und erwärmte sich naturgemäß für die Philosophie; ihr und der Schönen Literatur, die mit ihr verbunden ist, hat er dann fast ausschließlich seine Aufmerksamkeit geschenkt bis zum heutigen Tag ..."

Nach Rom kam Giacomo voll der höchsten Erwartungen. Mit welch ehrfürchtiger Sehnsucht mußte der junge Mann, der damals schon zu den namhaftesten Philologen Italiens zählte, der Verfasser vaterländischer Kanzonen, diesen Mittelpunkt gelehrter Studien und die ideale Hauptstadt Italiens betreten! Aber seine Enttäuschung war in jeder Hinsicht grenzenlos. Weder die Stadt noch die Menschen entsprachen seinen Vorstellungen von Rom. Bitter klagte er in den Briefen, die er in dem knappen Jahr seines Romaufenthaltes an Angehörige und Freunde geschrieben hat. Das einzige, was ihn über die Enttäuschung mit den Römern hinwegtrösten konnte, war der Verkehr mit Ausländern, besonders mit einigen gelehrten Deutschen, die er zumeist in dem gastlichen Hause des holländischen Gesandten F. G. Reinhold kennenlernte. Dieser Mann gehörte schon zum Bekanntenkreis seines Vaters, und Giacomo war ihm bald nach der Ankunft in Rom durch seinen dortigen Onkel und Mentor, Marchese Carlo Antici, den Bruder seiner Mutter, vorgestellt worden. Von den Begegnungen im Hause Reinhold wurde für Leopardi keine so wichtig wie jene mit dem preußischen Gesandten bei der Kurie, Bartold Georg Niebuhr. Denn wenn auch die persönlichen Beziehungen Leopardis zu dem großen Historiker selbst nur kurze Zeit dauern konnten, da Niebuhr nach Preußen zurückkehrte, so kam er doch auf diese Weise mit dessen Mitarbeiter und Nachfolger in engere Fühlung, mit Christian Karl Josias von Bunsen. Die Freundschaft, die sich zwischen diesem Mann und dem italienischen Dichter entwickelte und fünfzehn Jahre, bis zum Tode Leopardis dauerte, gehört zu den schönsten Beispielen herzlicher Beziehungen zwischen einem Deutschen und einem Italiener.

Als Niebuhr im Herbst 1816 als preußischer Gesandter nach Rom kam und im Palazzo Orsini-Savelli einzog, hatte er schon im Jahre zuvor in Berlin den jungen Bunsen (geboren 1791) kennen und schätzen gelernt. Im November 1817 nahm er sich den begabten Theologen zum Legationssekretär. Bunsen war

damals bereits in Rom und hatte sich eben mit der reichen Engländerin Fanny Waddington verheiratet. Er bewohnte den Palazzo Astalli, siedelte aber bald auf das Kapitol, in den Palazzo Caffarelli, über. Als Niebuhr am 29. März 1823 von seinem römischen Posten schied, wurde Bunsen sein Nachfolger, und seitdem war der Palazzo Caffarelli bis zum Weltkrieg der Sitz der preußischen, später deutschen Vertretung bei der Kurie bzw. beim italienischen König. Bunsen selbst ist bis 1838 in Rom gewesen, hat also den Tod Leopardis (14. Juni 1837) noch während seiner dortigen Amtszeit erlebt.

Ein tiefes und seltenes Gefühl des Glückes kam über Leopardi, als er zum erstenmal dem großen Niebuhr gegenüberstand, zumal da dieser den Namen Leopardi schon durch einen philologischen Aufsatz kannte und auch seinerseits neugierig geworden war, den gelehrten Verfasser zu sehen. Beinahe verlor der würdige Herr Minister selbst die Fassung, als der hagere junge Graf zu ihm trat und vor Ehrfurcht und Schüchternheit nichts zu sagen wußte. Schweigsam und verlegen sollen sich die beiden eine Weile angeblickt haben. In der Folgezeit fand Niebuhr bald ein solches Gefallen an Leopardi und seiner philologischen Arbeitsweise, daß er sich erbot, ihn auf jede Weise zu fördern. Denn was sollte nun der junge Graf in Rom beginnen? Irgendwie mußte die Aufmerksamkeit seiner Regierung, der Kurie, auf dieses Talent gelenkt werden. Wie sehr waren solche Pläne Niebuhrs nach dem Herzen des unerfahrenen Leopardi! Hatte er sich doch schon reichlich Sorgen um seine Zukunft gemacht. So fest er entschlossen war, sein Leben auch fürderhin philologischer Tätigkeit zu widmen, so sehr wurde er sich mehr und mehr darüber klar, daß es höchste Zeit war, sich nach einer wirtschaftlichen Grundlage umzusehen, wenn nicht Arbeitslust und Gesundheit in gleicher Weise leiden sollten. Wohl hatte ihm sein Vater immer wieder zugesagt, daß er sein Leben lang als Privatgelehrter im elterlichen Hause leben könne, wo er ja eine reiche Bibliothek ganz zu seiner Verfügung habe. Aber Giacomo wußte, daß er in der „Hölle von Recanati" nicht länger bleiben könne. Weit und breit gab es dort keinen Menschen, mit dem er über all die vielen philologischen Fragen hätte sprechen können, die ihm täglich begegneten und die ihn nicht

mehr losließen. Bücher, ja Bücher gab es im elterlichen Hause genug und in kluger Auswahl, wenn auch vieles fehlte, wonach sein Herz verlangt hätte. Aber vor allem wollte er alte Handschriften römischer und griechischer Schriftsteller haben! Entdeckungen wollte er machen unter den fast noch unberührten Schätzen der großen Bibliotheken, so wie Angelo Mai von der Vaticana, der erst vor wenigen Jahren Ciceros Buch „De re publica" gefunden hatte. Wie war Leopardi damals begeistert gewesen, wie hatte er in seiner Kanzone an Angelo Mai gejubelt! Und da sollte er mit dem tiefen Sehnen in der Brust, mit dem Bewußtsein seines Könnens sich in Recanati einsperren lassen? Doch für einen längeren Aufenthalt außerhalb der Heimatstadt konnte der Vater beim besten Willen nicht aufkommen. Giacomo wußte es allzu gut. Zwar gehörte der elterliche Besitz zu den größten im Lande. Aber einerseits war er aufs schwerste verschuldet, andrerseits konnten seine Erträgnisse nur zum geringsten Teil in bares Geld umgesetzt werden.

Da schienen die Bemühungen Niebuhrs zur rechten Zeit zu kommen. „Er hat angefangen, mich zu betreuen", schrieb Leopardi im Frühjahr 1823 an seinen Freund Pietro Giordani, „wie ich es von einem Vater in gleicher Weise nicht hätte erwarten dürfen." Tatsächlich hat Niebuhr Ernst gemacht und bei der nächsten Gelegenheit mit Consalvi, dem mächtigen Staatssekretär Pius' VII., gesprochen. Den Kardinal durfte Niebuhr ja wohl seinen Freund nennen, und wirklich konnte er nach dem Verlauf des Gespräches die besten Hoffnungen für Leopardi hegen. Freilich werde man nicht sofort eine staatliche Verwendung auf dem philologischen Fachgebiete Leopardis ausfindig machen können; aber es gebe ja auch in der Verwaltung eine Reihe von Ämtern, die dem jungen Grafen viel Zeit für seine wissenschaftliche Tätigkeit übriglassen würden. Am besten würde es freilich sein, meinte der Kardinal im Gespräch mit Niebuhr, wenn Leopardi sich entschließen könnte, in den päpstlichen Beamtenstab einzutreten, also die Prälatenlaufbahn zu ergreifen. Auf keinen Fall nehme er damit die Verpflichtung zum Priesterstande auf sich, er habe eigentlich nur das päpstliche Gewand zu tragen.

Kaum von der Audienz zurückgekehrt, beeilt sich Niebuhr,

Leopardi von den günstigen Aussichten zu unterrichten. „Ich würde mich glücklich schätzen", schreibt er, „wenn die letzten Augenblicke meines Aufenthaltes in diesem Lande einem Philologen, einem Kollegen, nützlich wären . . ." Auf Niebuhrs Rat richtete Leopardi ein Gesuch an Consalvi und bat um Verwendung als Cancelliere del Censo, d. h. als Beamter im Steuerwesen, in einer der größeren Städte des Kirchenstaates. Niebuhr ließ es sich nicht nehmen, dieses Gesuch persönlich dem Kardinalstaatssekretär zu überreichen. Gleichsam als letzte Gnade wollte er sich vor seiner endgültigen Abreise von Rom eine Anstellung für Leopardi erbitten. Der Erfolg schien ihm gewiß zu sein. Leopardi freilich hat sich sein Leben lang, bei jeder Gelegenheit, alle möglichen bösen Zufälle und Störungen vorgestellt und ausgemalt und sah auch diesmal schwarz. Wie, wenn aber nun etwa der Papst sterben sollte? Und wenn es also mit Consalvis Einfluß vorüber wäre? Was dann, wo doch zudem Niebuhr nicht mehr in Rom sein würde?

Ende März reiste Niebuhr ab. Und alle Befürchtungen Leopardis sollten sich tatsächlich mit verhängnisvoller Eile verwirklichen. Am 20. August, noch ehe in Leopardis Sache etwas entschieden war, starb Pius VII. Damit endete auch die Rolle des Kardinals Consalvi, an dessen Stelle der achtzigjährige Kardinal Della Somaglia trat. Zwar hörte Leo XII. immer noch gelegentlich Consalvis Rat. Aber der Kardinal hatte jetzt andere Sorgen im Kopf als die Anstellung eines jungen Gelehrten. Am 24. Januar 1824 ist übrigens Consalvi gleichfalls gestorben. Die Freundschaft mit Niebuhr konnte für Leopardi unter den veränderten Umständen kaum noch viel am päpstlichen Hofe bedeuten. Aber Niebuhr hatte, was ihn selbst betraf, vorgebaut und den italienischen Freund seinem Amtsnachfolger Bunsen warm ans Herz gelegt. Und Bunsen hat bei all seinen wissenschaftlichen und diplomatischen Arbeiten niemals Leopardi und seine Anliegen vergessen. Diese Fürsorge, die er zunächst als Erbe Niebuhrs übernahm, wurde ihm bald zur innersten Herzensangelegenheit. Der fast vollständig erhaltene Briefwechsel zwischen den beiden Männern ist ein Zeugnis aufrichtigster Freundschaft.

Schon acht Tage vor dem Tode Pius' VII. mußte Bunsen im

Auftrage Niebuhrs sich an Leopardi wenden: er hatte ihm ein Exemplar von Niebuhrs Ausgabe des Flavius Merobaudes zu überreichen, „eine Frucht der gelehrten Studien, die Herr Niebuhr in St. Gallen angestellt hat". Bunsen benutzte diese Gelegenheit, um Leopardi zu versichern, daß er die Bemühungen seines Vorgängers fortsetzen werde. Er habe zu seiner Freude gehört, Leopardi sei für den Posten eines Cancelliere del Censo in seiner Vaterstadt Recanati in Aussicht genommen. Niebuhrs Geschenk und Bunsens Hilfsbereitschaft waren für Leopardi kein geringer Trost. Aber über das Gerücht um seine bevorstehende Anstellung konnte er nur bitter lächeln: gab es ja doch in Recanati einen solchen Posten gar nicht. „Zudem", schreibt er an Bunsen, „ist Recanati ein Aufenthaltsort, der für jede Art von Studien gänzlich ungeeignet ist; ja, die Studien sind hierzulande nicht einmal dem Namen nach bekannt." Kaum hatte er von Bunsen die erbetene Adresse Niebuhrs erhalten, so richtete er an diesen einen herzlichen Dankesbrief, worin er zugleich eine Reihe von Verbesserungsvorschlägen zu dem Merobaudestext Niebuhrs machte. Nochmals wolle er ihm für seine Hilfsbereitschaft danken, wenn ihn auch die Veränderungen, die durch den Tod Pius' VII. im Staatssekretariat eingetreten seien, um die Früchte dieser hochherzigen Bemühungen gebracht hätten.

Bald darauf erfuhr Marchese Carlo Antici, daß in Urbino das Amt des Cancelliere frei werde und daß sich dann infolge einer Verschiebung jenes in Loreto erledigen könne. Loreto lag in nächster Nähe, einst nur der „Lorbeerwald" von Recanati, dann durch die Wallfahrt berühmt geworden. Ob nun Urbino oder Loreto — sehr erstrebenswert würde weder der eine noch der andere Posten sein. Und überdies seien die Aussichten schlecht. Dennoch mußte alles versucht werden, um hier zum Ziele zu kommen. Man ist sich im Kreis der Familie darüber klar, daß da nur Bunsen helfen könne. An ihn wendet sich Leopardi unverzüglich mit der Bitte um Vermittlung im Staatssekretariat. „Da dieses Amt hinreichend dotiert ist und keine große Mühe erfordert, könnte es mir die Mittel an die Hand geben, die Hälfte des Jahres in Rom zu verbringen, und folglich auch die Möglichkeit bieten, meine bescheidenen Studien zu betreiben und

fortzuführen, die in dem Land, in dem ich mich befinde, jeglicher Anregung entbehren, wie Sie ja wissen, und nicht gefördert werden können." An Weihnachten 1823 hat Leopardi diesen Brief an Antici geschickt und ihn gebeten, er möge ihn doch persönlich Bunsen einhändigen. Aber Antici zögerte; nach allem, was er hörte, war das Beginnen aussichtslos. Der Papst habe, so hieß es, einen persönlichen Freund für die freiwerdende Stelle ausersehen. Aber wie es der Zufall wollte, trafen sich Bunsen und Antici bei einem Empfang auf der französischen Botschaft. Das Gespräch kam sogleich auf Leopardi. Bunsen wollte auf alle Fälle die Angelegenheit dem Kardinalstaatssekretär vortragen. Er vertraute dabei fest auf das Versprechen, das Consalvi seinerzeit dem scheidenden Niebuhr gegeben und das Consalvis maßgebender Mitarbeiter Abbate Capaccini, der auch jetzt noch im Amte war, ihm selbst erst jüngst bestätigt hatte.

Mit Umsicht und Tatkraft ging Bunsen ans Werk. Er erbat sich zunächst von Antici ein klares Promemoria über den Fall, dann „ein Gesuch des Grafen Leopardi unmittelbar an den Heiligen Vater". Dieses möge Antici gleich selbst im Namen seines Neffen schreiben, damit nicht zuviel Zeit verlorengehe. Antici lieferte beide Schriftstücke schnell und gewissenhaft. Aber trotz aller Bemühungen der beiden ging nichts voran. Im Mai berichtete Bunsen dem Marquis, er habe abermals nachdrücklich mit dem Kardinalstaatssekretär gesprochen. Dieser habe sich dann wirklich von Pater Capaccini die Akten vorlegen lassen und schließlich dem Präsidenten des Steuerwesens, Kardinal Guerrieri-Gonzaga, zu wissen getan, er betrachte tatsächlich die baldige Anstellung Leopardis als eine Verpflichtung gegenüber dem verstorbenen Kardinal Consalvi und gegenüber dem Herrn Minister von Preußen. Kardinal Guerrieri habe versprochen sein Möglichstes zu tun. Dringend riet damals Bunsen, Leopardi möge nun selbst noch in aller Form ein Gesuch an den Kardinal Guerrieri richten. In froher Zuversicht hat Leopardi noch im Mai 1824 diesen Rat befolgt und zugleich in einem überschwenglichen Brief dem fürsorglichen preußischen Geschäftsträger seinen Dank ausgedrückt. Denn die Aussicht auf Erfolg dieser Schritte war wirklich der einzige Hoffnungsstrahl,

der in sein eintöniges Leben von Recanati hineinfiel. Die trostlose Stimmung jenes Jahres kommt am besten in den kleinen Prosadichtungen zum Ausdruck, die damals im Vaterhaus entstanden sind. Mit starker dichterischer Gestaltungskraft sind diese „Operette morali" aufgebaut, teilweise in lebendiger, nicht selten humorvoller dramatischer Anlage. Aber unter der heiteren Form, die der große Manzoni neidlos und entzückt als die beste Prosa der Zeit bezeichnete, birgt sich der Zweifel an allem Hohen, trostloser Verzicht auf jedes Ideal, tiefster Groll gegen die Menschheit und ihre Stiefmutter Natur.

Alles sollte zusammenwirken, um Leopardis Mißmut immer wieder recht zu geben. Jede Freude schien zusammenzubrechen, sobald er sie nur bejahen wollte. Keine geringe Genugtuung war es freilich für ihn, als er im Juli von Bunsen die zweite Auflage von Niebuhrs Merobaudes erhielt und darin nicht nur seine Verbesserungsvorschläge berücksichtigt fand, sondern in dem lateinischen Vorwort Niebuhrs sogar folgende Stelle über sich selbst lesen durfte: „Daß Giacomo Leopardi schon jetzt eine leuchtende Zierde seines Vaterlandes ist, mögen meine Landsleute wissen. Ich stehe dafür ein, daß er mit der Zeit zu immer größerer Berühmtheit gelangen wird. Gar sehr schätze ich den lauteren Geist des erlauchten Jünglings und seine ausgezeichnete Gelehrsamkeit, und ich werde mich über alle seine Ehren und Erfolge freuen." Bunsen war so schlau, diese und andere Stellen des Buches, bevor er es Leopardi einhändigte, dem Kardinal Della Somaglia vorzulegen. Und dieser zeigte sich daraufhin tatsächlich noch mehr geneigt, die Versprechungen, die Niebuhr von seinem Vorgänger Consalvi für Leopardi erhalten hatte, zu den seinigen zu machen. Aber Leopardis Mißtrauen hat heller gesehen als Bunsens unermüdliche Zuversicht. Das Amt erhielt ein anderer. Leopardi wurde für das nächste Mal vertröstet. Am meisten war Bunsen enttäuscht. Denn er hatte geglaubt, seiner Sache ganz sicher sein zu dürfen. Wie konnte man, so fragte sich die Kurie, dem Grafen Leopardi ein staatliches Amt anvertrauen, wo doch sein Vater Monaldo im gleichen Augenblick eine so unzufriedene Schrift gegen die Ordnung des Steuer- und Katasterwesens im Kirchenstaat erscheinen ließ! Monaldo war tatsächlich blind gegenüber den Gefahren, die

dieses Vorgehen seinem Sohne bringen mußte. Er ließ sich von der Weiterleitung seiner Schrift auch nicht durch die ernsten Bedenken Anticis abhalten, der ihm einerseits die völlige Fruchtlosigkeit seines Schrittes, andrerseits die drohenden Gefahren für die Pläne Giacomos lebhaft vor Augen stellte. Übrigens mochte hinzukommen, wie später Bunsens Witwe in ihren Memoiren behauptet hat, daß die Kurie abwarten wollte, ob sich Giacomo Leopardi nicht doch noch für den Eintritt in die römische Prälatur entscheiden werde.

Leopardi war wieder um eine Enttäuschung reicher. Nach einer kurzen, trügerischen Hoffnung im Mai ging dieses Jahr 1824 düster seinem Herbst entgegen. Es schmerzte ihn vor allem, daß Bunsens selbstloser Einsatz fruchtlos gewesen war. Aber im Grunde hat er dem vergeblich angestrebten Amte doch nicht nachgetrauert. Gewiß sehnte er sich nach einer staatlichen Anstellung, um endlich festen Boden unter den Füßen zu haben. Aber andrerseits fühlte er sich von der Eintönigkeit und Pedanterie der Beamtentätigkeit zurückgestoßen. Schon von Rom aus hatte er an seinen Bruder Carlo geschrieben: „Mein Leben muß so unabhängig wie möglich sein; mein Glück kann nur darin bestehen, daß ich tue, was mir paßt. So will es meine Natur. Ich habe mich davon durch so viele Erfahrungen überzeugt, daß ich nicht mehr daran zweifeln kann." Man darf nur solche Äußerungen nicht allzu ernst nehmen. Noch auf Jahre hinaus sucht Leopardi die Grundlage seiner Existenz in einer staatlichen Anstellung. Ein Glück, daß Bunsens Hilfsbereitschaft sich durch keinen Mißerfolg erschüttern ließ. In all diesen Fährnissen ist seine Tatkraft für Leopardi eher noch gewachsen. Auf jeden Fall aber hat solche Notgemeinschaft eine herzliche und tiefe Sympathie der beiden Männer füreinander zum Reifen gebracht.

Zunächst wollte allerdings Leopardi vom römischen Staatsdienst nichts mehr wissen. Rom hatte ihn allzusehr enttäuscht. Es bot sich ihm eine neue Möglichkeit für Verdienst und Studium durch die Verhandlungen mit dem befreundeten Mailänder Verleger Antonio Fortunato Stella und dessen Sohn Luigi. Leopardi soll für Stella eine große lateinische Cicero-Ausgabe und eine Sammlung von Übersetzungen aus den klassischen

Sprachen bearbeiten. Zu diesem Behufe würde er zweckmäßig nach Mailand übersiedeln. Vater Monaldo war nicht unzufrieden mit einer solchen privaten Beschäftigung seines Sohnes. „Dann wird er aufhören", schrieb er an seinen Schwager Antici, „nach einem Staatspöstchen zu verlangen, in dem ich ihn immer nur ungern gesehen hätte." So reiste denn Giacomo im Juli 1825 von Recanati über Bologna nach Mailand.

Aber Carlo Antici kennt seinen Neffen besser. Und auch Bunsen weiß, daß schließlich doch nur eine gesicherte staatliche Anstellung für Leopardi wünschenswert ist. Die beiden Männer sind entschlossen, alle Schritte zu tun, um dieses Ziel doch noch zu erreichen. Della Somaglia muß sich von Bunsen bei jeder Gelegenheit an Leopardi erinnern lassen. Kein Zweifel, der Staatssekretär ist selber beunruhigt und fühlt sich verantwortlich für das Versprechen seines Vorgängers. So macht er nun Bunsen im Juli 1825 aus eigenen Stücken einen neuen Vorschlag. Dabei ist es ganz bezeichnend, daß Della Somaglia nicht mit Leopardi, auch nicht mit Marchese Antici, sondern mit Bunsen verhandelt. Bunsen hat sich bei ihm so oft und so nachdrücklich für den jungen Gelehrten eingesetzt und dessen Sache zu der seinigen gemacht, daß für Della Somaglia fraglos nur Bunsen als der eigentliche Anwalt und Freund Leopardis erscheint.

Dem Kardinalstaatssekretär war ein trefflicher Gedanke gekommen, nämlich Leopardi als Schriftsteller zu besolden, bis sich ein ganz geeigneter Posten für ihn fände. Er schrieb darüber ausführlich an Bunsen. Leopardi solle einen passenden Gegenstand in einem gelehrten Werke behandeln, am besten einen solchen, der enge Beziehungen zur Religion habe. Für eine ruhige Durchführung dieser Arbeit wolle er dann die notwendigen Mittel vom Papste erbitten. Bunsen möge sich mit Leopardi über den zu wählenden Gegenstand besprechen und den Vorschlag dann ihm, dem Kardinal, unterbreiten. Wer konnte über diese Depesche Della Somaglias glücklicher sein als Bunsen! Hatte er doch erst vor kurzem wieder den Staatssekretär und mit ihm den Papst darauf hingewiesen, daß „in den anderen Staaten ein Untertan von solcher Begabung längst zum Ruhme des Landes für den Staatsdienst herangezogen sein würde, und zwar gerade

auf dem Gebiet, auf dem er sich so große Verdienste zu erwerben verstehe". Jetzt galt es das Eisen zu schmieden, solange es heiß war. Doch Leopardi befand sich ja weit von Rom. Schriftlicher Gedankenaustausch würde zeitraubend und zwecklos sein. Zudem hatte Bunsen längst gespürt, daß man den ewig zaudernden, zwischen staatlicher und privater Tätigkeit unentschlossen schwankenden Leopardi nicht allzuviel vor die Wahl stellen dürfe. Da mußte Antici einspringen. Mit ihm wollte Bunsen den Gedanken Della Somaglias besprechen und in greifbare Formen bringen. Sofort macht Bunsen sich auf den Weg zu Antici und vereinbart mit ihm eine ruhige Zeit zu sorgfältiger Beratung. Die beiden Männer werden sich schließlich darüber einig, daß eine Auswahl aus den Werken Platons einerseits für Leopardi die Möglichkeit böte, seinem philologischen Können und seinen philosophischen Neigungen Spielraum zu geben, andrerseits aber auch vorzüglich mit den Zielen zu vereinbaren wäre, die der Kardinal beim Papst vertreten könne. Leopardi soll darüber sofort an Bunsen einen Brief schreiben, der solcherart abgefaßt sein muß, daß er dem Kardinalstaatssekretär vorgelegt werden kann. Gleich nach dieser Besprechung mit Bunsen gibt Antici Plan und Auftrag an Giacomo weiter. Er suggeriert ihm dabei die Gedanken, die in dem Brief an Bunsen zum Ausdruck kommen sollen. Ja, er traut seinem weltfremden Neffen so wenig, daß er ihm für einzelne Sätze sogar den genauen Wortlaut angibt, ihn selbst über die äußeren Formen, Papier und Schrift, beraten zu müssen glaubt. Vor allem solle aus dem Brief hervorgehen, wie sehr Giacomo von der Platonausgabe eine heilsame Gegenwirkung gegen die der Religion feindlichen, pseudophilosophischen Richtungen der Zeit erwarte.

Leopardi läßt seine römischen Freunde gewähren. Ihre Ratschläge sind zu warm und zu einleuchtend, als daß er ihnen nicht folgen müßte. So schreibt er von Mailand aus den verlangten „vorzeigbaren Brief" an Bunsen, gleichsam als Antwort auf einen in Wirklichkeit nicht geschriebenen Brief. Ausführlich verbreitet er sich, ganz wie ihm anempfohlen ist, über die tiefsten Ziele seiner Studien. Schon seit langer Zeit verfolge er keinen anderen Zweck, als mit der schönen und klassischen Literatur die wahre und gesunde Philosophie zu verbinden. Viele Pläne

und Entwürfe seien ihm durch den Kopf gegangen. Am meisten aber würde es ihn locken, „die Italiener mit dem größten Vorkämpfer für die Grundlagen religiöser Ethik, den das Altertum aufzuweisen hat, bekannt zu machen, mit dem herrlichen Plato, dem Fürsten der philosophischen Schriftsteller, der von den ersten Christen so gepriesen und geliebt wurde, heute aber in Italien höchstens nur dem Namen oder dem Ruhme nach bekannt ist". Da sei er nun aufs freudigste überrascht, daß sich ihm zur Verwirklichung dieses Planes unverhofft ein Weg öffne, „in die Hauptstadt der katholischen Welt zu kommen und dort mit allen nötigen Hilfsmitteln ans Werk zu gehen, wie es den wohltätigen Zielen eines so großen Fürsten entspricht". Gegen Schluß des langen Briefes und nur zwischen den Zeilen hat sich Leopardi noch eine kleine List erlaubt, die ihm schwerlich von Antici nahegelegt worden ist. Er befinde sich, schreibt er, zur Zeit in Mailand zur Leitung einer Ciceroausgabe; andrerseits werde er dringend aufgefordert, zu weiteren literarischen Arbeiten nach Florenz überzusiedeln. Seht, will er damit sagen, wie das Ausland um mich wirbt! Aber freilich, fügt er hinzu, gern wolle er auf alle anderen Angebote verzichten, um in den Diensten seines eigenen Landesherrn stehen zu dürfen!

Als Bunsen im August diesen Brief dem Staatssekretär vorlegte, fügte er ein persönliches Begleitschreiben bei, das von kluger Freundschaft für Leopardi diktiert ist. „Wie er das Werk plant, scheint es unter seinen Händen ein kräftiges Gegengift gegen den Materialismus des Jahrhunderts und zugleich ein ewiges Denkmal des Jahrhunderts Leos XII. werden zu können." Nur eines quält Bunsen. Aber soviel er hin und her überlegt, hier gibt es keinen Weg. Della Somaglia ist ein großer Verehrer und Freund der Schönen Literatur, so daß Leopardis Gedichte zweifellos ihren starken Eindruck auf ihn nicht verfehlen würden. Wenn diese Gedichte nur nicht gar so bedenklich in politischer Hinsicht wären! Aber die in den vaterländischen Kanzonen ausgesprochenen Ideen und Grundsätze sind jenen der Regierung allzusehr entgegengesetzt. Bunsen war verwundert gewesen, daß der Band überhaupt hatte gedruckt werden können. Jedenfalls mußte er auf diese Empfehlung bei Della Somaglia schweren Herzens verzichten.

Es liegt eine gewisse Tragik darin, daß Bunsen dem Wunsche Leopardis entsprechend noch einen zweiten Vorschlag in seinem Begleitschreiben unterbreitete. Denn dies scheint der Grund zu sein, warum schließlich beide Pläne gescheitert sind, indem sich eben das Interesse teilte, statt sich auf ein einziges Ziel zu konzentrieren. Leopardi hatte gleichzeitig an Antici geschrieben und ihm mitgeteilt, daß, wie er soeben erfahren habe, an der Akademie der Schönen Künste in Bologna, also im Kirchenstaat, der Posten des Sekretärs frei geworden sei. Diese Stelle sei ganz besonders gut für ihn geeignet. Er ließ keinen Zweifel darüber, daß er viel lieber nach Bologna als nach Rom gehen würde. Jedenfalls werde er nicht eher nach Rom kommen, als bis man ihm eine ganz sichere Stellung zusage. Der Onkel möge Bunsen veranlassen, daß er ihn, Giacomo, für das Amt in Bologna dem Kardinalstaatssekretär in Vorschlag bringe. Bunsen hat also dem Wunsche entsprochen und gleichzeitig dieses zweite Eisen ins Feuer gelegt. Er wies dabei noch darauf hin, daß man dem Bewerber ja schon 1822 feste Hoffnungen auf ein einträgliches, leichtes Amt gemacht habe. Zugleich bittet er — ohne Wissen Leopardis —, es möge doch in Anbetracht der bescheidenen Verhältnisse Leopardis das Einkommen in jedem Falle auf einen angemessenen Betrag festgesetzt werden.

Es ist ergreifend zu sehen, wie der Preuße und protestantische Theologe sich für den Italiener und Bürger des Kirchenstaates bei der Kurie einsetzt. Man kann den Brief Leopardis und seinen Zweck nicht einfach als Intrigue abtun. Darüber sind die beiden Männer erhaben. Es wäre auch tatsächlich denkbar, daß Leopardi, wenn er 1825 zur Bearbeitung einer Platonauswahl nach Rom gekommen wäre, dennoch sich in anderer Richtung weiterentwickelt und nicht in Verbitterung sein Leben beschlossen hätte. Im Umgang mit seinem geistreichen und frommen Onkel Carlo Antici, mit dem theologisch geschulten und religiös geweckten Bunsen, in der Beschäftigung mit seinen Lieblingsstudien, wäre aus Giacomo vielleicht wirklich der christliche Denker und Schriftsteller, der beredte Lehrer seiner Umwelt geworden, den Antici sich wünschte, wenn er keine Gelegenheit versäumte, den Neffen seelsorglich zu betreuen, ihm die Betrachtung von Büchern eines Lamennais oder eines Bonald an-

riet und wenn er ihm zur täglichen Lektüre die Imitatio Christi („den Kempis") und vor allem die Bibel empfahl. Es ist müßig, diese Möglichkeiten durchzudenken. Aber wer davon weiß, wieviele von Grund aus christliche Ansätze sich in den Werken Leopardis finden, und wem Leopardis Charakter zu hoch steht, um gewisse sehr christliche und lebendige Stellen in den Briefen an die Eltern (wo er von seinen Gebeten, von seinem Sakramentempfang spricht und sich dem Gebete der anderen empfiehlt) einfach als Ausfluß der Gewohnheit und als überzeugungslose kindliche Phrase zu betrachten, dem müssen sich solche Erwägungen immer wieder aufdrängen.

Für Bunsen schien diesmal der Erfolg außer jedem Zweifel zu stehen. Am 16. August schrieb er an Niebuhr: „Einer der angenehmsten Vorfälle in meinem hiesigen Geschäftsleben ist gewesen, daß ich endlich durchgesetzt habe, daß Leopardi angestellt wird und zwar gerade die Stelle erhält, die er wünscht, nämlich Generalsekretär der Akademie der Schönen Künste in Bologna, mit dem speziellen Auftrag, seine Muße zu benutzen, um seine italienische Blumenlese aus Plato mit Abhandlungen gegen den Materialismus seiner Landsleute und Glaubensgenossen zu schreiben, wofür er eine besondere Zulage erhält, d. h. erhalten soll. Aber die Anstellung ist bereits erfolgt ..."

In Mailand hat sich Leopardi nicht lange wohlgefühlt. Mit allen Fasern seines Herzens sehnte er sich nach Bologna, wo er während des neuntägigen Aufenthalts auf der Durchreise einen Kreis gefunden hatte, der ihm viel mehr zusagte als die Mailänder Gesellschaft. Vergeblich versuchte ihn Stella durch großzügige Angebote in Mailand festzuhalten. Ende September siedelte Leopardi nach Bologna über, aber nur um auch dort bald aufs bitterste enttäuscht zu sein. Die Entscheidung in Rom war keineswegs so nahe und so sicher, wie Bunsen geglaubt hatte. Leopardi brachte in Erfahrung, daß man beim Kardinallegaten von Bologna Auskünfte über ihn einholen wolle. Inzwischen tauchte eine dritte Möglichkeit für den Staatsdienst auf: die Kurie beabsichtigte, Leopardi einen Lehrstuhl an der Universität Rom zu übertragen. Diese Nachricht, die er wiederum durch Bunsen erhielt, bereitete ihm weniger Freude, als ihn der Umstand in Sorge versetzte, daß für die Stelle in Bo-

logna noch ein zweiter Bewerber seine Ansprüche angemeldet habe. Auf alle Fälle schien die Hoffnung begründet, daß eines der drei Ämter nun auch wirklich für Leopardi bestimmt werden würde. Hatte ja doch Bunsen bereits im Auftrage des Kardinalstaatssekretärs den Wunsch übermittelt, Leopardi möge kein Angebot der toskanischen oder einer anderen fremden Regierung annehmen, da die Kurie ihn anstellen werde. Allerdings scheint der Plan, ihn als Schriftsteller zu besolden, durch die Möglichkeit der Verleihung einer Professur hinfällig geworden zu sein. Tatsächlich ist im weiteren Verlauf nur von der Professur und von dem Sekretariat die Rede. Leopardi war von den wenigen Monaten privater Verlagstätigkeit so sehr enttäuscht, daß er nun wieder alles vom Staat erhoffte. In einem neuerlichen „vorzeigbaren" Brief an Bunsen stellt er sich der Kurie für jeden beliebigen Auftrag rückhaltlos zur Verfügung. Gleichzeitig bittet er Bunsen jedoch in einem persönlichen Schreiben, er möge seinen ganzen Einfluß aufwenden, daß er das Sekretariat und nicht die Professur bekomme. Der Aufenthalt in Rom, besonders im Sommer, sei für seine Gesundheit nicht günstig; überhaupt würde ein Lehrstuhl nicht recht für ihn passen: „und zwar aus zwei Gründen, einem körperlichen, d. h. wegen meiner sehr schwachen Brust, und einem seelischen, d. h. wegen meiner geringen Eignung, mit einer Schar Studenten zurechtzukommen, die ja immer frech sind, gerade in Anbetracht der natürlichen Schüchternheit meines Charakters". Außerdem habe er Bedenken, ob die Einkünfte eines Lehrstuhls hinreichend für ihn sein würden.

Inzwischen hatte Bunsen erfahren, daß mit dem Lehrstuhl vielleicht das ehrenvolle, aber anstrengende Amt des Vizerektors verbunden werden könne. Doch waren dafür die Aussichten gering. Auffallend schnell und bereitwillig hat damals Leopardi noch einmal an Bunsen geschrieben und sich freudig zur Übernahme eines Lehrstuhls bereit erklärt. Hatte ihm doch der hereinbrechende Herbst die Unbilden des Klimas von Bologna in entmutigender Härte zu fühlen gegeben. Für Einflüsse der Witterung war Giacomo sein Leben lang überempfindlich. „Noch heute antworte ich und nehme an", schrieb er Ende Oktober an seinen Bruder Carlo; „dazu veranlaßt mich auch die be-

stialische Kälte dieses Landes, die mich so mutlos gemacht hat, daß ich schwermütig werde und verzweifle. Ich schreibe beim Feuer, das zum Hohn in einem häßlichen und schmutzigen Kamin brennt, der kaum dazu gut ist, mir die Fersen zu wärmen."

Es war für Bunsen nicht leicht, mit den beständig wechselnden Launen Leopardis Schritt zu halten. Aber er tat es unentwegt. Vielleicht ist diese Geduld der schönste Beweis einer echten Freundschaft gewesen. Er nahm den Freund, wie er nun einmal war. Und er trug es ihm nicht nach, wenn er seinetwegen mit aller diplomatischen Kunst bald diesen, bald jenen Plan in den Vordergrund rücken mußte. Täglich wartete er auf günstigen Bescheid aus dem Staatssekretariat. Ja er forderte Leopardi auf, schon jetzt gleich für jeden Fall nach Rom zu kommen. Übrigens hatte sich tatsächlich gezeigt, daß die Besoldung des Lehrstuhls viel zu gering angesetzt war, und Bunsen hatte nach reiflichem Überlegen die Verdoppelung der Summe für Leopardi beantragt. Leopardi hatte im letzten Brief noch gebeten, Bunsen wolle ihm doch für den Fall, daß die Ernennung zum Professor eintreffe, beim Staatssekretär die Reisekosten erwirken, da er zur Zeit ohne alle Mittel sei. Hier aber wollte Bunsen lieber persönlich dem Freunde unter die Arme greifen. Er stellte ihm bei einem Bankier in Bologna einen hinreichenden Betrag zur Verfügung, dessen Rückzahlung er erst dann erwarten wollte, wenn Leopardi sich einmal in Amt und Würden und in einer sorglosen Lebensstellung befinde. Mit dem feinsten Taktgefühl hat Bunsen sich die Form dieser finanziellen Hilfe ausgedacht.

Es war gewiß nicht Bunsens Schuld, wenn die beiden Hoffnungen schließlich doch und zwar sehr bald gescheitert sind, die eine an der Geldfrage, die andere an einer Intrigue. Die Regierung wollte sich nicht dazu verstehen, das Gehalt für den Doppellehrstuhl in der von Bunsen für notwendig erachteten Höhe festzusetzen. Wegen des Sekretariats in Bologna richtete Kardinalstaatssekretär Della Somaglia am 4. November einen dringlichen und warmen Brief an den Kardinal Galeffi, dem der entscheidende Vorschlag zustand. Er empfing darauf sofort ein kurzes, aber äußerst entgegenkommendes Antwortschreiben vom 7. November. Galeffi, der sich auf dem Lande befand, ver-

sprach, sofort nach seiner bevorstehenden Rückkehr nach Rom sich mit der Angelegenheit zu befassen. Tatsächlich reichte er vier Tage später unter Umgehung des Staatssekretärs dem Papst unmittelbar eine Denkschrift ein, womit er den Hoffnungen Leopardis und Bunsens endgültig das Grab schaufelte. Leopardi war bei Galeffi regelrecht denunziert worden. Der Verlauf der Dinge ist geradezu ein Schulbeispiel dafür, wie durch politische Unduldsamkeit, Intrigue und Denunziation ein großer Geist an der entscheidenden Stelle seines Lebensweges zum Schaden seines Vaterlandes rücksichtslos aus der Bahn geworfen wurde. Galeffi verweist zunächst darauf, daß es untunlich sei, den Sekretärsposten zu besetzen, bevor die geplanten neuen Statuten der Akademie zustandegekommen seien. Dann aber folgt der Angriff gegen die Person Leopardis. Della Somaglia hatte in seinem Brief an Galeffi betont, daß in keiner Hinsicht Bedenken gegen Leopardi bestünden. Darauf erwidert Galeffi nach einer kurzen Anerkennung der tiefen Gelehrsamkeit und des „wahrhaft großen und außerordentlichen Geistes": es sei zugleich Anlaß gegeben, an der Richtigkeit von Leopardis Anschauungen zu zweifeln, da man wisse, daß er enge Freundschaft und vertrauten Umgang mit Personen pflege, die wegen ihrer unklugen Ideen schon bekannt seien, und da er — allerdings mit großer Schlauheit — seine keineswegs geringe Gewogenheit gegenüber den neuen moralischen und politischen Ideen in italienischen Oden habe durchblicken lassen, die von ihm voriges Jahr in Bologna gedruckt worden seien. Diese Informationen des Kardinals Galeffi waren nicht ganz falsch, wenn sie auch, wie es sich Dichter oft müssen gefallen lassen, auf Grund des dichterischen Ausdrucks ein schiefes und verzerrtes Bild von der wirklichen Gesinnung Leopardis entworfen hatten. Auf alle Fälle bekundet Galeffis Bericht eine für das kulturelle Leben des Staates verhängnisvolle Enge, wenn er fortfährt, er sei „der Auffassung, daß es nicht klug wäre, den Grafen Leopardi in Bologna anzustellen, fern von den Augen der Regierung, die ihn überwachen könne; vielmehr würde er vorschlagen, er möchte in Rom, in der Vaticana, als Schreiber oder in anderer Weise beschäftigt werden, wo es ihm möglich wäre, seine Begabung besser zu entwickeln und wo er zugleich im Zaum ge-

halten und in seiner moralischen und politischen Führung überwacht werden könne."

Der Vorschlag Galeffis fand die Billigung des Papstes. In einer Depesche vom 16. Dezember 1825 wurde dieser Beschluß dem Kardinalstaatssekretär mitgeteilt. Damit kam ein Ränkespiel zum Abschluß, das sich über mehrere Monate erstreckt hatte. Leopardi und seine Helfer waren inzwischen trotz aller Verzögerung doch noch voll Hoffnung gewesen. Aber immer war Leopardis Verlangen in erster Linie auf Anstellung an der Akademie in Bologna gerichtet. Die Professur hätte er nur notgedrungen und mit großen Opfern angenommen. Ergriffen liest man die zuversichtlichen Ausführungen, die er in einem Augenblick an Bunsen richtete, als der Papst den verhängnisvollen Bericht Galeffis bereits in Händen hatte. Leopardi war damals in Bologna an einem hartnäckigen Darmleiden erkrankt, was seine an sich schon trübe Novemberstimmung noch wesentlich verdüsterte. Das einzige, was ihm immer wieder von neuem Mut und Zuversicht gab, war das Bewußtsein der treuen Hilfe und uneigennützigen Freundschaft, die ihm Bunsen entgegenbrachte. Er gehörte zu jenen Naturen, die nicht imstande sind, im praktischen Leben einen wirklichen Schritt selbst zu tun und sich in ihrer Hilflosigkeit sehnsüchtig und dankbar an die Freunde klammern. Bunsen hat ihm noch am 22. November einen siegessicheren Brief geschrieben. Er konnte damals bloß erst von dem kurzen, entgegenkommenden Schreiben Galeffis an Della Somaglia (7. November) Kunde haben. Daher war er ebenso zuversichtlich wie dieser selbst, der ja zweifellos ehrlich und entschlossen den Wunsch Leopardis erfüllen wollte. „Inzwischen", schreibt Bunsen, „ist hier die Sache entschieden. Der Kardinalkämmerer hat dem Staatssekretär eindeutig versprochen, ihm das Sekretariat an der Akademie in Bologna zu überlassen. So sagte mir S. Eminenz vorigen Freitag." Leopardi war gleichwohl, wie seine Briefe an die Angehörigen zeigen, auffallend skeptisch. Und was sich inzwischen in Rom bereits zugetragen hatte, gab ihm recht. Wenn ihn vor der Entscheidung wirklich etwas mit dankbarer Freude erfüllte, so war es nicht die angeblich so fest begründete Hoffnung auf das Amt, sondern das Erlebnis der echten Freundschaft Bunsens. „Ich verdanke Ihnen

alles in dieser Angelegenheit, und wenn es gelingt, worauf Sie mir feste Hoffnung machen, kann ich wahrhaftig mich als Ihr ‚Geschöpf' bezeichnen, wie ich schon jetzt eine Ehre darin sehe und immer sehen werde, Ihnen ein innig verbundener und dankerfüllter Freund zu sein."

Wer konnte nach dem Ausgang der Angelegenheit mehr enttäuscht sein, als der allzeit zuversichtliche Bunsen! Er hat seinem Schmerz darüber in einer Mitteilung an Niebuhr Ausdruck verliehen: „Leopardi und mich hat man schrecklich an der Nase herumgezogen; nach allen, auch schriftlichen Versprechungen geschieht nichts für ihn. Ich habe ihm geschrieben, er müsse von Bologna hierher kommen und sagen, er werde in 14 Tagen nach Florenz gehen ... Leopardi und ich sind Freunde geworden; wir werden es hier noch mehr werden, wo wir uns sprechen können; wäre ich reich, er sollte in einem Monat über den Alpen sein." Jedenfalls hat sich Bunsen auch durch diesen zweiten Mißerfolg nicht entmutigen lassen, nach einer Lebensbasis für Leopardi Umschau zu halten. Für diesen waren die Jahre 1824 und 1825 eine Kette bitterer Enttäuschungen. Der Zustand des Enttäuschtwerdens wird ihm allmählich zum Normalzustand des Menschen, wie es sich in den „Operette morali" so oft ausspricht. Seine Muse hat in diesen schweren Jahren zuletzt ganz geschwiegen. Verse wenigstens hat er damals kaum zu Papier gebracht. In wissenschaftlicher Arbeit, meist für Stella, versucht er seine Lage zu vergessen. Was ihn noch aufrechterhält, ist das Bewußtsein der Freundschaft, nicht zuletzt der Freundschaft mit Bunsen.

Aber für Bunsen war nun guter Rat teuer. Der Schreiberposten an der Vaticana, den das Memorandum Galeffis als letzte Hoffnung offen ließ, war gewiß nicht anzustreben. Aber sollte denn das, was die römische Regierung in ihrer Schwerfälligkeit und Verblendung diesem großen Geist verweigerte, nicht von der preußischen Regierung gewährt werden können? In stolzer Verachtung für die Kleinlichkeit der römischen Behörden beschloß Bunsen, für Leopardi einen Lehrstuhl in Preußen, in Berlin oder in Bonn errichten zu lassen. Leopardi war sich mit Bunsen darüber einig, daß er von Rom nichts zu erhoffen habe. „Meine Angelegenheit", schreibt er im Februar 1826 an Bunsen,

„von der Sie mit der gewohnten Güte und Herzlichkeit sprechen, ist ein neuer Beweis dafür, wie wenig, vielmehr: wie gar nicht wir uns auf diese unsere gotische Regierung verlassen können, deren feierlichste Versprechungen weniger taugen als jene eines betrunkenen Verliebten." Was den preußischen Lehrstuhl anlangte, so vermochte Leopardi keine entscheidende Antwort zu geben. Aber herzlich bat er Bunsen, den Plan weiter zu verfolgen. Andrerseits jedoch fürchtete er sich vor dem deutschen Klima, zumal er damals seine Tage infolge des langwierigen Darmleidens unter dauernden Schmerzen zubrachte und kaum den Winter von Bologna ertragen konnte. „Ich bin gezwungen, den größten Teil des Tages im Bett zu verbringen, um mich vor dieser entsetzlichen und mörderischen Kälte zu schützen." Aus dem ganzen Hin-und-her-Reden hört man deutlich heraus, daß Leopardi für diesen neuen Plan Bunsens nicht recht zu haben ist. Gelockt hat ihn eine Professur überhaupt niemals. Und nun gar in solcher Nähe des Nordpols! Mehr aus Rücksicht auf die Güte des Freundes geschah es, wenn Giacomo nicht sofort den Gedanken abwies. Wie stets benutzte er den Brief an Bunsen, um sich auszuklagen, dem verstehenden Freund sein Herz auszuschütten. Daß ihn nun auch Bologna so enttäuschen konnte! „In ganz Bologna, einer Stadt von 70000 Seelen, zählt man nur drei Personen, die Griechisch können, und Gott weiß wie!" Einsam lebte er für seine Arbeit und übersetzte das Handbüchlein des Epiktet. Die Einleitung sollte einen Überblick über die stoische Philosophie geben. „Ich finde, daß ich sie mir unwillkürlich zu eigen gemacht habe, und sie erweist sich für mich sehr nützlich."

Immer wieder tauchen übrigens in Rom, mehr oder weniger greifbar, staatliche Projekte für ihn auf: ein Lehrstuhl für Geschichte, der Posten des Vizerektors an der Sapienza. Aber Leopardi war ungeduldig geworden. Sein starkes Ehrgefühl war längst gekränkt, und so lehnte er stolz ab. „Ich hätte dabei die Verpflichtung gehabt, drei Lehrstühle zu versehen, falls die derzeitigen Inhaber (von denen einer gewöhnlich krank ist) verhindert sein sollten; und ferner die Verpflichtung, geistliche Kleidung zu tragen. In meiner Antwort habe ich mich vielmals bedankt und abgelehnt." Schon nahte der zweite Winter in Bologna. Um ihm zu entgehen, schickt sich Leopardi darein,

nach Recanati zurückzukehren. Das Mißgeschick in der Fremde hat dazu beigetragen, daß er sich in den nächsten Monaten zu Hause verhältnismäßig wohl gefühlt hat. Aber kaum war der Winter vorüber, als ihm auch der Aufenthalt in Recanati wieder zu eng wurde. Im April 1827 reiste er nach Bologna, im Juni nach Florenz. In den Beziehungen zu Bunsen scheint damals ein auffallender Stillstand eingetreten zu sein. War es ihm lästig, immer wieder die fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen und doch nie zu einem Erfolg zu kommen? Finsterer Mißmut ließ ihn müßig dahintrauern. Selbst zu einem Glückwunschbrief an Bunsen — er war Ministerresident geworden — konnte er sich nur mit Mühe und sehr verspätet aufraffen. „Ein Toter verbringt seine Tage besser als ich", mußte er ihm schreiben. Bunsen konnte ihm in seinem Antwortbrief ein baldiges Wiedersehen in Aussicht stellen. Dieses kam auch Ende September, als Bunsen auf der Fahrt nach Berlin war, wirklich zustande. Wenigstens kurze Zeit konnten sich die beiden Männer sprechen und ihre Freundschaft bekräftigen. Es gab allerhand zu beraten. Nochmal war in Rom die Aussicht auf einen Lehrstuhl und auf ein Steueramt eröffnet worden. Aber der sonst so zuversichtliche Bunsen ist nach allen Erfahrungen nur noch „nicht ohne Hoffnung" gewesen. Des weiteren besprach er mit Leopardi die von Niebuhr erbetene Mitarbeit an dessen „Rheinischem Museum". Leopardi ist grundsätzlich mit Freuden bereit, aber sein Gesundheitszustand wird es nicht erlauben. Auch in irgendeinem Anliegen der Familie Leopardi sollte Giacomo, wie es scheint, sich von Bunsen beraten lassen. Freilich trafen nötige Informationen aus Recanati zu spät ein.

Bunsens Freundestreue hat jede Prüfung bestanden. Man weiß es im römischen Staatssekretariat, daß man sich fast bei jedem Besuch des preußischen Ministers irgendwie auch an Leopardi müsse erinnern lassen. Noch unmittelbar vor seiner Berlinreise mahnt Bunsen im Vatikan an das alte Versprechen. Bevor er den Wagen besteigt, sagt er es dem Marchese Antici in einem kurzen Abschiedsbrief: „Ich werde unseren lieben Grafen Giacomo sehen. Mein letztes Wort im Vatikan ist für ihn gewesen. Die Antwort war: Reisen Sie unbesorgt ab; Sie werden nicht vergessen, weder für den Lehrstuhl noch für das Steueramt.

Ich betonte natürlich das letztere und hoffe Erfolg zu haben." Das geplante nochmalige Zusammentreffen mit Leopardi auf der Rückreise hat sich übrigens doch nicht ermöglichen lassen. Diplomatische Geschäfte und liturgiegeschichtliche Studien hielten Bunsen wider Erwarten bis zum April 1828 in Berlin fest und er konnte es nicht einrichten, über Pisa zu reisen, wo damals Leopardi den Winter und das Frühjahr verbrachte. Gleich nach der Ankunft in Rom übersandte er ihm einen Brief Niebuhrs und berichtete, wie es bei der Kurie mit seinen Aussichten stehe. Was das Cancellierato del Censo anlangte, war es immer noch bei schönen Worten geblieben. „Ich bin müde", schreibt Bunsen, „Ihnen Versprechungen zu wiederholen (die ich mir übrigens bei der ersten Zusammenkunft habe erneuern lassen)." Um so mehr aber drängt er den Freund, nach Bonn überzusiedeln, wo ihm ein Dante-Lehrstuhl sicher wäre, wo er von gelehrten Freunden und von einer studienfrohen Schar umgeben sein würde und wo er sicher nicht unter den Unbilden eines kalten Winters zu leiden hätte. Wie Leopardi über diesen Plan in Wirklichkeit dachte, sagte er in einem Schreiben an Francesco Pucinotti in Macerata: „Man hat mich eingeladen, ich solle einen Lehrstuhl in Preußen übernehmen. Aber wie kann ich meine Angehörigen und Italien verlassen! Und wie soll ich das Klima Deutschlands ertragen!" Kurz, er wollte nicht, wenn ihn auch die Freundschaft abhielt, dies Bunsen unverhohlen zu sagen.

Wieder wurde Giacomo durch den Winter ins Vaterhaus zurückgetrieben. Vom Herbst 1828 bis zum Mai 1830 ist er nun in Recanati geblieben, und eine Reihe seiner schönsten Gedichte sind dort entstanden. Über allen liegt eine ergreifende Ruhe, zu der die bitteren Erfahrungen der vergangenen Jahre sich geläutert haben. Nicht mehr die heftige Enttäuschung und der wilde Schmerz des unmittelbaren Erlebens, sondern eine gelassene und im Grunde friedliche Traurigkeit klingt aus diesen dichterischen Selbstgesprächen. Aber wie dann zum zweiten Male die warme Jahreszeit kommt, wächst wieder seine Unzufriedenheit mit Recanati. Und nur um diesem Aufenthalt zu entfliehen, verlangt er allen Ernstes nach einer Staatsstelle, aber diesmal außerhalb des engeren Vaterlandes, von dessen Regierung er sich nichts mehr erhofft. Nur soll es wenigstens in

einem italienischen Staate sein! Er denkt an Parma, wo ihm ein Lehrstuhl für Naturgeschichte angeboten wird. Aber wie soll er sich so schnell in den völlig fremden Stoff einarbeiten? Und dann — dies immer wieder — die berüchtigte Kälte von Parma! Wenn doch Bunsen irgendwo noch etwas erreichte! Aber erschrocken muß Giacomo hören, daß sein Vater bei einem kurzen Aufenthalt in Rom, im Frühjahr 1829, dem preußischen Minister gesagt habe, es könne für seinen Sohn nirgendswo auf der Welt besser sein als im Vaterhause. Sofort klärt er den Freund über die Irrigkeit dieser Ansicht auf: „Aus Mangel an Mitteln bin ich an diesen schauerlichen und verhaßten Ort verbannt, schon tot für jede Freude und jede Hoffnung, lebe nur noch um zu leiden und rufe nur noch die Ruhe des Grabes an." So sei er auch unfähig, an Bunsens neugegründeter archäologischer Zeitschrift mitzuarbeiten, so sehr diese auch sein Gefallen und seine Bewunderung finde.

Im Frühjahr 1830 wurde es Leopardi durch die taktvolle Hilfe seiner Florentiner Freunde ermöglicht, Recanati zu verlassen. Dieser Aufenthalt in Florenz erstreckte sich über eineinhalb Jahre. Dann reiste Leopardi, für alle überraschend und wohl seinem Freunde Antonio Ranieri zuliebe, plötzlich im Oktober 1831 nach Rom, wo er bis zum März des folgenden Jahres verblieb. Obwohl er durch häufige Krankheit zeitweilig ganz am gesellschaftlichen Leben gehindert war, traf er doch oftmals mit Bunsen zusammen, und die beiden Freunde sind sich erst jetzt innerlich ganz nahegekommen, was auch schon der Umstand andeutet, daß in den Briefen künftig an die Stelle des bisherigen Lei („Sie", wie Giacomo doch im Briefe sogar seinen Vater anspricht) das vertraulichere Voi („Ihr", wie Vater Monaldo an seinen Sohn schreibt) getreten ist. Krankheit hindert Leopardi auch, sich vor der Rückreise nach Florenz persönlich von Bunsen zu verabschieden. Er muß es brieflich tun. „Glaubt es mir, würdigster und bester Freund, daß ich bei der Abreise von Rom kein anderes Mißbehagen so lebhaft empfinde wie die Trennung von Euch." Noch eine dringende Bitte hat er Bunsen zu unterbreiten: er möge sich doch bei dem preußischen Gesandten in Neapel für den jungen Neapolitaner Ranieri verwenden, da dieser der dortigen Regierung aus politischen Gründen ver-

dächtig geworden sei und da ihm der preußische Gesandte vielleicht helfen könne. Dieser Brief ist deswegen so liebenswürdig, weil hier Leopardi seine guten Beziehungen zu Bunsen nicht für sich selber auswertet, sondern ganz in den Dienst des emigrierten Freundes stellt, um ihn vor den Verfolgungen seiner Regierung zu schützen. Freilich sollte sich in den nächsten Jahren Leopardis Lage so sehr verschlimmern, daß er in eigener Angelegenheit, zwei Jahre vor seinem Tode, sich nochmals an Bunsen wenden mußte. Er tat es nicht vergebens.

Schon am 8. März 1832 hatte Giacomo seinen Vater um Geld bitten müssen, da er nichts mehr zu leben hatte. Man spürt es, wie schwer ihm eine solche Bitte fallen mußte. Wenige Tage später, kurz vor seiner Abreise von Rom nach Florenz, wiederholt er sein Verlangen und schreibt an den Vater: „... Sie sehen meine bedrängte Lage und ich versichere Ihnen, daß ich nicht einmal in Todesgefahr den Mund aufbrächte, um von irgend jemand zu borgen." Aber er hat auch dieses Bittere lernen müssen. Zwar erfüllte der Vater seinen Wunsch, zwar half er dann wieder im Sommer, zwar zahlte er auch die Reise nach Neapel, die Giacomo im September 1833 auf Rat der Ärzte antreten mußte. Aber Leopardi litt schwer darunter, immer wieder den Vater anbetteln zu müssen und dabei schließlich doch nicht sein Auskommen zu haben. Bereits am 31. Juli 1832 hatte er sich in das Schwere geschickt und seinen römischen Vetter Giuseppe Melchiorri (dessen verstorbene Mutter und sein Vater waren Geschwister) gebeten, auf seinen Namen einen Wechsel ausstellen zu dürfen. Aber bei diesem Wechselverkehr entstehen mancherlei Schwierigkeiten, die Zahlungen an die Bankiers treffen nicht rechtzeitig ein. Zu all dieser Not bringt überdies der Aufenthalt in Neapel nicht die erwartete gesundheitliche Besserung. Mehr als einen Brief muß Ranieri für den Freund schreiben, da dieser selbst dazu nicht in der Lage ist. Leopardi fügt handschriftlich nur den letzten Satz und seinen Namen bei. Erst im Herbst 1834 scheint sein Befinden sich langsam bessern zu wollen. Er plant, mit Ranieri über Rom nach Recanati zu reisen und dort den Winter zu verbringen. Aber neue Schwierigkeiten stellen sich der Reise in den Weg, so daß er schließlich in Neapel bleibt. Die Not wird immer drückender. Weder den

Vater noch den Vetter kann er beständig in Anspruch nehmen. Da ist wieder Bunsen seine letzte Zuflucht. Und so sicher ist er der Hilfe des Freundes, daß er ohne vorherige Anfrage einen Wechsel auf Bunsens Namen ausstellt. Gleich darauf berichtet er ihm nach Rom: „... Vor zehn Jahren hattet Ihr den Edelmut, mir in Bologna, wo ich mich damals befand, eine Summe zur Verfügung zu stellen, damit ich die Reise nach Rom machen könne, die Euch für mich zweckdienlich schien. Ich befinde mich zur Zeit in einer schweren, unvorhergesehenen Notlage, in der ich aus verschiedenen Gründen mich unmöglich an meinen Vater wenden kann. Ich habe mir mit Euch eine Freiheit herausgenommen, wie ich es mit keinem anderen Menschen auf Erden je getan habe, noch auch tun würde: ich habe nämlich an Eure Adresse einen Wechsel über 12 Louisdor ausgestellt, die ich Euch sobald wie möglich, und ich hoffe in Kürze, zurückzahlen werde. Ich füge keine Entschuldigungen hinzu: verzeiht meine Kühnheit und erblickt darin einen der größten Beweise, die ich Euch jemals von meiner fast einzigartigen Verehrung und Hochachtung geben konnte ..."

Bunsen war glücklich, wenigstens auf solche Weise dem armen Freunde behilflich sein zu können. „Habt Dank, daß Ihr an mich gedacht habt und daß Ihr über die Stetigkeit meiner Gesinnung gegen Euch gut geurteilt habt", schreibt er; und: „Nochmals danke ich Euch, daß Ihr das getan habt, was ich in ähnlicher Lage unbedenklich Euch gegenüber auch tun würde." Taktvoller konnte er nicht schreiben. Uneigennützige Lauterkeit hat diesen liebenswürdigen Mann in seinem ganzen Verkehr mit dem Freunde beseelt. Leopardi schneidet bei der Beurteilung ihrer Beziehungen begreiflicherweise weniger gut ab, da er ja immer nur der Empfangende sein konnte. Tatsächlich hat übrigens Leopardi selten anders als eigennützig gedacht, worin die Erklärung für seine Unzufriedenheit letzten Endes zu suchen ist.

Noch ein einziges Mal haben sich die Freunde gesehen, als Bunsen zu Studienzwecken nach Neapel kam. Er hatte inzwischen den Titel eines Bevollmächtigten Ministers erhalten. Der Glückwunschbrief, den damals Leopardi von Neapel aus geschrieben hat, war sein letzter Brief an Bunsen. Und wie wenn er dies geahnt hätte, faßte er hier alles nochmal zusammen, was

er dem Freunde zu sagen hatte: „... Ich vergaß in meinem letzten Brief, Euch meine Glückwünsche auszusprechen zu Eurem neuen Titel eines Bevollmächtigten Ministers. Obschon spät, möchte ich heute diese angenehme Pflicht erfüllen. Aber zugleich gestehe ich, daß ich eigensüchtig genug bin, um mich nur mit Mühe zu dem Wunsche entschließen zu können, Eure weiteren Beförderungen möchten so schnell erfolgen, daß Italien Sie in Kürze verlieren müßte (wie ich höre, ist dies mehr als möglich). Ich versichere Euch — und möchte dabei jeden Schatten bloßer Höflichkeit abwehren —, daß der Gedanke, Euch nicht mehr wiederzusehen, mir einen großen Schmerz verursachen würde. Übrigens habe ich das Vertrauen, daß Ihr, wohin auch immer Eure ehrenvollen Geschicke Euch führen, gewiß die Erinnerung an mich mitnehmen werdet, wie auch sicherlich keine Entfernung in mir das Gedächtnis an Euch wird auslöschen können ..."

Über das letzte Zusammentreffen, in Neapel, weiß man nicht viel. Leopardis Freude war groß. Denn daß Bunsens Weg einmal nach Neapel führen würde, hatte er nicht zu hoffen gewagt. Es waren schwere Jahre für Giacomo. Treu stand ihm zwar die Familie Ranieri, besonders sein Freund Antonio, zur Seite. Aber sein Leben umdüsterte sich mehr und mehr. Oft saß er sinnend am Abhang des Vesuvs, der Betrachtung menschlicher Vergänglichkeit und menschlichen Hochmutes hingegeben. Dort entstand das große Lehrgedicht vom Ginsterbusch mit seinen ergreifenden Stimmungsbildern und mit seiner trostlosen Anschauung vom Sinn des Menschen, dem der Ginsterbusch an Weisheit überlegen ist, so wie schon früher in dem Gedicht von der Blaudrossel der Vogel als der Klügere und Echtere im Gegensatz zum Menschen bewundert wurde. In solchen Stimmungen hat Bunsen den Freund in Neapel angetroffen. Wie die Begegnung verlaufen ist, kann man nur vermuten. Ein Brief Bunsens, sein letzter an Leopardi, ist das einzige Zeugnis dieses Wiedersehens: „Donnerstag. — Teuerster Freund! Zu meinem Einzug in Neapel habt Ihr mir zweimal Euren Glückwunsch gebracht; denn ich fand nicht nur Euren werten Namen beim Betreten des Hauses, sondern ich sah Euch auch im Gedränge, als ich über S. Lucia ging, ohne Euch jedoch begrüßen zu können.

Ich wäre diesen Morgen gekommen, um Euch zu umarmen, aber ich wurde verhindert, bis es zu spät war. Wenn ich von der Bibliothek komme, muß ich zu meinem Kollegen gehen; wenn ich bei der Rückkehr vom Vomero nachhause Euch nicht finde, hinterlasse ich diese Zeilen, um Euch für Eure liebenswürdige Aufmerksamkeit zu danken und um Euch zu sagen, daß ich jeden Morgen von 6 bis 8 Uhr und jeden Abend nach 8 Uhr zuhause bin. Wenn Ihr ohne Beschwerden außerhalb des Hauses speisen könnt, möchte ich Euch bitten, mit Eurem Freund, Herrn Ranieri, zu mir zu kommen, um bei uns im Familienkreis einen Imbiß zu nehmen: um 2 Uhr mittags, morgen Freitag oder an einem anderen Tag nach Eurer Auswahl und Angabe. Ich werde in Neapel acht Tage bleiben. — Lebt wohl verehrtester und teuerster Freund! Von Herzen Euer Bunsen."

Wenige Monate später, am 14. Juni 1837, ist Leopardi im Alter von 39 Jahren gestorben. Erschüttert blickte Bunsen auf die Tragik dieses Lebens zurück. Noch spät zittert durch die Memoiren seiner Witwe die Wehmut über den Verlust Leopardis. Kein anderer Italiener war Bunsen so nahe gestanden wie er. Kein Ausländer hatte zum Herzen Leopardis den Zugang so schnell gefunden, keiner war ihm treuer zur Seite gewesen als Bunsen. Ja, keinem Italiener hatte Leopardi je so viel zu verdanken gehabt wie diesem Ausländer. Bunsen gehört in die Reihe großer deutscher Gesandter hinein, wie sie das vorige Jahrhundert in Humboldt, Niebuhr, Schlözer u. a. gekannt hat. Nicht als Berufsdiplomaten, sondern aus einem tiefen teils wissenschaftlichen Erkennen, teils künstlerischen Erfassen der fremden Seele und ihrer Umwelt, aus reiner und echter Menschlichkeit, gewannen sie ihre stillsten, unscheinbarsten und doch dauerndsten Erfolge. Daß Niebuhr und Bunsen in Leopardi den großen Geist, den Forscher und den Dichter, schon vor seinen eigenen Landsleuten erkannten und ihn zu fördern versuchten, als niemand sonst sich ernstlich um ihn kümmerte, auch dies bildet ein Ruhmesblatt in der Geschichte der preußischen Diplomatie. Die Freundschaft Leopardis mit Bunsen aber gehört zu den edelsten menschlichen Beziehungen, von denen die italienische Literaturgeschichte zu berichten weiß.

DER BRIEFWECHSEL GUSTAV SCHMOLLERS MIT LUJO BRENTANO

HERAUSGEGEBEN VON WALTER GOETZ

(Fortsetzung)[1])

n. 54. Brentano an Schmoller. Breslau, den 29. April 74.

Lieber Schmoller. Seit voriger Woche bin ich von unserer kurzen Hochzeitsreise wieder zurück u. fand bereits auf einem Büchergestell thronend Friedrich den Gr., den Eichler in Ihrem Auftrag gesandt u. den die Verwandten meiner Frau ausgepackt u. aufgestellt hatten. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre freundschaftliche Aufmerksamkeit u. mit mir dankt Ihnen meine Frau. Die Statuette ist sehr fein u. sauber ausgeführt u. der Besitz derselben entspricht einem bereits lange gehegten Wunsch. Denn wenn Sie auch meinen preußischen Patriotismus noch einer kleinen Aufmunterung für bedürftig halten, so ging ich doch schon längst mit der Idee um, mir ein Bildnis des großen geistreichen Königs zu verschaffen. Wie Sie aus dem Trauerrand des Briefpapiers sehen, ist mein Schwager gestorben. Er starb in der Charwoche, sodaß wir unsere Hochzeit noch ein paar Tage herausschieben mußten. Auf länger wollte ich die Hochzeit nicht vertagen. Die nächste Möglichkeit wäre Pfingsten gewesen, allein das wäre zu kurz gewesen, um einen erheblichen Unterschied zu machen; bis zum August zu warten, hätte aber zu viel Unannehmlichkeiten gehabt. Also ließen wir die Trauung im Stillen vornehmen ohne jegliche Hochzeitsfeierlichkeit. Nächste Woche beginne ich wieder zu lesen: specielle Volkswirthschaftslehre. Schicken Sie mir doch Ihren neuen Grundriß. — Die hiesigen Blätter sollen gegen Ihren Aufsatz in den Preuß. Jahrbüchern alle sehr geeifert haben. Ich las sie nicht, da ich ab-

[1]) Es sei von neuem darauf hingewiesen, daß die Rechtschreibung dieser Briefe, besonders bei Eigennamen, sehr willkürlich ist.

wesend war. Alle behandelten es, nach A. Meyers Vorgang in der Bresl. Ztng., als ein Manifest der Cathedersocialisten. Meine Aufsätze kommen nun in den nächsten Nummern. Wenn Sie Separatabdrucke Ihres Aufsatzes haben, lassen Sie mir einen zukommen.

Grüßen Sie herzlichst Ihre Frau von meiner Frau u. mir u. schreiben Sie manchmal Ihrem treu ergebenen L. Brentano.

n. 55. Brentano an Schmoller. Breslau, den 6. Juli 74.

Lieber Freund. Herzlichen Dank für Ihre Zeilen, mit denen Sie feurige Kohlen auf meinem Haupte gesammelt haben, denn ich schulde Ihnen noch Antwort auf einen früheren Brief. Der Grund meines langen Schweigens war Ihre Frage, ob ich ein Gutachten über das Contractbruchsgesetz abfassen werde. Mein Wille war gut, aber ich kam immer nicht dazu, u. so verschob ich die Antwort auf Ihren Brief. Auch jetzt ist mein Gutachten noch nicht gemacht, doch beabsichtige ich es bis Ende ds. Monats noch zu liefern. Eher zu liefern ist mir nicht möglich, da mir Frederic Harrison einen Bericht über den Stand der Frage in England versprochen hat, den ich meinem Gutachten einverleiben möchte. Da aber augenblicklich eine englische Commission über die Frage tagt u. Harrison deren Bericht abwarten will, kann ich auch mein Gutachten nicht vor Ende Juli einsenden.

Nach Frankfurt kann ich selbstverständlich zum 12. Juli nicht kommen. Dagegen gehen wir Anfang August in die Schweiz. Ärzte wollen herausgebracht haben, daß ich eine Anlage zu chronischem Katarrh habe, u. deshalb soll ich mehrere Wochen hoch in den Alpen an einem Luftkurort zubringen. Da die Kur nicht unangenehm ist habe ich nichts dagegen. Der Ort, wohin wir uns begeben, ist noch nicht festgestellt: vielleicht Engelberg, oder Beatenberg bei Interlaken. Reizend wäre es, wenn wir ein paar Wochen zusammen zubringen könnten. Wo gehen Sie hin?

Mit meiner Chartistenbewegung habe ich mir nicht wie Sie mit Ihrem Vortrag über die sociale Frage die Freundschaft der Socialdemokratie erworben. Im Ggtheil; sie fangen an sehr unzufrieden mit mir zu sein. Dagg. erhielt ich einen höchst merk-

würdigen Brief von Th. Petermann wonach es schwer wird über diesen wunderlichen Querkopf klug zu werden. Daß Treitschke gegen uns schreiben will, halte ich immerhin für möglich. Er hat eine große Abneigung gg. die Arbeiter, donnert stets gg. deren „Zuchtlosigkeit" u. ist unzufrieden mit uns, daß wir es nicht ebenso machen.

Conrad hat mir aufgelastet, Stahls Handwerk für die Jahrbücher zu recensiren. Ich sterbe fast vor Langeweile über dem garnichts Neues bietenden, völlig überflüssigen Buche. Alle schwierigen Fragen, die noch als ungelöst Interesse bieten, werden darin ignorirt, dageg. alles ohnehin schon Bekannte in unausstehlicher Breite vorgetragen.

Mit Knapp bin ich leider in ein etwas kühleres Verhältnis gekommen, da ich meine lebhafte Mißbilligung seiner absprechenden Anzeige der Mill'schen Selbstbiographie im Neuen Reich ihm nicht vorenthalten konnte u. er den Widerspruch absolut nicht vertragen kann. Im Laufe der Correspondenz über diesen Streitfall scheint er freilich eingesehen zu haben, daß ich nicht so ganz im Unrecht war. Aber verschnupft ist er doch. Hoffentlich kommt indes bald wieder alles ins alte Gleis. Mit den herzlichsten Grüßen an Ihre Frau Ihr treu ergebener L. Brentano.

n. 56. Brentano an Schmoller. Breslau, den 10. Juli 1874.

Lieber Freund. Eben war ich im Begriff an einen von Ihnen übermorgen in Frankfurt Versammelten zu schreiben, um inliegende Karte zu senden, als ich Ihre Postkarte erhielt. Bitte grüßen Sie alle dort Anwesenden von mir u. sprechen Sie ihnen mein Bedauern aus, nicht mit ihnen zu sein. Vielleicht interessirt es Einen oder den Andern von Ihnen die Miniaturen meines Onkels (richtiger Vetters), des Herrn Louis Brentano, Taunusplatz 16 zu sehen. Zu dem Zweck sende ich Ihnen inliegende Karte. Für Jemanden, der sich für Kunst interessirt, sind sie sehr sehenswerth; sie gelten als die schönsten Miniaturen die existiren.

Auch wir wollen u. sollen ja sogar sehr hoch in der Schweiz uns aufhalten. Ich denke deshalb an Beatenberg bei Interlaken, Villers in Wallis u. dgl. Woran denken Sie? Es wäre sehr nett,

könnten wir die Zeit zusammen verbringen. Machen Sie mir einige Vorschläge oder sagen Sie mir Ihre Meinung über die genannten Orte. Ich verfiel auf sie, da auch Cohnheim dahin kommen will.

Knapp scheint mir wieder völlig gut zu sein, worüber ich mich sehr freue. Berühren Sie deshalb meine jüngstvergangene Differenz mit ihm nicht. Besten Dank für die Übersendung Ihrer Besprechung Stahls die ich gelegentlich rücksenden werde. Meine Frau erwidert Ihre Grüße bestens. In Eile Ihr treu ergebener L. Br.

n. 57. Brentano an Schmoller. Breslau, 21. Juli 74.

Lieber Freund. In Folge Ihres Briefes vom 15. haben wir beschlossen nach Pontresina zu gehen. Wir werden dort wahrscheinlich schon am 5. oder 6. Aug. eintreffen. Möglich wäre allerdings, daß wir erst am 15. hin kämen. Es hängt dies lediglich davon ab, welche Reiseroute wir durch Deutschland nehmen u. darüber sind wir noch nicht so ganz einig. . . . [Persönliches.]

Ich schreibe in Eile, da ich noch sehr viel zu thun habe. Was sagen Sie zu den niederträchtigen Aufsätzen Bambergers in der A.A.Z.? Mit den herzlichsten Grüßen Ihr treu ergebener L. Br.

n. 58. Brentano an Schmoller. [Postkarte]. Breslau, 28. Juli 74

[Persönliches Abreise betr.] Der Artikel Treitschkes im neusten Heft der Pr. Jahrb. ist m. E. der unangenehmste Angriff, den wir noch zu erleiden hatten. Sie werden wohl später einmal antworten müssen. Doch davon im Engadin. Meine Frau grüßt bestens u. ebenso Ihr ergebener L. Br.

n. 59. Brentano an Schmoller. Wiepersdorf, den 28. Sept. 74.

Lieber Freund. Gestern bei der Durchreise durch Leipzig sahen wir Knapp u. hörten von demselben zu unserm großen Bedauern von der Krankheit Ihres kleinen Sohnes. Bitte schreiben Sie uns doch ein paar Worte wie es ihm geht. Meine Adresse: bei Baron Arnim, Wiepersdorf bei Nonnendorf bei Jüterbog.

Von Treitschke fand ich hier einen sehr dummen Brief, worin er u. A. schreibt er werde keine lange Polemik mit Ihnen führen,

sondern Ihnen nur in einem Finale antworten. Unter diesen Umständen finde ich es nicht geeignet für Sie, in die Preuß. [Jahrb.] zu schreiben. Seinen Schlußaufsatz habe ich noch nicht gelesen. Die herzlichsten Grüße u. die aufrichtigste Theilnahme für Ihre Frau u. Sie von meiner Frau u. Ihrem treu ergebenen

L. Br.

n. 60. Brentano an Schmoller. Wiepersdorf, den 3. Oct. 74.

Lieber Freund. Ich eile Ihnen unsere herzlichsten Glückwünsche u. aufrichtige Freude auszusprechen über die Besserung in dem Befinden Ihres Söhnchens. Hoffentlich schreitet die Genesung ohne Unterbrechung fort, sodaß ich Sie in Eisenach wieder freudig u. guten Muthes sehe.

Treitschkes zweiter Theil ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Ich schrieb Treitschke ihn mir zu schicken. Sobald ich ihn gelesen, werde ich Ihnen die gewünschten Bemerkungen zukommen lassen. Meine Frau grüßt Sie Beide herzlichst mit mir. Ihr treu ergebener L. Br.

n. 61. Brentano an Schmoller. Breslau, den 16. Oct. 74.

Lieber Freund. Wo soll ich anfangen mit meiner Erzählung? Am Besten der Zeit nach. Ich begab mich also vorigen Sonnabend morgens nach Eisenach u. traf unterwegs C. Rößler, mit dem ich reiste. Unterwegs bemerkten wir, daß Wagner u. R. Meyer im Zuge seien u. infolgedessen bereiteten wir uns auf eine Rede vor, um Wagner entgegenzutreten. Wir waren durch die Entdeckung gründlich verstimmt. Diese Verstimmung wuchs, als wir in Eisenach hörten, daß Sie u. Eckardt u. Geibel nicht kommen würden. Ich war wirklich tief betrübt über Ihre Abwesenheit u. nur nachmals tröstete ich mich etwas darüber in dem Gedanken, daß Ihnen vielleicht eine recht unangenehme Annäherung seitens Wagners u. R. Meyers in Anknüpfung an Ihre Rede entgangen sei. Diese Beiden ließen dem Ausschuß Papiere überreichen, wodurch Wagner als Vertreter Bismarcks u. Meyer als Wagners Sekretär legitimirt wurden. Gg. Erwarten verhielten sie sich während sämtlicher Verhandlungen ruhig, selbst als Hirsch u. Sybel Wagnern in nicht zu mißverstehenden Anspielungen auf den Leib rückten. Was die Mission zu be-

deuten hat, ist mir nicht ganz klar. Adolf Wagner meinte: da selbst die Provinzialcorrespondenz nun gegen uns geschrieben habe, wolle Bismarck durch die Mission seine von den übrigen Regierungskreisen abweichende Meinung ausdrücken. Diese Anschauung scheint mir aber stark optimistisch.

Held's Referat war vorzüglich. Trotzdem war die Stimmung der Mehrheit für Bestrafung des Contractbruchs. Da ich dies sah, ging ich zu Dannenberg u. frug ihn, ob er, falls ich persönlich für seine Thesen stimme, für ein Amendement, das ich zu Gunsten der Gewerkvereine einbringen werde, stimmen wolle. Ich that dies um wenigstens die Tradition des Vereins in dieser Beziehung zu retten. Dannenberg ging darauf ein. In Folge dessen stimmte ich allerdings für seine Thesen, Andre aber, die für Bestrafung des Contractbruchs waren, gegen dieselbe, sodaß ich, ohne an dem Stimmverhältnis etwas zu verschieben, wenigstens in einem Punkte die Ehre des Vereins rettete.

Auch was die Kassenfrage angeht, drückten wir die Verbindung der Pensionskassen mit den Gewerkvereinen gg. Engel u.Co. durch, u. Engel's Antrag auf Vereinigung mit dem volkswirthschaftlichen Congreß wurde im Ausschuß begraben. Es war unbeschreiblich taktlos von Engel mit diesem Antrag hervorzutreten. Die Debatte darüber war ziemlich erregt u. ich ergriff zweimal das Wort dagegen. Wären Sie da gewesen, so wäre gewiß dies Alles nicht vorgekommen. Aber hoffentlich höre ich dafür recht bald von Ihnen, daß es Ihnen wieder gut geht.

Treitschke's zweiten Theil habe ich seitdem gelesen. Ich finde ihn unbeschreiblich schwach. Lasker, bei dem ich war, meinte, Treitschke habe die Aufsätze in höherem Auftrage verfaßt. Seine u. fast Aller Meinung ist überhaupt, daß jetzt der Kulturkampf gegen uns beginne. Desto nothwendiger halte ich eine Antwort Ihrerseits, die äußerst gemäßigt im Tone aber sachlich sehr strenge Treitschke als einen unwissenden Dilettanten hinstellt. Nichts ist ja leichter als dies. Auch Sybel äußerte sich äußerst verächtlich über das Machwerk. Ließe sich nicht damit eine Abmeierung der Schrift des Herrn von Eynern verbinden, die neuerdings nebst Treitschke stets gg. uns angeführt wird? Ich habe letztere Schrift selbst noch nicht gesehen.

Sie baten mich, ich möchte Ihnen, besondere Irrthümer im zweiten Theile Treitschke's hervorheben. Die meisten fallen Ihnen aber gewiß noch mehr auf wie mir; bes. stark ist die Behauptung über das Verhältnis der Manchesterschule zur Fabrikgesetzgebung auf S. 289. Doch ich schicke Ihnen am Besten meine ganze Correspondenz mit Treitschke, um deren Rückgabe ich bitte.

Von Eisenach ging ich nach Berlin, wo ich mit meiner Frau zusammentraf, die vernünftigerweise nicht in Weimar war. Sie erzählte mir, sie habe aus Venedig nachgeschickt, einen Brief von Ihnen erhalten, den Sie ihr von Bozen aus schrieben. Sie war ganz gerührt von Ihrer Liebenswürdigkeit u. läßt Ihnen recht herzlich für Ihre freundschaftlichen Worte danken, von denen jedes nur ausgesprochen habe, was wir selbst durch Ihre liebenswürdige Begleitung auf der Reise empfanden.

A propos. Wir haben herausgebracht, daß Ihre vielgeliebte Reiterstatue des Großen Kurfürsten ein Plagiat von einer Statue eines Medici in Florenz von Giov. da Bologna ist. Doch wer so genial plagiert, wie Schlüter dies gethan, bleibt dennoch ein Künstler ersten Ranges. Aber im höchsten Grade auffällig u. interessant erscheint das Plagiat, wenn man die Photographien beider Statuen nebeneinander legt. Versuchen Sie es einmal u. Sie werden mir Recht geben.

Grüßen Sie ... [Persönliches über Gesundheit.] Ihr treu ergebner L. Br.

n. 62. Brentano an Schmoller. [Postkarte.] [Breslau, 19. 10. 74].

Ich beschäftige mich stets in Gedanken mit Ihrer Erwiderung auf T's Angriff u. insbes. mit dem Ort, wo sie erscheinen soll. Ich bin nicht für die Preuß. Jahrbücher, auch nicht für bes. Broschüre. Wie wäre es, wenn Sie bei J. Rodenberg anfragten, ob er Ihre Arbeit in die neu erscheinende „Deutsche Rundschau" — eine would be Revue des deux Mondes aufnehmen wolle?

Lassen Sie sich von Knapp nicht zu sehr beeinflussen, der stets auf dem unpraktischen Standpunkte steht, daß er es für unnöthig hält, auf etwas zu erwidern, was er selbst für unbedeutend hält. Sie stehen nicht Knapp sondern dem großen Publikum gegenüber, u. dieses schwört nun auf T. Herzliche Grüße L. B.

n. 63. Brentano an Schmoller. [Postkarte.] Breslau, den 24.10.74.

Soeben Ihre Karte erhalten. Ich bin entschieden gg. Allg. Ztng u. gg. Hildebrand'schen Jahrbücher. Was in ersterer erscheint wird in Norddeutschland nicht gelesen, u. darauf kommts uns an. Alles bei Hildebrand Abgedruckte ist für den allgemeinen Leser, den Sie vor Augen haben müssen, todt, ein Separatabdruck hilft dem nur sehr unvollständig ab. Bes. aber müssen Sie vor Augen haben, daß T. repliciren wird u. daß darauf eine weitere Antwort nöthig werden kann. Wollen Sie aber auch von dieser Antwort einen Separatabdruck erscheinen lassen? — Für die Ggwart ist's zu lang. Auch wäre mir das Blatt antipathisch. Ich halte noch immer die Deutsche Rundschau fürs Beste. Gerade weil sie ein neues Unternehmen ist, kommt dann der Artikel am weitesten herum. Außerdem können Sie in demselben Blatt auf T's Replik antworten. Überlegen Sie's noch einmal. Der Ort ist bei der Sache etwas sehr Wichtiges. — Besten Dank auch für Ihren Brief. — Die Presse tobt hier wieder einmal gg. mich wegen meines Gutachtens. — Beste Grüße an Ihre Frau u. Knapp von meiner Frau u. Ihrem L. B.

n. 64. Brentano an Schmoller. Breslau, 30. October 74.

Lieber Freund. Ich bin gerade bei Umarbeitung meiner Vorlesung über theoretische Volkswirthschaftslehre. Dabei wäre es mir sehr erwünscht, wenn ich die Literaturangaben zu § 20—24, 49—51, 52—54 besäße. Wenn sie nicht allzu groß sind, würden Sie sie mir auf- oder abschreiben lassen?

Dilthey, der Sie bestens grüßen läßt, ist derselben Meinung wie ich, daß nämlich die „Deutsche Rundschau" der beste Ort für Ihre Erwiderung sei. Nur keine ökonomische Fachzeitschrift, in der die Sache für die große Welt begraben liegt, sagt er ebenso wie ich Ihnen schon schrieb. Die Deutsche Rundschau wird jetzt fabelhaft versandt. Dies gibt Ihrem Aufsatz die größtmögliche Verbreitung. Erwidert dann Treitschke, so können Sie entw. in der D. Rundschau ev. erwidern oder Ihren ersten Artikel separat mit angehängter Replik erscheinen lassen.

Herzliche Grüße an Ihre Frau u. Knapp von meiner Frau u. Ihrem ergebnen L. Br.

Haben Sie die Schrift von Eynern gelesen u. die Anzeige derselben in den Preuß. Jahrb. u. können Sie dieselbe nicht gleichzeitig mit abfertigen?

n. 65. Brentano an Schmoller. Breslau, 21. November 74.

Lieber Schmoller. Endlich komme ich dazu, Ihnen Ihre Literaturnachweise zurückzusenden. Ich schrieb sie in Zwischenstunden ab u. deshalb dauerte dieser Proceß etwas länger. Einzelnen Ihrer Nachweise habe ich bereits Folge geleistet, z. B. Arndt's Anleitung zu hist. Charakterschilderungen gelesen. Doch gerade dieses Buch mit mehr Genuß als wissensch. Erfolg. Es ist recht amüsant, phantastisch, aber wenig exact u. zutrauenerweckend. Arndt muß eine Art Treitschke gewesen sein, aber bedeutender.

Bei Treitschke fällt mir ein, daß ich heute in der Zeitung las, er werde wieder gesammelte Aufsätze als neuen Band erscheinen lassen, darunter auch den Socialismus u. seine Gönner. Wann u. wo kommt Ihre Ggschrift? — Was sagten Sie zu der neulichen Bambergeriade in der Gegenwart? Eckardt schrieb mir, er wolle darauf erwidern. — Was sagen Sie ferner zu Roscher's Geschichte der deutschen Nationalökonomie? Trotz geringer Erwartungen fühle ich mich enttäuscht. So ein kritikloses Diktionnär u. Notizbuch ist von einem Manne, der solchen Ruf als Geschichtler genießt, unter dem Namen Geschichte lange nicht geschrieben worden.

Endlich wie geht es bei Ihnen? Wo lassen Sie Ihre Rektoratsrede drucken? Was macht Knapp, von dem ich, seit er in Straßburg ist, noch garnichts gehört habe? Uns hier geht es leidlich — d. h. den Verhältnissen entsprechend. Vorigen Sonntag dachten wir bes. lebhaft an Sie. Wir hatten Dilthey u. auch die weiße Feder zu Tisch. Letztere war unbeschreiblich in ihrem Benehmen; sie sah aber so vortheilhaft aus, daß Gierke sie zuerst für Diltheys Frau hielt. ... [Persönliches.] Die herzlichsten Grüße meiner Frau an Sie u. Ihr ganzes Haus von Herzen Ihr

L. Br.

n. 66. Brentano an Schmoller. Breslau, den 10. Dez. 74.

Lieber Schmoller. Herzlichen Dank für Ihren 1. Brief. Ich hätte längst darauf geantwortet, allein ich bin jetzt wirklich fürs Colleg so fleißig, daß ich kaum zu etwas Vernünftigem komme. Ihre Nachrichten über Ihren Anti-Treitschke waren mir sehr willkommen. Ich freue mich sehr darauf, bes. da ich nun auch gewisse Theile Ihres Collegs über Nat.Ök. kennen lernen werde, mit denen ich längst gern nähere Bekanntschaft gemacht hätte. Dilthey hat nichts gg. Ihre Benützung seines Briefes, vorausgesetzt, daß das, was darin gesagt ist, richtig ist. — Dieser Tage habe ich gelegentlich einer Recension von Lange's Arbeiterfrage in der Jenaer Literaturzeitung Treitschke auch ein paar Seitenhiebe abgegeben. Es würde mich übrigens interessiren zu wissen, was Sie zu dieser Recension sagen. Ich glaube, Sie werden mit dem Schluß nicht übereinstimmen, wo ich für Erbrecht u. privates Grundeigenthum eintrete. Es ist dies unser alter Differenzpunkt. Bitte, sagen Sie mir aber unverfroren was Sie denken.

Sie nehmen Roscher's Geschichte der Nat.Ök. gg. mich in Schutz u. werfen ihm gerade das vor, was ich dem Buche auch vorwerfe, nämlich, daß Roscher darin alles frühere nicht aus der Zeit erklärt, in der es entstanden, sondern Alles nach dem Maßstab einer platten scholast. Dogmatik mißt. In meinen Augen ist aber gerade dieser Vorwurf es, der Roscher — den Erfinder der historischen Betrachtungsweise — in dieser seiner Leistung verurtheilt. Seiner Geschichte der Nat.Ök., welche nicht die Theorien auf dem Boden der Zeit schildert, auf dem sie entstanden, entspricht den heutigen wissensch. Anforderungen nicht. Wenn irgend Jemand mußte grade Roscher diesen Anforderungen genügen. So kann ich sein Buch nur als eine sehr werthvolle Vorarbeit zu einer Gesch. d. Nat.Ök. betrachten.

Was dagg. sagen Sie zu Dühring's neuster Auflage seiner Geschichte der Nat.Ök.? Manche Vorwürfe, die er gg uns u. gg. Eisenach schleudert scheinen mir nur zu wahr. Aber der Ton, diese Schmähungen, diese Persönlichkeiten, das Maßlose, der Größenwahnsinn!!! Adolf Wagner wird toben, u. Held u. Nasse u. Hanssen u. Roscher! Dühring ist wirklich der geistreiche Gassenjunge in der Wissenschaft.

Wenn ich auch selbst nicht zu der Weihnachtsausschußsitzung nach Frankfurt kommen kann, so möchte ich doch beantragen, daß die Lehrlingsfrage auf die nächste Tagesordnung unsrer Congresse gesetzt werde. Es ist dies eine der brennendsten Fragen, die wir nicht ignoriren dürfen, u. über die wir viele gute Gutachten bekommen können, wenn wir uns an die rechten Leute wenden. Unterstützen Sie meinen Antrag!

„Wären Sie uns doch näher!" schreiben Sie mir in Ihrem letzten Brief, u. derselbe Wunsch beseelt uns so lebhaft, daß wir ihn immer mit Gewalt verscheuchen müssen, um nicht katzenjämmerlich zu werden. Wo ich mit Breslauern in Berührung komme, habe ich es recht satt. Das Einzige, was uns tröstet, ist, daß wir nicht wie Sie in Ihrer augenblicklichen Stellung gezwungen sind, mit den Außenstehenden zu viel in Berührung zu kommen. Wir leben sehr still u. zurückgezogen, im Verkehr mit sehr Wenigen, u. sehen von Breslauern höchstens ab und zu die Verwandten meiner Frau. Ja, wären wir Ihnen doch näher!

Grüßen Sie Knapp, der mir wohl einmal schreiben könnte. Die besten Grüße meiner Frau an Sie Alle u. von Ihrem treu ergebenen L. B.

n. 67. Brentano an Schmoller. Breslau, den 12. Dez. 74.

Lieber Schmoller. Soeben erhielt ich Ihre Karte. Englische Nationalökonomen unserer Richtung kenne ich nicht, überhaupt keine englischen Schriftsteller, mit denen sich unsere Ansichten absolut decken. Was Thomson denkt wissen Sie. Fawcett ist in Allem der Schüler Mills. Aber überhaupt ist die zeitgenössische englische Nat.Ök. sehr zurück. Auf Beesley dürfen Sie sich kaum berufen, er deckt sich eher mit Lange. Cliffe Leslies Ansichten in der Arbeiterfrage kenne ich nicht. In der Gewerkvereinsfrage decken sich meine Ansichten allerdings so ziemlich mit Beesley, Crompton, Harrison. Letztere sind aber vor Allem Comtisten, was allgem. Anschauungen angeht. Sie würden aber nur mit unserer Auffassung der Gewerkvereins- u. Fabrikgesetzgebungsfrage übereinstimmen, überhaupt in praktischen Fragen. I. M. Ludlow wäre uns wohl der Nächste.

Aber all dies läßt sich nicht generalisiren. Bei den Engländern finden sich in Einzelfragen unsre Auffassungen vertreten. Wir waren die ersten, welche die Sache systematisch anfaßten. Dies wird Sie sehr unbefriedigt lassen. Ich kann Ihnen aber der Wahrheit gemäß nicht mehr sagen.

Was sagen Sie zu dem Angriff Rößlers auf Roscher?! Einzelnes wahr, aber übertrieben. Die Hauptidee schlechter fast. Vor Allem gekränkte Eitelkeit.

In Eile damit der Brief noch fortkommt. Die herzlichsten Grüße Ihr L. Br.

n. 68. Brentano an Schmoller. Breslau, den 16. Januar 75.

Lieber Freund, ... [Persönliches.] Für Ihren Vortrag herzlichen Dank. Ich habe ihn mit großem Interesse gelesen u. mich sehr daran gefreut. Waren Sie bei der Abfassung aber nicht vielleicht etwas zu sehr von Friedrich Wilhelms I. Beamtentum beeinflußt? Sollten die Ministerialen im damaligen Elsaß wirklich eine Analogie zu dem preuß. Beamtenthum der besten Zeit sein? Unzweifelhaft werden Ihre Studien Sie zu einer derartigen Auffassung geführt haben, u. Jemanden, der der Sache so als bloßer Amateur gegenübersteht wie ich, kann ihr gewiß nicht widersprechen. Auch wollte ich nur dem Gedanken Ausdruck geben, der gewiß Manchem in meiner Lage befindlichen, der Ihren Ideengang geht u. eine vage Bekanntschaft mit der Sache hat, aufsteigen wird. Die verschied. englischen Abhandlungen über Zunftwesen, die ich besitze, u. von denen ich Ihnen sprach, habe ich neuerdings durchgesehen, halte es aber danach nicht für der Mühe werth, sie Ihnen zu senden.

Auf Ihren Anti-Treitschke freue ich mich sehr. Bitte lassen Sie doch ein Exemplar an John Malcolm Ludlow, London u. an Cav. Prof. Alberto Errera, Milano, Redazione della Perseveranza senden. Beide interessiren sich sehr für unsere Sache u. verfechten sie gelegentlich in den Zeitungen ihrer Länder.

Mit den Resultaten der Frankfurter Ausschussitzung bin ich im Ganzen zufrieden. Nur mit zwei Dingen nicht: einmal, daß gelegentlich der Cooptation in den Zeitungen bemerkt wurde: dadurch werden die Praktiker im Ausschuß verstärkt. Dies ist

bezüglich Blüheims (warum wurde dieser überhaupt cooptirt?) u. Thiel's 1. nicht wahr, 2. erscheint dies als ein Zugeständnis an die im Publikum herrschende Auffassung, daß wir einseitige Doctrinäre seien, deren Einfluß paralysirt werden müsse. Sodann bin ich nicht mit dem großen Gewicht einverstanden, das der Hamburger Gewerbenovelle beigelegt wird. Dannenberg hat mir dieselbe zugeschickt u. ich habe sie im Originale gelesen. Danach scheint mir, daß der Verf. (Dannenberg) zu denen gehört, welche die Arbeiterfrage definiren als die Aufgabe, die Arbeiter wieder zu beruhigen u. unterzukriegen. Aber ganz abgesehen von dieser Gesinnung die in den Motiven hervortritt, halte ich auch nichts von der Novelle selbst. Die Übertragung der gewerblichen Gerichtsbarkeit an die Innung ist allerdings recht gut u. lobenswerth. Aber mit der gewerblichen Gerichtsbarkeit in Streitigkeiten aus bereits abgeschlossenen Verträgen wird nicht viel erreicht, geschweige denn der sociale Friede gesichert, wie die Motive etwas fieberhaft declarirt. Der Hauptpunkt unserer heutigen socialen Frage, der Streit über abzuschließende Verträge u. deren Bedingungen, wird garnicht berührt. Wie soll aber etwas Frieden stiften, das den Hauptstreitpunkt ignorirt?

Ich stecke jetzt ganz in Arbeiten für mein Colleg: da entstehen denn täglich Projecte für Arbeiten, die mich wohl die nächsten Jahre beschäftigen werden, theils aus der Natio. Ök. theils aus der Finanz. Grüßen Sie Knapp schön von mir u. sagen Sie ihm, daß jemehr man den Sachen nahe trete u. sich in sie vertiefe, destomehr schwinde der Pessimismus. Augenblicklich beschäftigen mich sehr die Steuern. Einen Aufsatz von Ihnen in der Tübinger Zeitschrift von 1863 habe ich unlängst studirt. Ich stimme nicht in allen Resultaten mit Ihnen überein, namentlich nicht mit Ihren Anschauungen über Besteuerung des Einkommens aus Arbeitskraft. Doch gibt es andere Ausführungen darin, denen ich zustimme, u. der Aufsatz ist vortrefflich gearbeitet. Dagegen hat mich, als ich neulich Held's Buch über die Einkommensteuer gründlich durchstudirte, ein wahrer Ekel ergriffen. Daß ist überall seichtes, oberflächliches Gewäsch, mit der Anmaßung aber ohne jegliche Spur von Wissenschaftlichkeit. Ich war wahrhaft empört. So etwas Schülerhaftes von so

arrogant aburtheilendem Tone hatte ich nicht erwartet. Ich finde, daß er die Zurechtweisungen, die ihm Neumann in seinem Gutachten hat zu theil werden lassen, in vollem Maße verdient, ja daß er noch Aergeres verdient hätte. Ich bitte Sie aber dringend dies nicht Knapp zu sagen, der Held stets vertheidigt u. immer etwas beleidigt ist, wenn man etwas gg ihn sagt. Ich kann mir seinen Geschmack absolut nicht erklären, außer dadurch, daß der völlige Gegensatz zu ihm selbst ihn anzieht. — Neumann's Gutachten dagegen ist höchst belehrend u. interessant, wenn ich seinen Grundanschauungen auch nicht zustimme. Aber das ist doch wissenschaftlich gestrebt u. gearbeitet. — Später veröffentliche ich wohl einmal selbst einen Aufsatz über die Frage. . . .[Persönliches.] Ih. tr. erg. L. B.

n. 69. Brentano an Schmoller [Postkarte].

Breslau, den 18. Februar 75.

Warum hört man garnichts mehr von Ihnen? Meinen Brief, den ich Ihnen vor ca. 4 Wochen schrieb, werden Sie wohl erhalten haben. Ihre Recension Stahl's in der Jenaer Lit. Ztng schickte ich Ihnen vor einigen Tagen zurück. Meine Recension desselben Buches ging gleichzeitig an Conrad ab; ich bin nicht so mild wie Sie gewesen. . . . Ihr L. B.

n. 70. Brentano an Schmoller. Breslau, 25. Februar 75.

Lieber Freund, Wenn ich einen Brief von Ihnen erhalte, umweht es mich wie mit Frühlingslüften nach eisigem Winter, u. könnten Sie sich einmal so recht vorstellen, wie ich unter den rauhen Nord- u. Ostwinden hier leide, Sie schickten mir ohne Zweifel öfter eine herzerfreuende Botschaft. Obwohl ich sonst nicht gerade neidischen Charakters bin, habe ich doch diesmal Knapp um seinen Ruf als Nachfolger Böhmerts nach Zürich gradezu beneidet, noch dazu, da er ihn ablehnte. Ich habe ein unbeschreibliches Sehnen nach Süden u. Westen, nach sympatischeren Naturen, nach civilisirteren Menschen, u. jemehr sich in mir die Überzeugung festsetzt, daß ich bis an mein seliges Ende hier bleiben werde, desto mehr nimmt thörichterweise diese Sehnsucht noch zu. Meine näheren Freunde wie Cohnheims u.

Gierkes — sind daran allerdings nicht schuld, denn ich könnte mir bessere, liebenswürdigere u. theilnehmendere Menschen an anderen Orten nicht wünschen, u. vielleicht meinen Sie, man brauche ja nur wenige Freunde u. einen befriedigenden Wirkungskreis, um zufrieden zu sein. Allein man lebt hier in einer solchen Atmosphäre von Unkultur u. sittlicher u. ästhetischer Rohheit, daß man von den wenigen Freunden u. Gesinnungsgenossen wenig mehr hat als den Trost des Solamen miseris ect; man leidet, sobald man den engsten Freundeskreis überschreitet, unter den allgemeinen Verhältnissen, in denen man steckt. Und was den Wirkungskreis angeht, so ist eben der nicht die geringste Ursache meiner Unzufriedenheit. Wir haben hier eine bedeutend unter dem Mittelmaß stehende Studentenschaft mit erstaunlich geringer Schwungkraft, ohne alle Ideale, Philister im Flügelkleide, u. ich stoße bei jedem Schritt u. Tritt auf die Wirkungen der Interessenvorurtheile, welche die Presse hier gegen mich wachgerufen hat. So sehr ich persönlich hier jetzt mit Allen gut stehe, so wenig haben sich die sachlichen Schwierigkeiten bis jetzt geändert. Ich merke das im Colleg wie in den Übungen bei jeder Gelegenheit. Ein weniger in den Augen der öffentlichen Meinung Compromittirter, würde m. E. hier sehr viel mehr wirken.

Sie werden es begreiflich finden, daß ich unter solchen Verhältnissen mein Augenmerk insbes. meinen eigenen Arbeiten zuwende; aber ich komme vor beständigen Störungen, zu denen ich auch die tägl. Arbeit fürs Colleg rechne, nicht dazu, sie so zu betreiben, daß sie mir so rechten Genuß gewähren. In den Ferien wirds anders werden. Im Ganzen drängen sich mir jetzt die Stoffe deren Bearbeitung mich reizt, u. zwar solche, die meine Arbeitskraft zunächst u. solche welche sie auf lange beschäftigen sollen. Zu den letzteren gehört auch die Bearbeitung eines Grundrisses zu den Vorlesungen über den allgemeinen Theil der Volkswirthschaftslehre — zunächst mit Rücksicht auf meine eigenen Vorlesungen. Fürchten Sie kein neues Lehrbuch; sondern erwarten Sie eher etwas ähnliches wie Kraut's Grundriß zum Deutschen Privatrecht oder Wangerow's Pandekten. Von anderen Plänen rede ich gar nicht, da ich noch weniger weiß, ob ich wirklich dazu kommen werde, sie auszuführen.

Mit Ihnen vom 5.—6. April in Wien zusammenzutreffen hätte viel Verführerisches. Hat uns aber der Congreß österr. Volkswirthe auch eingeladen? ... [Folgt Persönliches.] Held wird Ihnen wohl über einige italienische Cathedersocialisten geschrieben haben, die mir fortwährend ihre cathedersocialistischen Schriften zuschicken. Leider kann ich nicht Italienisch. Aber sollten wir nicht irgendwo die Schriften besprechen? Mit den besten Grüßen Ihr L. Br.

n. 71. Brentano an Schmoller [Postkarte].

Breslau, 20. März 75.

Ludlow's Adresse ist: John Malcolm Ludlow, Esqu. The Furs, Wimbledon, England. Harrison liest nicht deutsch, also ist es überflüssig ihm ein Exempl. zu senden. — Schade, daß in dem Buch so verflucht viele Druckfehler sind. Es ist wahrhaft scheußlich. Übrigens schrieb Bamberger 1848 nicht für Louis Blanc sondern für Proudhon. Sachlich ist's einerlei; aber vielleicht bellt B. dagegen. Mit herzlichen Grüßen L. B.

n. 72. Brentano an Schmoller. Breslau, 23. April 75.

Lieber Freund. Soeben habe ich Treitschke's Erwiderung gelesen u. eile Ihnen ein paar beruhigende Worte zu sagen, denn ich vermuthe, daß Sie durch diese Entgegnung tief verletzt sein werden. Und Sie haben auch Recht, dies zu sein. Viel lieber wäre mir, es hätte die Entgegnung mir gegolten, denn da ich gegen Treitschke niemals das Gefühl der Verehrung hegte, das Sie an ihn band, hätte mich sein Ton u. seine Art weniger schmerzlich berührt. Für Sie aber wird die Entgegnung die Bedeutung des Verlustes eines Freundes haben, an dem Sie aufrichtig hingen. Daß Tuch ist zwischen Ihnen Beiden entzwei geschnitten, ohne Zweifel auf immer. Über diesen Verlust werden Sie sich trösten müssen mit dem Gedanken, daß der öffentliche Kampf der Meinungen selbst innigere Verhältnisse löst. Ebenso werden Sie das Siegesgejauchze einer interessirten Parteipresse in der Hoffnung auf endlichen Sieg mit Resignation tragen müssen — einer Presse, die allerdings eben noch durch den Mund A. Meyer's im deutschen Handelsblatt erklärte, es bestehe

keine principielle Differenz zwischen Ihnen u. ihr, u. die durch Oppenheim's Feder in der Ggwart sich mit den meisten Einzelheiten Ihrer Arbeit einverstanden erklärte.

Was den Inhalt von Treitschke's Erwiderung angeht, so enthält sie der Hauptsache nach eigentlich nichts als eine Zurücknahme der meisten in den früheren Artikeln urgirten Differenzpunkte. Aber grade dies ist das Unangenehme. Es erschwert dies nämlich die abermalige Entgegnung. Hätte Treitschke den Kern Ihres Buches sachlich angegriffen, so wäre eine Entgegnung viel leichter gewesen. Allein all' das läßt er liegen, stattdessen wiederholt er angeblich seine früheren Anschauungen, aber so abgeschwächt u. modificirt, daß sie einen ganz andren Sinn erhalten. Eine abermalige Entgegnung Ihrerseits würde deshalb leicht einen persönlichen statt eines sachlichen Anstrichs erhalten u. das ist in einer Polemik, in der die Mehrzahl nichts Anderes wünscht, als daß Treitschke Recht habe u. ihm deshalb überall Recht geben wird, ein Nachtheil für Sie. Die Aufgabe einer Entgegnung Ihrerseits würde nämlich wesentlich die sein, die beiden Treitschke's einander entgegenzustellen u. nachzuweisen, daß T. nichts gg Ihre Arbeit bewiesen. Damit wird eine Polemik stets unerfreulich u. artet zuletzt aus in persönl. Zank.

Nun würden Sie ohne Zweifel alle diese Gefahren leicht zu umschiffen verstehen; ich will daher nicht von nochmaliger Entgegnung abrathen, sondern nur zu ernster Erwägung ihrer Opportunität auffordern. Im Falle Sie sich für Erwiderung entschließen, schreibe ich Ihnen dann nochmals meine Bemerkungen über die Einzelheiten der Treitschke'schen Entgegnung, die Sie vielleicht benützen können. Eine wichtige Frage ist in diesem Falle die Frage: wo erwidern? Ich wäre für einen Versuch mit dem Neuen Reich. Mit besten Grüßen usw. Ihr treu ergebener

L. Br.

(Fortsetzung in den nächsten Heften)

LITERATURBERICHT

GESCHICHTE DER MATHEMATIK UND DER NATURWISSENSCHAFTEN

(Fortsetzung)

Wilh. Witter hat die Fragen nach der Vorgeschichte des Erzbergbaus und der Metallkunde mit exakt naturwissenschaftlichen Verfahren geprüft, die zwar ungewohnt, aber äußerst aufschlußreich sind[94]). Bedingt durch die verschiedene irdische Häufigkeit der chemischen Elemente und durch die geochemische Entwicklungsgeschichte sind die natürlich vorkommenden Stoffe für jeden Ort in einem bestimmbaren Verhältnis mit verunreinigenden Elementen durchsetzt. Infolgedessen besteht nach dem Urteil führender Chemiker die Möglichkeit, „aus der Feinzusammensetzung von Mineralien auf das Land, die Gegend und sogar die Grube, aus der sie kommen, Schlüsse zu ziehen". Wenn man außerdem die Verteilungszahl für jeden Bestandteil bei seinem Übergang vom Ausgangsstoff zum Erzeugnis kennt, so muß es möglich sein, aus der „Zusammensetzung der Produkte auf ihre Herkunft zu schließen".[95]) Auf Grund eingehender chemischer und spektralanalytischer Untersuchungen zahlreicher Bodenfunde, sowohl fertiger Gegenstände als auch Gußkuchen, Schlacken und Erze, konnte Witter die Herkunft der Metalle aus bestimmten Lagerstätten mit ziemlicher Sicherheit nachweisen. Zu seinen Ergebnissen passen die Formen der jeweiligen Geräte, insbesondere der Beile. Nach Witter waren die von ihm geprüften Erzprovinzen Mitteldeutschlands an Kupfererzen, Kupfer-Zinnerzen und reinen Zinnerzen ergiebig genug, um nicht nur den Bedarf des eigenen Landes zu decken, sondern auch noch eine Ausfuhr zu gestatten. Für Mitteldeutschland kommt Witter zu dem Ergebnis: „Von der frühesten Metallzeit Europas an ist hier zuerst gediegenes Kupfer gesammelt, dann das Metall

[94]) Wilhelm Witter, „Die älteste Erzgewinnung im nordisch-germanischen Lebenskreis". Bd. 1 „Die Ausbeutung der mitteldeutschen Erzlagerstätten in der frühen Metallzeit". Bd. 2 „Die Kenntnis von Kupfer und Bronze in der Alten Welt". Mannus-Bücherei Bd. 60 u. 63. Leipzig 1938, Curt Kabitzsch.

[95]) Ida Noddack und Walter Noddack, „Herkunftsuntersuchungen", Ztschr. f. angew. Chemie 47 (1934), 617—641.

aus oxydischen und sulfidischen Kupfererzen erschmolzen worden, und darauf haben die Erzschmelzer gelernt, Kupfer-Zinn-Legierungen mit immer höher steigenden Zinngehalten herzustellen. Eine solche Stufenentwicklung vom reinen Kupfer bis schließlich zu den zinnreichsten Legierungen der Aunjetitzer Kultur finden wir in keinem Land der Erde wieder." Als Abschluß des ersten Bandes hat Werner Hülle festgestellt, „daß sämtliche Erzlagerstätten Mitteldeutschlands sicherlich vom vorgeschichtlichen Menschen der Jungsteinzeit erreicht werden konnten, und daß einige sich in einer verkehrstechnisch geradezu hervorragenden Lage befanden". Im zweiten Bande seines Werkes beschäftigt sich Witter mit der Frage, ob die weit verbreitete Annahme berechtigt ist, daß Kupfer und Bronze vom Osten her nach Mitteleuropa eingeführt worden sind. Er widerlegt diese Ansicht mit guten Gründen. Wenn metallkundige Händler, Schmiede oder Bergleute die Kenntnis des Kupfers und der Bronze aus Anatolien oder Mesopotamien nach dem Herzen Europas gebracht hätten, so würden die Spuren solchen Übergangs sich in den Formen der Geräte, Waffen und Werkzeuge zeigen. Aber in den frühesten Abschnitten der Metallzeit sind in Mitteldeutschland keinerlei fremde Formen nachzuweisen; hingegen sind auf den uralten Wanderwegen nach dem Osten nordische Formen gefunden worden, die auf eine Ausfuhr schließen lassen. Chemische Metallanalysen zeigen überdies, daß der Fortschritt vom reinen Kupfer zu zinnhaltigen Legierungen in Vorderasien anders verlaufen ist als in Mitteleuropa. Wir müssen also wohl zwei selbständige, voneinander unabhängige Ursprungsgebiete für die Metallkunde annehmen, die ungefähr gleichzeitig die menschliche Kultur beeinflußten. Gleichzeitiges Aufblühen neuer Gedanken und Verfahren an verschiedenen Orten kann nicht als unwahrscheinlich abgelehnt werden, denn nach unserer heutigen Kenntnis ist die Metallkunde noch einmal etwa vier Jahrtausende später in Bolivien und Peru selbständig entwickelt worden. — Im Gegensatz zu Witter vertritt H. Groß[96]) die Ansicht, daß „in den Randgebieten des Mittelmeeres im Osten wie im Westen schon metallerzeugende und verarbeitende Industrien sich entwickelt hatten, als die Kulturen des deutschen Bodens noch im Zeichen der Steinzeit standen". Das ist befremdlich, weil Groß den Kupferbergbau der jüngeren Steinzeit und der frühen Bronzezeit auf Grund der sicher festgestellten alten Gruben der Ostalpen beschreibt. Abgesehen von dieser

[96]) Hermann Groß, „Erzbergbau, Hüttentechnik, Metallhandel und metallverarbeitende Gewerbe auf deutschem Boden im Rahmen der kulturellen und siedlungsgeschichtlichen Entwicklung". Erster Teil: „Die ersten drei Jahrtausende". Erlangen 1934, Palm und Enke.

Zwiespältigkeit faßt Groß weit verstreute Forscherarbeiten geschickt zusammen und gestaltet eine Bildreihe für den Kulturablauf auf deutschem Boden bis zum Ende der Karolingerzeit. Außer den grundsätzlichen Fragen über die Metalle in der Kulturgeschichte sind Einzelfragen des Bergbaus und der Hüttenkunde mehrfach geschichtlich bearbeitet worden. Als Auswahl seien genannt: Hans Meis, „Der Ruhrbergbau im Wechsel der Zeiten“[97]), Paul Gerhard Lameck, „Dr. Fritz Muck. Der Begründer der Steinkohlenchemie im Ruhrgebiet“[98]), Johannes O. Sehm, „Der Silberbergbau zu Annaberg im Erzgebirge bis zum Jahre 1500“[99]), Walter Bogsch, „Der Marienberger Bergbau in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts“[100]), V. E. Preuschen und R. R. Pittioni, „Erster Bericht über die Arbeiten 1931—1936 zur Urgeschichte des Kupferbergbaus in Tirol. Untersuchungen im Bergbaugebiete Kilchalpe bei Kitzbühel in Tirol“[101]). Auch über die Rolle des Bergbaus in der Dichtkunst (bei Goethe, Novalis, Jean Paul, Tieck, E. T. A. Hoffmann, Brentano, Arnim, Eichendorff) liegt ein Buch vor[102]). Was Goethe über ein einzelnes Mineral, über den Bologneser Leuchtstein mineralogisch, geologisch, chemisch und optisch durch eigene Tätigkeit zusammenbrachte, das hat Günther Schmid[103]) gesammelt in schönem Gewande vorgelegt. — Über das Bitumen, das durch seine Unentbehrlichkeit für die Straßen des Führers allgemein bekannt geworden ist, hat R. J. Forbes ausgezeichnete Untersuchungen[104]) angestellt, die über den

[97]) Festschrift zum 75jährigen Bestehen des Vereins für die bergbaulichen Interessen. Essen 1933, Verlag Glückauf. — Ein fast lückenloses Bild technischer Entwicklung vom Beginn des 14. Jahrhunderts bis zur Gegenwart hat Fr. Wulf vom Wettin-Löbejüner und Plötzer Bergbau entworfen; Friedrich Wulf, „Die technisch-wirtschaftliche Entwicklung des Wettin-Löbejüner Bergbaues mit besonderer Berücksichtigung des Steinkohlenwerkes Plötz“. (Dissertation Clausthal). Würzburg 1933, Konrad Triltsch.

[98]) Witten (Ruhr) 1937, Märkische Druckerei und Verlagsanstalt, Eugen Pott.

[99]) Annaberg (Erzgebirge) 1933, Kommissionsverlag Graversche Buchhandlung (H. König).

[100]) Schwarzenberg (Erzgeb.) 1933, Glückauf-Verlag.

[101]) Mitteilungen der Prähistorischen Kommission der Akademie der Wissenschaften. Bd. 3, Nr. 1—3. Wien 1937, Hölder, Pichler, Tempsky.

[102]) Josef Dürler, „Die Bedeutung des Bergbaues bei Goethe und in der deutschen Romantik“. Frauenfeld und Leipzig 1936, Huber u. Co.

[103]) Johann Wolfgang v. Goethe, „Über den Bologneser Spat“. Mit Erläuterungen herausgegeben von Günther Schmid. Halle (Saale) 1937, Werkstätten der Stadt Halle.

[104]) R. J. Forbes, „Aus der ältesten Geschichte des Bitumens“. Ztschr. „Bitumen“ 1934. „Untersuchungen über die ältesten Anwendungen von

Rahmen einer technischen Einzelheit weit hinausgehen und fast alle Kulturgebiete berühren.

Die Geschichte der angewandten Chemie von Partington[105]) ist durch ihren Reichtum an genauen Quellennachweisen ein unentbehrliches Nachschlagewerk für alle Fragen der ältesten Chemiegeschichte. Sie beschränkt sich auf die frühesten Zeiten von den Uranfängen bis zum Ende des Bronzezeitalters. — Hingegen gibt A. Schmidt[106]) eine reichhaltige, gute Übersicht über den Aufbau der neuzeitlichen chemischen Industrie, die er ein halbes Jahrhundert lang tätig miterlebt hat. Er zeigt den Einfluß der Chemie auf das Wirtschaftsleben, nicht etwa auf das Weltbild, wie im Titel gesagt ist. — Wie unwiderstehlich die chemische Industrie die Wirtschaft und das Alltagsleben Deutschlands, Englands und Nordamerikas umgestaltet hat, das hämmert W. Greiling[107]) auch dem verstocktesten Verächter der Technik ins Hirn.

Während England und USAmerika mehrere neue, gute Bücher mäßigen Umfangs über die Geschichte der Chemie besitzen[108]), hat Deutschland nichts Ähnliches aufzuweisen, denn die Kurzgeschichte der Chemie von Ferchl und Süssenguth[109]), die ihren Text — für Deutschland erstmalig — durch zahlreiche Bilder unterstützen, ist leider nicht so gelungen, daß man sie unbedenklich empfehlen kann. — In einem Vortrag, der als Heft erschienen ist[110]), hat Pietsch mit beredten Worten für eine

---

Bitumen in Mesopotamien". Ebenda 1935. ,,Das Bitumen in den fünfzehn Jahrhunderten vor Drake (300—1860)". Ebenda 1937. ,,Neues zur ältesten Geschichte des Bitumens". Ebenda 1938.

[105]) J. R. Partington, ,,Origins and Development of Applied Chemistry". London 1935, Longmans, Green & Co.

[106]) Albrecht Schmidt, ,,Die industrielle Chemie in ihrer Bedeutung im Weltbild und Erinnerungen an ihren Aufbau". Berlin u. Leipzig 1934, Walter de Gruyter u. Co.

[107]) Walter Greiling, ,,Chemie erobert die Welt". Berlin 1939, W. Limpert.

[108]) A. F. Collins, ,,The march of chemistry". London 1936, Lippincott. — Sir William A. Tilden, ,,Chemical Discovery and Invention in the Twentieth Century". Revised by S. Glasstone. 6. Aufl. New York 1936, E. P. Dutton & Comp. — A. Findlay, ,,A hundred years of chemistry". London 1937, Duckworth. — J. R. Partington, ,,A short history of chemistry". London 1937, Macmillan. — Mary Elvira Weeks, ,,The discovery of the elements". 3. Aufl. Easton (Pa.), Verlag des Journal of Chemical Education. Diese Zeitschrift bringt in jeder Nummer geschichtliche Beiträge.

[109]) Fritz Ferchl u. Armin Süssenguth, ,,Kurzgeschichte der Chemie". Mittenwald (Bayern) 1936, Arthur Nemayer.

[110]) Erich Pietsch, ,,Sinn und Aufgabe der Geschichte der Chemie". Berlin 1937, Verlag Chemie.

sinnvolle Geschichte der Chemie geworben, die eine oft beklagte Einseitigkeit der reinen Fachleute überwindet, wenn sie die wirkenden Kräfte und Zusammenhänge aufzeigt, die zu Erfolgen geführt haben. Allmählich scheinen auch in weiteren Kreisen die Wünsche nach geschichtlichem Einblick in chemische Dinge zu keimen; die Erfolge romanhafter Bücher über Anilin, Kautschuk usw. sprechen dafür.

Ein verbindendes Glied vom schöngeistigen Schrifttum zur Wissenschaft ist das Lebensbild, das die jüngste Tochter der zweifachen Nobelpreisträgerin Marie Curie von ihrer Mutter gezeichnet hat.[111]) Bei Lebzeiten würde die Verherrlichte eine Preisgabe ihres Denkens und Tuns kaum geduldet haben, denn sie lebte und forschte nach einem Grundsatz, den sie einmal einem Ausfrager ins Gesicht schleuderte: „In der Wissenschaft geht es um Sachen, nicht um Personen" (S. 263). In dem vorliegenden Buche geht es jedoch auch um Sachen, es geht um die Geschichte des Radiums und um die Psychologie einer einmaligen Persönlichkeit. Lange Jahre hatte man das Ehepaar Curie trotz seiner Entdeckungen in einem feuchten, kümmerlich ausgestatteten Schuppen arbeiten, darben, körperlich und seelisch leiden lassen; als schließlich der Ruhm kam, konnten sich die Bedauernswerten nicht retten vor neuigkeitslüsternen, schwatzhaften Zeitungsmenschen, so daß Frau Curie ihrem Bruder schrieb: „... immer der gleiche Rummel. Die Leute hindern uns an der Arbeit, soviel sie nur können. ... Die Ehrungen und der Ruhm haben unser Leben vollständig ruiniert" (S. 256). Eve Curie weiß ihre Leser zu packen und festzuhalten; es wird nicht ausbleiben, daß sie viele zur Achtung vor der Wissenschaft erzieht, denen sie sonst fremd ist. — Nicht minder ist das der Fall bei Blunck, der uns eine glänzende Liebigbiographie geschenkt hat — allerdings ohne etwas wesentlich Neues beizusteuern.[112]) Er läßt den heißblütigen Mann und genialen Forscher vor den Augen des Lesers emporwachsen zu der großen Aufgabe, die Landwirtschaft und die Industrie, ja das ganze Leben mit dem Geiste der Wissenschaft zu durchdringen und damit zu ungeahnter Höhe zu führen. — Liebigs geistige Fähigkeiten wurden während seiner Schulzeit nicht erkannt. Darüber ist bis zum Überdruß geredet worden; aber es ist doch auffällig, daß auch Carl Wilhelm Scheele und Jöns Jacob Berzelius als mittelmäßige

---

[111]) Eve Curie, „Madame Curie. Ihr Leben und Wirken". Berlin 1938, Th. Knaur.

[112]) Richard Blunck, „Justus von Liebig. Die Lebensgeschichte eines Chemikers". Berlin 1938, Wilhelm Limpert.

oder schlechte Schüler galten. Wie diese beiden großen Chemiker mit ihrem durchdringenden Blick für naturwissenschaftliche, insbesondere chemische Stoffe und Vorgänge dank ihrer zähen, zielbewußten Arbeit zu Fürsten im Reiche des Geistes wurden, das ist in zwei schönen Werken liebevoll dargestellt worden. Zekerts Thema ist C. W. Scheele[113]), der als Mensch und als Forscher immer bewundernswert bleiben wird, „um dessen Landsmannschaft sich Teutsche und Schweden zu zanken eine Ehre machen". (Brief von Johan Carl Wilcke an Scheele, 3. Juni 1784). Zekert hat für seine Arbeit die Familienkunde der Scheele gründlich durchforscht. — Auch die umfangreiche, bis ins kleinste gehende Biographie des Berzelius, die H. G. Söderbaum, der Vorsitzende des Nobelpreiskomitees für Chemie, vor seinem Tode (23. Sept. 1933) zum Glück für die Geschichte der Chemie noch abschloß[114]), nimmt auf die Familienkunde weitgehend Rücksicht. Sie enthält z. B. unter den wertvollen, aufschlußreichen, vieles neu erschließenden Anhängen eine ausführliche Sippentafel. Dieses Lebensbild ist in gleicher Weise ein Ruhmesblatt für den Dargestellten wie für den Darsteller. Diese gründliche, in jeder Weise zuverlässige Biographie wird wunderbar ergänzt durch die sechs Bände[115]) mit dem ausgedehnten Briefwechsel des großen Schweden, der

[113]) Otto Zekert, „Carl Wilhelm Scheele. Sein Leben und seine Werke". Mittenwald 1931—1934, Arthur Nemayer.

[114]) Henrik Gustav Söderbaum, „Jac. Berzelius. Levnadsteckning". Utgiven av Kungl. Svenska Vetenskapsakademien. 3 Bände. Uppsala 1929—1931, Almqvist & Wiksell.

[115]) Jac. Berzelius, Brev. Utgivna av Kungl. Svenska Vetenskapsakademien genom H. G. Söderbaum. 6 Bde. Uppsala 1912—1932, Almqvist & Wiksell. — Bd. 1 enthält die Briefwechsel mit C. L. Berthollet (1810—1822), Humphry Davy (1808—1825) und Alexandre Marcet (1812 bis 1822); Bd. 2 umfaßt die Briefwechsel mit P. L. Dulong (1819—1837) und G. J. Mulder (1834—1847); Bd. 3 bringt Briefwechsel mit Thomas Thomson (1813—1825) und Einzelbriefe aus den Jahren 1809—1847. Bd. 4 gibt die Briefwechsel mit Wilhelm Hisinger (1804—1842), Johan Gottlieb Gahn (1804—1818) und Carl Adolf Agardh (1819—1847), Bd. 5 umfaßt die Briefwechsel mit Nils Nordenskiöld (1817—1847) und C. F. Rammelsberg (1838—1847); Bd. 6 beschließt die Reihe mit den Briefwechseln mit Eilhard Mitscherlich (1819—1847) und Sven Nilson (1819 bis 1847). Nach dem Tode Söderbaums hat Arne Holmberg 1935 noch einen Nachtrag mit neuen Funden veröffentlicht. Er enthält einen bisher unbekannten Brief an Thomas Thomson und drei Briefauszüge an Thomson, ferner acht in Paris aufbewahrte Briefe an Alexandre Brongniart, die Söderbaum nicht gekannt hat. Einen bis dahin verschollenen Brief von Friedrich Wöhler an J. J. Berzelius (13. Dez. 1847) gab Arne Holmberg in den „Mitteilungen z. Gesch. d. Med., d. Naturw. u. d. Technik" 35 (1936), 26f. bekannt.

ebenfalls von Söderbaum bearbeitet, erläutert und herausgegeben worden ist. In diesen Briefen steckt eine überwältigende Fülle wissenschaftlicher und kulturhistorischer Tatsachen; sie spiegeln die Seele des Geistesriesen. Seine Lebensarbeit war nach Umfang und Inhalt fast übermenschlich. Diese Tatsache wird so recht deutlich durch die Bibliographie, die Arne Holmberg gesammelt[116]) und zu einer bisher noch niemals erreichten Vollständigkeit gebracht hat. Es werden alle erreichbaren, z. T. völlig vergessenen gedruckten und handschriftlichen Arbeiten angegeben, die von Berzelius selbst stammen oder ihn und seine Tätigkeit zum Gegenstand haben.

B. Wehnelt hat dem um „Teutschlandts Wohlfarth" besorgten Glauber ein Denkmal gesetzt.[117]) Dieser außerordentliche Mann erstrebte „neben der Schaffung einheimischer Industrie die Intensivierung der Landwirtschaft und das, was wir heute umfassend als Pflanzenschutz bezeichnen. Seine Pläne sollten einheimische Goldquellen erschließen, die ihm weit wesentlicher erschienen als die neu entdeckten fernen Goldländer". — In dieselbe bewegte Zeit, in der Pest und Krieg Deutschland entvölkerten, führt R. Ramsauer mit seiner Studie über Daniel Sennert[118]), den er über alle Maßen als wegweisend preist, während er zugleich den empirischen Mechanismus Boyles und die an ihn anknüpfende Forschungsweise verdammt. Nach Ramsauer ist „die sinnvolle Schau der Dinge", wie sie der Arzt und Philosoph Daniel Sennert (1572—1637) übte, „wichtiger als jede logische Erwägung" (S. 74). Mit solcher Schau soll Sennert nach Ramsauer „die erstmalige klare Darlegung des Molekülgedankens" gegeben haben; „es fehlt nur noch die zahlenmäßige Erfassung dieses Vorganges, und der Weg zur modernen Stereochemie ist geebnet" (S. 76). Ramsauer übertreibt nicht nur, der wesentliche Inhalt seines Buches ist ein verbissener, ungerechter Kampf gegen die Denkweise und Arbeitsweise der exakten Naturwissenschaften. Mit „einem echten Herrschaftsanspruch" verlangt er, daß „die naturwissenschaftliche Erkenntnis nicht mehr formal logisch Abgeleitetes, sondern Gestaltung von sinnlich Erlebtem" sein solle (S. 6). Hat Ramsauer etwa die Zusammensetzung der Schwefelsäure, die in der Formel H_2SO_4

---

[116]) „Bibliografi över J. J. Berzelius". Utgiven av Kungl. Svenska Vetenskapsakademien genom Arne Holmberg. Stockholm u. Uppsala 1933—1936, Almqvist & Wiksell.

[117]) B. Wehnelt, „Johann Rudolph Glauber (1604—1670)". Nachrichten über Schädlingsbekämpfung. 1935 Nr. 1.

[118]) Rembert Ramsauer, „Die Atomistik des Daniel Sennert. Ansatz zu einer deutschartig-schauenden Naturforschung und Theorie der Materie im 17. Jahrhundert". Braunschweig 1935, Fr. Vieweg & Sohn.

ausgedrückt wird, „sinnlich erlebt"? Echte Forscher haben sie mühsam durch logisches Ausdeuten ihrer planvollen Versuche abgeleitet. Glaubt Ramsauer, daß Theodor v. Oppolzer die 8000 Sonnenfinsternisse und 5200 Mondfinsternisse zwischen 1207 v. Chr. und 2161 n. Chr., die er in seinem „Kanon der Finsternisse" (1887) durchgerechnet — also formal logisch abgeleitet — vorlegte, „sinnlich erlebt" hat? Wenn es Ramsauer gelänge, die deutsche Naturwissenschaft auf die von ihm empfohlenen Wege zu locken, dann würden alle Feinde Deutschlands jubeln.

Was Kulturbremser anrichten können, läßt sich aus dem Schicksal Friedlieb Ferdinand Runges (1794—1867) entnehmen. Über diesen genial schöpferischen Forscher und praktischen Chemiker hat M. Rehberg[119]) im Auftrage des Ausschusses für die Runge-Gedächtnisfeier 1935 ein lesenswertes Büchlein geschrieben. Ausführlicher hat B. Anft das gleiche Thema behandelt.[120]). Runge war gewillt und befähigt, eine Teerfarbenindustrie zu schaffen, doch der Erfolg war ihm versagt, weil ein Unwissender dem geistig Arbeitenden befehlen durfte. Aus der von Anft aufgefundenen „Personalakte Professor Dr. Runge" der Preußischen Staatsbank (Seehandlung) ist ersichtlich, wie ein überheblicher, ränkevoller Kaufmann, dem „dergleichen technische Individuen" verdächtig und unnütz erschienen, die Tätigkeit des wissenschaftlichen Chemikers zum Schaden des deutschen Volkes unterschätzte, verkleinerte und hemmte. — Wie sehr ein einzelner Forscher in kurzer Zeit die Lebensverhältnisse für alle vorteilhaft umzuformen vermag, das leuchtet jedem ein, der sich mit der Geschichte der Technik des Lichtes vertraut macht. Gasglühlicht, Osmiumfadenlampe und Cereisen-Feuerzeug sind untrennbar verbunden mit dem Namen Auer von Welsbach. Über diesen Erforscher der seltenen Erden, der das Didym in die Elemente Praseodym und Neodym zerlegte und das Cassiopeium entdeckte, hat Sedlacek eine treffliche Monographie geliefert.[121]) — Mit der weltumspannenden I.G.Farbenindustrie untrennbar verknüpft ist der Name ihres Gründers Carl Duisberg, dessen Lebenserinnerungen[122])

---

[119]) Max Rehberg, „Friedlieb Ferdinand Runge, der Entdecker der Teerfarben. Sein Leben und sein Werk, sowie seine Bedeutung für die Entwicklung der chemischen Industrie in Oranienburg". Oranienburg 1935.

[120]) Berthold Anft, „Friedlieb Ferdinand Runge. Sein Leben und sein Werk". Berlin 1937, Emil Ebering.

[121]) Franz Sedlacek, „Auer v. Welsbach". Wien 1934, Jul. Springer.

[122]) Carl Duisberg, „Meine Lebenserinnerungen". Herausgegeben auf Grund von Aufzeichnungen, Briefen und Dokumenten von Jesco von

allen jungen, emporstrebenden Menschen viel zu sagen haben. Aus kleinen, einfachen Verhältnissen heraus hat Duisberg sich mit eisernem Fleiß und unbeugsamem Willen hoch gearbeitet und sein Werk zum Wohle Deutschlands zur Riesengröße anwachsen lassen.

„Die Spur, die das Leben eines Menschen auf der Zeittafel seines Volkes hinterläßt, ist von jeher eines der wertvollsten Mittel zur Erziehung und inneren Erweckung von Volksgenossen gewesen." Mit diesem Satz beginnt Hermann Trommsdorff das Gedenkblatt für seinen Urgroßvater[123]) und rechtfertigt damit zugleich die gern gelesenen Biographien bedeutender Menschen. Joh. Barth. Trommsdorff verdankte seinen Ruhm dem Journal der Pharmacie, das er seit 1793 erscheinen ließ. Viel weniger bekannt, aber nicht minder wichtig ist die Tatsache, daß er auch einer der Bahnbrecher des naturwissenschaftlichen Hochschulunterrichts war: er hat 1794 ein chemisch-pharmazeutisches Institut in Erfurt gegründet, in dem Chemie nicht nur vorgetragen, sondern auch praktisch getrieben wurde. „Die Zöglinge erhalten auch besondere Anweisungen zur chemischen Analysis und üben sich durch Versuche und Zergliederungen, die sie unter meiner Aufsicht anstellen." Im Schatten des Titanen Liebig ist mancher fortschrittliche Mann übersehen worden.[124]) Auch Schleebach[125]) zeigt, daß die Chemie in der Zeit vor Liebig an einzelnen deutschen Hochschulen auf beachtlicher Höhe stand. Immerhin dürfen wir nicht vergessen, daß es fast durchweg Mediziner oder Pharmazeuten, nicht aber reine Chemiker waren, die chemische Wissenschaft pflegten. — Voll Stolz kann übrigens die deutsche Apothekerschaft darauf verweisen, daß 1546 in Nürnberg das erste gedruckte deutsche Arzneibuch erschien. Dieses Dispensatorium des Valerius Cordus[126]) ist photographisch genau mit der Art des alten Papiers neu heraus-

Puttkamer. Leipzig 1933, Th. Reclam. — Vgl. hierzu den Nachruf, den Alfred Stock in der Deutschen Chemischen Gesellschaft gehalten hat. Ber. d. D. Ch. Ges. 68, Abt. A (1935), 111—148.

[123]) Hermann Trommsdorff, „Johann Bartholomä Trommsdorff und seine Zeitgenossen. Erster Teil 1770—1802". Sonderdruck aus „Jahrbücher der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt". 1937, Heft 53.

[124]) Vgl. Archiv für Kulturgesch. 24 (1933), 133.

[125]) Albert Schleebach, „Die Entwicklung der chemischen Forschung und Lehre an der Universität Erlangen von ihrer Gründung (1743) bis zum Jahre 1820". Bayreuth 1937, Kommissionsverlag Fritz Seuffer.

[126]) „Das Dispensatorium des Valerius Cordus". Faksimile des im Jahre 1546 erschienenen ersten Druckes durch Joh. Petreium in Nürnberg. Mit einem Geleitworte von Dr. und Mr. Ludwig Winkler. Mittenwald (Obb.) 1934, Arthur Nemayer.

gegeben worden. „Zum Geleite" hat der Herausgeber die älteste Auflage mit drei späteren verglichen, „um die Entwicklung der Pharmazie und den jeweiligen Gebrauch der Heilmittel zu veranschaulichen". — Eine stattliche Geschichte der deutschen Pharmazie haben Adlung und Urdang[127]) der deutschen Apothekerschaft und ihren wissenschaftlichen Freunden geschenkt. Sie ist in einzelne Sachgebiete aufgeteilt — Das Apothekergewerbe; Der Arzneischatz der Apotheken; Die pharmazeutische Technik; Pharmazeutische Kulturgeschichte; Pharmazeutisch-Biographisches —, die sich auf die wesentlichen Einzelheiten beschränken. Ein ausführlicher Tabellenteil bildet ein gutes Quellenwerk. — Die Geschichte der Heilmittelkunde von der Zeit der alten Ägypter bis zur modernen Chemotherapie hat James Grier in straffen Zügen kurz dargestellt.[128])

Vermutlich sind die altbewährten Heilmittel, die meist aus dem Pflanzenreich stammen, zufällig durch scharfe Beobachter gefunden worden, die mit einer Art Seherblick erkannten, wie der Genuß dieses oder jenes Stoffes auf den gesunden oder kranken Menschen wirkte. In unserer Zeit werden die wirksamen Bestandteile der Heilmittel und ihre Schicksale im lebenden Körper planmäßig experimentell geprüft. Das wurde erst möglich, als die Physiologen ihre Probleme chemisch angriffen. Aber bis zum Eingreifen Liebigs kümmerten sich die Physiologen wenig oder gar nicht um die Chemie. Liebig beklagte sich bitter über das mangelnde Verständnis und die fehlende Mitarbeit der zünftigen Physiologen. Wegen der Spärlichkeit und Verborgenheit brauchbarer älterer Arbeiten und wegen der Überfülle der neuzeitlichen ist es nicht leicht, die Zusammenhänge deutlich zu erkennen. F. Lieben hat mit seiner „Geschichte der physiologischen Chemie"[129]) diese Schwierigkeit beseitigt; sie wirkt erhellend wie ein Scheinwerfer. Bedauerlicherweise ist sie in einem schlechten Deutsch geschrieben.

Lebenskunde.

Über ein Gebiet der Physiologie glaubt jeder Laie mitreden zu dürfen, über die Ernährung. Für die Mehrzahl der Menschen steht die Ernährung im Mittelpunkt des Lebenskreises, und er-

[127]) Alfred Adlung und Georg Urdang, „Grundriß der Geschichte der deutschen Pharmazie". Herausgegeben auf Veranlassung der Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie mit Unterstützung durch die Deutsche Apothekerschaft. Berlin 1935, Jul. Springer.

[128]) James Grier, „A history of pharmacy". London 1937, The Pharmaceutical Press.

[129]) Fritz Lieben, „Geschichte der physiologischen Chemie". Leipzig u. Wien 1935, Franz Deuticke.

fahrenen Ärzten gelingt es, Kranke durch bloßes Umstellen der Kost zu heilen. Unbewußt und triebhaft haben alle Völker ihre Lebensweise den Verhältnissen ihrer Umwelt angepaßt und bei wechselnden Bedingungen zweckmäßig geändert. K. Hintze[130]) hat in seiner „Geographie und Geschichte der Ernährung" die erreichbaren Nachrichten über die menschliche Ernährung gesammelt, gesichtet und geprüft; er hat dabei gefunden, „daß die Ernährung zu allen Zeiten und bei allen Völkern, soweit wir sie zurückverfolgen können, eine gemischte gewesen ist mit Überwiegen der pflanzlichen Bestandteile", sie hat sich allmählich gewandelt, „eine höherwertige und auch geschmackvollere ist immer mehr an die Stelle einer weniger gehaltvollen getreten, und die Zahl der benutzten Pflanzen hat sich erheblich vermindert" (S. 316). — A. Maurizio hat seine „Geschichte der Pflanzennahrung" durch eine „Geschichte der gegorenen Getränke" ergänzt.[131]) Backen und Gären sind ja biologisch eng miteinander verknüpft. Ist der Alkohol auch nur ein Rauschmittel unter vielen, so sind die alkoholischen Getränke doch von so ungeheurem Einfluß, daß die Weltreligionen sie berücksichtigten, sie ihren Kulten eingliederten, oder als Teufelswerk verdammten. Mauricio untersucht, auf welcher Stufe gegorene Getränke auftreten, und findet, daß sie die Kenntnis des Feuers und der Töpferei voraussetzen; er verfolgt dann die mannigfachen gegorenen Getränke von den urgeschichtlichen Zeiten bis zur Gegenwart. — „Wie steht es mit dem Verhältnis des Menschen zu seiner *δίαιτα*, das Wort in dem weiten Sinne der Lebensweise und Ernährung genommen?" Um dieses Problem ringt der unbekannte Verfasser — sicherlich nicht Hippokrates, auch keiner seiner nächsten Anhänger — der Schrift „*περὶ σαρκῶν*", die Deichgräber[132]) in Gemeinschaft mit den Mitgliedern seines Seminars durchgearbeitet, selbst übersetzt und vortrefflich erläutert hat. Jener alte Arzt vertritt den Standpunkt: „Philosophie in der Medizin soweit wie nötig". Er verzichtet ganz auf das Mythische und Mystische, er „geht von methodischen Feststellungen aus und schränkt seinen Problemkreis ein auf den Bezirk derjenigen mehr philosophischen

---

[130]) K. Hintze, „Geographie und Geschichte der Ernährung". Leipzig 1934, Georg Thieme.

[131]) Adam Maurizio, „Geschichte der gegorenen Getränke". Berlin 1933, Paul Parey. — Vgl. Arch. f. Kulturgesch. 24 (1933), 141.

[132]) „Hippokrates über Entstehung und Aufbau des menschlichen Körpers (*ΠΕΡΙ ΣΑΡΚΩΝ*)". In Gemeinschaft mit den Mitgliedern des philologischen Proseminars Berlin herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Karl Deichgräber. Mit einem sprachwissenschaftlichen Beitrag von Eduard Schwyzer. Leipzig u. Berlin 1935, B. G. Teubner.

Fragen, die ihn als Mediziner angehen" (S. 27). „Die Entstehung des Menschen, das Wesen der Seele und der übrigen Lebewesen, das Gesund- und Kranksein, das Wesen dessen, was der Gesundheit nützt und schadet, die Ursache des Todes, das ist der Problemkreis, dem er sich zuwendet und auf den er sich beschränkt" (S. 27).

Eine Gesamtgeschichte der Biologie, entsprungen aus der Fachschaftsarbeit mit Studenten, hat Th. Schmucker vorgelegt.[133]) Sie ist rein zeitlich geordnet; das erste Drittel des Buches umfaßt die Biologie von der Vorzeit bis 1800 n. Chr., das zweite Drittel „Das 19. Jahrhundert bis Darwin" und der Rest „Die Zeit nach Darwin". Schmucker betont, daß zwar die gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft jenseits aller völkischen Eigenart liegen, daß aber die Forscher, die sie fanden, Menschen waren und deshalb sich niemals völlig loslösen konnten von ihrem Erbgut und ihrer Umwelt. Schmucker bemüht sich dementsprechend, die Forscherpersönlichkeiten zu kennzeichnen, doch kommt er über Ansätze hierzu nicht hinaus, weil die große Summe der berichteten Tatsachen ihm keinen Raum hierfür läßt; man vermißt sogar in den vielen aneinandergereihten Einzelheiten die leitenden Gedanken. Ein einzelner, jedoch nicht belangloser Satz veranlaßt mich, über ein persönliches Erlebnis zu sprechen, das zu ernstem Überlegen Anlaß gibt. Schmucker betont mit vollem Recht: „Wer Leben und Sein begreifen will, muß jetzt wie früher »schauen« und glauben oder verzichten" (S. 211). Mit solchem „Schauen" hat es zuweilen eine eigne Bewandtnis; wir sind augenblicklich in Gefahr, daß biologisch viel Papierenes geredet, statt Lebendes beobachtet wird. Zu meiner Betrübnis habe ich einmal festgestellt, daß Lehrer der Biologie die lebende Mirabilis Jalapa, das Paradestück der Erblehre, nicht kannten, obgleich sie dauernd mit einem Bilde dieser Pflanze zu tun hatten. — Anker und Dahl wollen in ihrer Geschichte der Biologie[134]) nicht bloß geschichtliche Tatsachen aneinanderreihen, sondern eine Einsicht in die Zusammenhänge der Biologie mit dem gesamten Kulturleben vermitteln, sie wollen auch zeigen, daß die Wissenschaft vom Leben niemals etwas Fertiges sein kann, daß sie einem Kampf gleicht, der mit Siegen und Niederlagen zur Wahrheit vordringt. Sie haben ihre Aufgabe gut gelöst, sie haben ein lebenstrotzendes und zuverlässiges Buch geschrieben. Zum Vorteil der Lesbarkeit haben sie die Schlacken der voraufgegangenen mühseligen Kleinarbeit

[133]) Theodor Schmucker, „Geschichte der Biologie. Forschung und Lehre". Göttingen 1936, Vandenhoeck & Ruprecht.

[134]) Jean Anker und Svend Dahl, „Werdegang der Biologie". Übersetzt von L. Johnson. Leipzig 1938, Karl Hiersemann.

abgestreift und an Stelle genauer Nachweise in einem Anhang kurze, aber treffende Proben aus berühmten Arbeiten gegeben, die umwälzend gewirkt hatten. — Möbius faßt in seiner „Geschichte der Botanik“[135]) zusammen, was er in einem langen, der Wissenschaft gewidmeten Leben aufgezeichnet und geprüft hat. Er zerlegt sein Buch in viele Einzelteile, von denen jeder als geschichtliche Abhandlung für ein Sondergebiet über Entstehen und Wachsen der Kenntnisse Aufschluß gibt. Für die wissenschaftliche Botanik hat Möbius 84 Abschnitte (über Gruppen und Ordnungen des Systems, über Einzelfragen der Anatomie und Physiologie), für die angewandte Botanik fünf und für die Hilfsmittel der Forschung und des Unterrichts ebenfalls fünf. Zum Schluß läßt Möbius den Blick in die Zukunft schweifen, er sieht noch viele Aufgaben und viele Möglichkeiten für neue Erfolge. In den überaus zahlreichen Anmerkungen sind etliche Versehen und Druckfehler, was die Benutzer zur Vorsicht mahnt. — Statt der in vielen Büchern dem Text eingeflochtenen, nichtssagenden, häufig ungenauen oder falschen Angaben über die Bedeutung einer Pflanze in vergangenen Zeiten, bietet Marzell[136]) aus eigener, gründlichster Quellenkenntnis zuverlässige Auskunft über Namen, Vorkommen und Gebrauch der wichtigsten Heilkräuter früher und jetzt in einem schönen Zusammenhang, so daß kein Leser sein Buch ohne Nutzen aus der Hand legen wird. Für jede einzelne Pflanze ist eine beträchtliche Zahl von Nachweisen aus dem Schrifttum beigebracht, so daß den Forschern und Liebhabern die Weiterarbeit erleichtert wird. — Seit 1937 erscheint das „Wörterbuch der Deutschen Pflanzennamen“[137]) als Summe des Lebenswerkes von H. Marzell. Es wird ein Quellenwerk ersten Ranges, das alle Zeiten und alle deutschen Mundarten berücksichtigt. — Marzell hat außerdem das „New Kreüterbuch“ des Leonhart Fuchs neu herausgegeben.[138])

---

[135]) Martin Möbius, „Geschichte der Botanik. Von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart“. Jena 1937, Gustav Fischer.

[136]) Heinrich Marzell, „Geschichte und Volkskunde der deutschen Heilpflanzen“. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage von „Unsere Heilpflanzen. Ihre Geschichte und ihre Stellung in der Volkskunde“. Stuttgart 1938, Hippokrates-Verlag.

[137]) Heinrich Marzell, „Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen“. Mit Unterstützung der Preußischen Akademie der Wissenschaften bearbeitet. Unter Mitwirkung von Wilhelm Wißmann. Etwa 25 Lieferungen. Leipzig, Hirzel.

[138]) Leonhart Fuchs, „New Kreüterbuch“. Faksimileabdruck der ersten deutschen Ausgabe (1543), vermehrt durch einen wissenschaftlichen Anhang von Heinrich Marzell. Leipzig 1938, K. F. Koehlers Antiquarium.

Die rund tausend Tiernamen in Aelians Tiergeschichten hat H. Gossen mit großer Sorgfalt gedeutet.[139]). — Ein viel schwierigeres Unternehmen hat B. Landsberger begonnen, er sucht die Tiernamen des alten Mesopotamiens zu deuten.[140]) Die Keilschrifttafel, die er bearbeitet hat, verzeichnet nur frei lebende Tiere, sie enthält — abgesehen von Hund, Katze und Schwein — keine Haustiere, auch keine Vögel und Fische. — H. F. Friederichs hat aus den Tierdarstellungen der Funde von Mohenjodaro, Ur, TellHalaf und Maikop alles zusammengestellt, was in der Zeit vom 4.—2. Jahrtausend v. Chr. in Südwestasien über die Tierwelt sicher bekannt gewesen ist.[141])

Unter der unscheinbaren Flagge einer Geschichte der Kunde von den Pflanzengallen segelt Böhner[142]) mit überaus reicher Fracht. Er hat mit Fleiß und sicherem Urteil alles Erreichbare zusammengetragen, geordnet und unter einheitliche Gesichtspunkte gebracht, was seit Theophrast über die Pflanzengallen beobachtet und gedacht worden ist, welche Rolle sie bei den Ärzten und Apothekern, in den Gewerben und im Handel gespielt haben. Dem Hauptteil geht eine „Vorgeschichte zur Cecidologie der klassischen Schriftsteller" voraus, in der Felix von Oefele hauptsächlich die alten Babylonier berücksichtigt. Der erste Band dieses vortrefflichen Werkes ist geradezu eine allgemeine Kulturgeschichte, er ist wirklich eine „Entwicklungsgeschichte naturwissenschaftlicher Forschung". Der zweite, sehr umfangreiche Band enthält das eigentlich Botanische und Zoologische, wobei der Stoff nach Wirtspflanzen geordnet ist. In einem kurzen Abschnitt behandelt Böhner die Geschichte des Getreidebrandes (2, 77—79). — B. Wehnelt[143]) hat über den Weizensteinbrand, den wirtschaftlich schlimmsten Feind des

---

[139]) Hans Gossen, „Die Tiernamen in Aelians 17 Büchern *περὶ ζῴων*". Quellen und Studien z. Gesch. d. Nat. u. d. Med. 4 (1935), 128—188.

[140]) Benno Landsberger, „Die Fauna des alten Mesopotamiens. Nach der 14. Tafel der Serie ḪAR-RA-ḪUBULLU". Unter Mitwirkung von J. Krumbiegel. Abh. der phil. hist. Kl. d. Sächs. Ak. d. Wiss. XII (1934) Nr. VI (144 S.).

[141]) Heinz F. Friederichs, „Zur Kenntnis der frühgeschichtlichen Tierwelt Südwestasiens". Leipzig 1933, Hinrichs. Sammlung „Der alte Orient" Bd. 32.

[142]) Konrad Böhner, „Geschichte der Cecidologie. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte naturwissenschaftlicher Forschung und ein Führer durch die Cecidologie der Alten". Mit einer Vorgeschichte der Cecidologie der klassischen Schriftsteller von Felix von Oefele. 2 Bände. Mittenwald (Obb.) 1933—1935, A. Nemayer.

[143]) B. Wehnelt, „Mathieu Tillet. Tilletia. Die Geschichte einer Entdeckung". Nachrichten über Schädlingsbekämpfung 12 (1937), Nr. 2. „Bayer" Pflanzenschutzabteilung, Leverkusen a. Rh.

Weizenbaus, und die Infektionslehre Tillets, des ersten experimentierenden Phytopathologen, eine sehr eingehende, gründliche Untersuchung veröffentlicht, die weit hinausgeht über das rein Fachwissenschaftliche; sie zeigt die Zusammenhänge zwischen den Ideen der Zeit über Pflanzenkrankheiten und den Anschauungen der zeitgenössischen Medizin und Botanik.

Es mehren sich die geschichtlichen Arbeiten zur Lebenskunde, in denen die wissenschaftlichen Verfahren und Theorien kritisch beleuchtet werden und versucht wird, zu allgemeinen Gesetzmäßigkeiten vorzustoßen. Eine solche Aufgabe hat G. Senn mit Erfolg vorgenommen.[144]) Ihre Reichhaltigkeit und Gedankenfülle klärt viele Beziehungen und läßt verstehen, warum Aristoteles in seinem Schüler Theophrast einen würdigen Nachfolger sah. Bei Aristoteles findet Senn „eine deutliche Entwicklung von der platonischen, idealistischen, spekulativen Einstellung zum Studium der Realien" (S. 77). Obgleich Aristoteles den Experimenten abhold war und gelegentlich über sie spottete, hat er dennoch wesentliche Fortschritte auf biologischem Gebiet erzielt, weil er „mit aller wünschenswerten Deutlichkeit der Beobachtung höheren Erkenntniswert" zuschrieb „als der verstandesmäßigen Überlegung" (S. 88). Theophrast ist in seinen Frühwerken „in methodischer Beziehung in denselben Bahnen gewandelt wie Aristoteles etwa in der Abhandlung über die »Teile der Tiere«. So beschreibt er mit oft bewundernswerter Genauigkeit z. B. die Heliotropismen der Blütenstiele kleiner Krautpflanzen ..." (S. 95). Später ging er erheblich weiter als sein Meister: „Mit der unbarmherzigen Bloßstellung sämtlicher durch Deduktion gewonnener Ergebnisse, die nur in endlosen Diskussionen bestehen, hat Theophrast die deduktive Schlußfassung als solche abgelehnt" (S. 105). In seinen Spätwerken befaßt er sich nur noch mit beobachtbaren, aber mit sämtlichen beobachtbaren Vorgängen und hat alles Metaphysische aus seiner Forschung und aus seiner Erklärung ausgeschlossen" (S. 112). So wurde er zum Verfechter der induktiven Methode, der „das verstandesmäßige Denken, den Logos, nur noch im Sinne streng logischer Verknüpfung der gemachten Beobachtungen" anwandte. „Hatte es vor Theophrast zwar eine Biologie, d. h. eine Wissenschaft von den Lebewesen — Mensch, Tier und Pflanze — gegeben, um deren Entwicklung frühere Gelehrte sich bedeutende Verdienste erworben hatten, aber eine gegen die Zoologie theoretisch abgegrenzte Wissenschaft von den Pflanzen hatte vor

[144]) G. Senn, „Die Entwicklung der biologischen Forschungsmethode in der Antike und ihre grundsätzliche Förderung durch Theophrast von Eresos". Aarau 1933, H. R. Sauerländer & Co.

ihm nicht existiert. Erst er hat die Abgrenzung vollzogen" (S. 121). Damit erwarb er sich den Ehrennamen „Vater der Botanik". „Sein Nachfolger Straton ... baute die Forschungsmethode dadurch aus, daß er das Experiment, das von Aristoteles und Theophrast, offenbar weil unnatürlich, nicht verwertet worden war, in Physik und Physiologie in weitgehendem Maße anwendete und dadurch diese Disziplinen zu hoher Blüte brachte" (S. 151). — Nicht ganz so hoch, wie Senn es tut, schätzt Strömberg[145]) die Leistung Theophrasts ein. Als wesentlich stellt Strömberg fest, daß Theophrast den starren Typus der *φύσις* gelockert und in Gruppen von Gestalttypen aufgelöst hat.

Alle Begriffe und Theorien sind zeitgebunden, aber nicht alle bringen wertvolle Frucht. Seit einem Jahrzehnt wird eifrig für einen „Holismus", für eine „Ganzheit", in der Biologie als „autonomes Erkenntnisideal" geworben, weil angeblich in den alten Ideologien Vitalismus und Mechanismus keine rechte theorienbildende Kraft mehr steckt. Smuts hat den Ausdruck „Holismus" geprägt[146]); Haldane hat ihn übernommen, aber als ungeeignet wieder abgelehnt, was allerdings aus der deutschen Übersetzung seiner „Philosophie eines Biologen"[147]) nicht hervorgeht, die Adolf Meyer in überspitzter Form als der Weisheit letzten Schluß vorgelegt hat. Adolf Meyer ist zum Wortführer der biologischen Ganzheitsphilosophie geworden.[148]) Er glaubt, zum Wohle der Biologie und der Philosophie die geistige Gesamthaltung unserer Zeit erfaßt zu haben, die im Leben des Volkes und Staates zum Ausdruck kommt: Das Ganze tritt in den Vordergrund, die Teile und Einzelheiten bedeuten für sich allein wenig oder nichts, sie sind stets aus dem Ganzen abzuleiten und zu verstehen. Es ist jedoch zu beachten, daß in der Naturphilosophie Meyers, der kein Biologe, sondern Philosoph ist, das eigentlich Lebenskundliche gegenüber einer Begriffsklauberei zurücktritt. Am schärfsten hat sich gegen die verschwommenen modernen Schlagwörter Finalismus, Plan-

---

145) Reinhold Strömberg, „Theophrastea. Studien zur botanischen Begriffsbildung". Göteborg 1937, Elander.

146) J. C. Smuts, „Holism and evolution". 2. Aufl. London 1927.

147) J. S. Haldane, „Die Philosophie eines Biologen". Übersetzt von A. Meyer. Jena 1936, G. Fischer. — Vgl. die Urteile im „Biologischen Zentralblatt" 57 (1937), 318, 319 und in den „Naturwissenschaften" 25 (1937), 235.

148) Adolf Meyer, „Ideen und Ideale der biologischen Erkenntnis. Beiträge zur Theorie der Geschichte der biologischen Ideologien". Bios, Bd. 1. Leipzig 1934, Joh. Ambr. Barth. — Adolf Meyer, „Krisenepochen und Wendepunkte des biologischen Denkens". Jena 1935, G. Fischer.

mäßigkeit, Ganzheit, Holismus und dergleichen, besonders aber gegen Meyer selbst, der echte Biologe Max Hartmann gewandt[149]): „Die auf diesem Wege formulierten sogenannten allgemeinen Gesetze, wie z. B. das der spezifischen Energie, sind für die biologische Erkenntnis von keiner Bedeutung, ja es sind nicht einmal allererste brauchbare Ansätze zu einer Analyse, es sind nichts als vage Kennzeichnungen gewisser biologischer Phänomene mit einem Namen, der diesen Erscheinungen nicht gerecht wird. Wie von hier aus ein Biologe nur irgendwie eine experimentell oder auch nur vergleichend prüfende Tatsachenuntersuchung ableiten könne, ist unverständlich".[150]) Hartmanns Schlußergebnis für die Forschungsmethode der Gegenwart und der nächsten Zukunft liegt in dem Satz: „Nicht »mehr Synthese« ist die richtige Losung für die heutige biologische Forschung und Theorienbildung, sondern »Synthese nur nach genügender Analyse«".[151])

Schlagwörter wirken ansteckend. Die Ganzheit spukt auch in Büchern, die an sich erfreulicher Art sind. Als Beispiele sind zwei gediegene Beiträge zur philosophischen Anthropologie zu nennen, die im erziehungswissenschaftlichen Institut der Universität Tübingen entstanden sind.[152]) Beide Arbeiten sind aus dem Wunsch geboren, die Einseitigkeit zu überwinden, die mit wissenschaftlichen Einzelaufgaben verknüpft ist, und aus dem Bestreben, eine umfassende Erkenntnis der wirkenden Zusammenhänge zu gewinnen. Für den Romantiker, Mediziner und Philosophen Carus ist der Mensch ein Abbild des Makrokosmos. Alle Kräfte des Lebens sind für Carus geheimnisvoll durch das allgemeine Unbewußte verbunden. Alles Lebensgeschehen ist auf den Menschen als Maß und Messer der Schöpfung bezogen. Auch der große Arzt und Gottsucher Paracelsus hat in seiner Anthropologie einen Mythos von dem ewigen Geheimnis Mensch und Welt und Gott mit Feuerzungen vor-

---

[149]) Max Hartmann, „Analyse, Synthese und Ganzheit in der Biologie". Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1935, phys. math. Klasse, S. 366—393. — Max Hartmann, „Wesen und Wege der biologischen Erkenntnis". Vortrag auf der Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte 1936 in Dresden. Die Naturwissenschaften 24 (1936), 705—713.

[150]) Sitzgsber. Preuß. Ak. d. Wiss. Berlin 1935, phys.-math. Kl. S. 384.

[151]) Ebenda S. 391.

[152]) G. Fritz W. Müller, „Die Anthropologie des Carl Gustav Carus". Neue Deutsche Forschungen, Abteilung Charakterologie, psychologische und philosophische Anthropologie. Bd. 4, Berlin 1937, Junker u. Dünnhaupt. — Friedrich Oesterle, „Die Anthropologie des Parazelsus". Ebenda Bd. 5. Berlin 1937.

getragen. Der Mensch ist ihm dreischichtig, er gehört den irdischen Elementen, den Gestirnen und der Gottheit; ei ist der Mittelpunkt des Alls. Zwei Aufgaben sind ihm gestellt: die Welt zu erkennen und die Welt zu formen. Sein Wert richtet sich nach dem Sozialismus der Tat, nach dem Verdienst für Volk und Staat. Paracelsus „ist der erste Deutsche, der eine rassische, völkische und politische Revolution der Deutschen forderte und schon damals leidenschaftlich die deutsche Seele suchte und um sie rang" (S. 142).

Den oftgenannten und vielgerühmten, aber trotzdem wenig gekannten romantischen Lamarck hat Tschulok uns nach eingehendem Studium seiner zahlreichen Werke wieder nahegebracht.[153]) Für Darwin war die „Philosophie zoologique" Lamarcks ein erbärmliches Buch. Solch Urteil war hart, aber nicht ungerecht; denn tatsächlich wirkte Lamarck nicht wegweisend und schöpferisch, weil seine Gedanken sich nicht hinreichend auf gesicherte Erfahrungstatsachen stützten und mit der zeitgenössischen Wissenschaft nicht im organischen Zusammenhang standen. Das unbegründet hohe Lob Lamarcks unserer Zeit geht wohl auf Haeckel zurück, der in ihm einen Vorläufer Darwins sah. — Über Ernst Haeckel, den viel umstrittenen, von biologischen Laien zu Unrecht verlästerten Wahrheitssucher, sind aus Anlaß der 100-Jahrfeier seines Geburtstages (16. Februar 1834) zwei bedeutsame Bücher erschienen: H. Schmidt, der Direktor des Haeckel-Archivs in Jena, hat Haeckels eigene Worte durch verbindenden Text zu einem literarischen Denkmal geformt.[154]) H. Brücher zeigt den großen Biologen als Vorkämpfer der heutigen Zeit[155]), der im Gegensatz zu seinen Fachgenossen mit Entschiedenheit den Standpunkt vertrat, „daß Wissenschaft nicht Selbstzweck einer privilegierten Kaste sei, sondern in engster Beziehung zum Volke stehen müsse." Brücher hebt die schicksalsbestimmende Kraft des Geschlechtererbes hervor: „Schicksal ist erst in der Auseinandersetzung jener beiden großen Komponenten Erbe und Umwelt zu begreifen" (S. 33).

Heute werden die Lehren vom Werte des Erbgutes, von der Verschiedenheit der Rassen und der Notwendigkeit der Rassenreinheit, von der Gefahr des Volkstodes durch Kinderarmut, mit vollem Recht der Jugend eingehämmert. Alle Volksgenossen

---

153) S. Tschulok, „Lamarck. Eine kritisch-historische Studie". Zürich und Leipzig 1937, Max Niehans.

154) Heinrich Schmidt, „Ernst Haeckel. Denkmal eines großen Lebens". Jena 1934, Frommannsche Buchhandlung (Walther Biedermann).

155) Heinz Brücher, „Ernst Haeckels Bluts- und Geistes-Erbe". München 1936, J. F. Lehmann.

sollen mit ihnen vertraut sein, sie müssen es sein, denn ihre Unkenntnis, vor allem ihr Außerachtlassen hat stets zu den schwersten Folgen geführt. W. E. Mühlmann hat darauf verwiesen[156]), daß Jakob Burckhardt die Rassenfrage in der griechischen Kulturgeschichte als ausschlaggebend erkannt und geschildert hat, daß er sie biologisch angreift, ohne dabei Metaphysik zu treiben, wie der vielgepriesene Gobineau es tut. „Politische Isolierung und Ausmerze der »Rassenfamilien« erscheinen als entscheidende Faktoren beim Untergang der griechischen Gesellschaft."

Wenn ich auf den jetzt beendeten Bericht zurückschaue, dann ist mir zumut, als wäre ich durch einen großen Garten gewandert, in dem ich hie und da meinen Begleitern beachtenswerte Pflanzen gezeigt habe. Es ist nicht meine Schuld, daß auch Giftpflanzen darunter sind, vor denen ich warnen mußte, und das um so mehr, wenn sie durch Form, Farbe oder Duft anlocken. Es liegt auch keine böse Absicht vor, wenn dieses oder jenes nicht erwähnt ist; selbst der erfahrenste Gärtner wird bei reichem Bestand eines Gartens, den er nicht mit eigener Hand angelegt hat, manches übersehen. Mein Zweck ist erfüllt, wenn meine Begleiter beim Wandern durch den bunten Garten einer Wissenschaftsgeschichte die wesentlichen Gruppen mit ihren Hauptvertretern kennengelernt haben.

Oldenburg i. O. R. Winderlich.

---

[156]) W. E. Mühlmann, „Biologische Gesichtspunkte in J. Burckhardts »Griechischer Kulturgeschichte«". Archiv f. Kulturgesch. 24 (1933), 175—185.

NEUE LITERATUR

Die mit D. unterzeichneten Angaben sind von Arno Duch, alle übrigen vom Herausgeber.

I. Zeitschriften, die im Austausch mit dem Archiv für Kulturgeschichte stehen:

Deutsche Volksforschung in Böhmen und Mähren, herausg. von Herb. Weinelt, Rohrer Verlag, Brünn und Leipzig. 1. Jg. 1939, Heft 1 und 2.

Daraus sei hervorgehoben: Das 1. Heft enthält Aufsätze über Volksforschung von H. Zatschek, über Lebensumwelt, Schicksal und Erbe von A. Knöth, das 2. Heft: Fr. Bachmann, Spätstaufische Bauströmungen im Sudetenraum; Herb. Weinelt, Zum bayrischen Einfluß im südschles. Raum; Karl Vogt, Stand und Aufgaben der Burgenforschung in den Sudetenländern.

Deutsches Archiv für Geschichte des Mittelalters, Verlag Hermann Böhlaus Nachf. Weimar.

Aus dem 2. Jahrg. (1938): Karl Jordan, Der Kaisergedanke in Ravenna zur Zeit Heinrichs IV. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der staufischen Reichsidee; v. Gladiß, Adel und Freiheit im deutschen Staat des frühen Mittelalters.

Aus dem 3. Jahrg. (1939): E. E. Stengel, Kaisertitel und Suveränitätsidee; W. Kienast, Zur Geschichte des Cid; C. Erdmann und D. v. Gladiß, Gottschalk von Aachen; A. Zycha, Montani et Silvani. Zur älteren Bergwerksverfassung von Goslar; H. Weirich, Über das Königslager; R. Buchner, Der Beginn des Mittelalters in westlicher Sicht.

Zeitschrift für Kirchengeschichte, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Bd. 58, Heft 1/2, 1939.

B. Seeberg, Die Geschichtstheologie Justins des Märtyrers; P. Meinhold, Geschehen und Deutung im 1. Clemensbrief; B. Altaner, Paganus. Eine bedeutungsgeschichtl. Untersuchung; K. Hennig, Die Auswanderung Martin Stephans (1838); O. Lerche, Edw. v. Manteuffel als Domherr von Merseburg 1864—1885.

Revue Bénédictine, Abbaye de Maredsous (Belg.), Tome LI, Nr. 1, 1939.

C. Lambot, Sermons complètes; G. Morin, Castor et Polychronius; A. Wilmart, Le règlement ecclésiastique de Berne; A. Wilmart, Le poème apologétique de Pierre le Vénérable.

Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Halle, Max Niemeyer.

Aus 1938 sei notiert: Dag. Frey, Die Entwicklung nationaler Stile in der ma. Kunst des Abendlandes. Eine ausgezeichnete Untersuchung auf breiter, über das Kunstgeschichtliche weit hinausgehender Grundlage.

Aus 1939: Hans Flasche, Deutscher Geist in angelsächs. Geschichtsphilosophie; Hans Naumann, Germanen im Glaubenswechsel.

Zeitschrift für deutsche Geisteswissenschaft, herausg. von D. Friedr. Knorr, Jena, Eug. Diederichs.

Aus dem 1. Jahrg. 1938 sei notiert: Rich. Scholz, Polit. u. weltanschauliche Kämpfe um den Reichsgedanken am Hofe Ludwigs des Bayern; W. v. Leewenich, Die Kirche in luth. Sicht.

Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, herausg. von H. Aubin, Stuttgart, Kohlhammer.

Jahrg. 32 (1939): L. Beutin, Nordwestdeutschland und die Niederlande seit dem 30jährigen Kriege.

Archivio storico italiano 1938.

Folgendes sei daraus erwähnt: Yves Renouard, Le compagnie commerciali fiorentine del Trecento (nach vatik. Akten); Vitale, Gli studi di storia ligure nell' ultimo ventennio (bes. ausführlich für die Geschichte Genuas); Sapori, Il libro di amministrazione dell' eredità di Bald. Jacopi Riccomanni (1272—74); 1939: Palmerocchi, L'ambasceria di Guicciardini in Spagna. — Minto, Le ricerche archeologiche in Etruria.

La Rinascita, Rivista del Centro nazionale di Studi sul Rinascimento. Herausg. von Giov. Papini.

Der 1. Jahrgang (1938) bringt Aufsätze über Petrarca, Biondo Flavio, Francesco Patrizi, Machiavelli, Lorenzo Magnifico, Mantegna, Ficino, Pontano, über Platonismus und Machiavellismus.

Aus dem 2. Jahrgang sei notiert: P. G. Ricci, Ambrogio Traversari; G. Battelli, Una dedica inedita di Ambr. Traversari; E. Garin, Aristotelismo e Platonismo del Rinascimento; P. Cherubelli, Una laude inedita dell' Acciajuoli; Papini, Cronologia del Rinascimento; Guarnieri, Burckhardt in Italia (Centurio di un viaggio); Tofania, Averroismus in Padua.

Jahrg. 3 (1940): Montano, Ficiniana; Senesi, Sant'Antonino e l'Umanesimo.

Revue des Questions historiques, 1939, I—III.

Es sei daraus hervorgehoben: R. de Laboulaye, Calvin et la Maçonerie; Dondelez, La révolution communale de 1280 à Ypres (Forts.).

La Nuova Italia. Rassegna critica mensile della Cultura italiana e straniera. Firenze 1939 (10. Jahrgang).

Alle Freunde italienischer Studien seien auf diese Zeitschrift hingewiesen, denn sie vermittelt nicht nur wertvolle Aufsätze aus den Gebieten der Geistesgeschichte, sondern gibt auch Literaturberichte über einzelne Gebiete und zum Schlusse stets eine Bibliographie. Aus den letzten Heften dieses Jahrgangs sei von Aufsätzen genannt: Parente, La storia come

pensiero e come azione; Branca, Note sulla Letteratura religiosa del Trecento, ferner Literaturberichte über Geschichte und über Kulturgeschichte. 1940, Jan.: Literaturberichte über neue Erscheinungen zur Geschichte der Renaissance; 1940, Febr.: desgl. über neue Biographien und über Geschichte des Journalismus.

Revue internationale des Etudes balkaniques. Herausg. von P. Shok (Zagreb) und M. Budimir (Belgrad). I. II. Beograd 1934/35.

Dieser Doppelband bringt eine Überfülle von Aufsätzen aus allen Gebieten: aus Geschichte, Volkskunde, Sprachkunde, Rechtsgeschichte, Literaturgeschichte usw. Es seien hervorgehoben der Aufsatz von F. Dölger (München) über „Die mittelalterl. Kultur auf dem Balkan", Ch. Diehl (Paris) „Constantinople au moyen âge", M. Nilsson (Lund) „Altgriechische Religion". Am Schluß folgen zahlreiche Notizen über die Gesamtheit der Balkanstudien.

Historisches Jahrbuch.

Aus Bd. 59 (1939) sei notiert: Fr. Zöpfl über den Humanisten Heinrich Lur, Merkle über Mögler (Forts. aus 58).

Anthropos, Internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde. Herausg. vom Anthropos-Institut in Wien mit Unterstützung der Görres-Gesellschaft. Schriftwalter: P. Wilhelm Schmidt.

Der in sechs Sprachen erscheinende Jahrgang 1938 bringt folgende für den Historiker wertvolle Aufsätze: Gertrud Hermes, „Zur Soziologie der Lehre Zarathustras; Rich. Mohr, Über Sexualethik ost- und zentralafrikanischer Volksstämme; außerdem zahlreiche lehrreiche kleinere Mitteilungen samt Zeitschriftenschau und Bibliographie.

Zwingliana, Beiträge z. Geschichte Zwinglis, der Reformation und des Protestantismus in der Schweiz, herausg. von L. v. Muralt im Auftrag des Zwinglivereins. Zürich, Buchdruckerei Berichthaus.

Das 1. Heft des 7. Bandes (1939 erschienen) bringt: L. v. Muralt, Zum Problem David Friedrich Strauß, und zwei Beiträge von W. Hildebrandt und P. Kläui, Zum „Straußenhandel".

Die Sophien-Universität Joaki Daigaku in Tokio gibt seine 1938 nun in deutscher und englischer Sprache geschriebene Zeitschrift mit Studien über das alte und neue Japan heraus. Als Leiter zeichnete Prof. D. Joh. Kraus, S. J. von der Sophien-Universität. Die Mehrzahl der Mitarbeiter gehören dem Jesuitenorden an, doch hat auch Karl Florenz neben Franzosen, Engländern und Japanern einen Beitrag beigesteuert. Die Zeitschrift soll der Verbindung zwischen Japan und der europäischen Wissenschaft dienen.

II. Sammelwerke.

Johannes Haller, Reden und Aufsätze zur Geschichte und Politik. Stuttgart, Cotta 1934.

Diese Sammlung enthält zumeist schon gedruckte, aber auch drei noch ungedruckte Vorträge und Aufsätze, vom „Eintritt der Germanen in die

Geschichte", über „Kaiser Heinrich VI.", „Pius II.", die Reformation und Gustav Adolf, zu Bismarck und zum Weltkrieg, und bis 1933.

Willy Andreas, Kämpfe um Volk und Reich. Aufsätze und Reden zur deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt 1934. Geb. 6,80 RM.

Mit Carl August und Johannes Müller beginnend führen diese schönen Aufsätze über den Freih. v. Stein, den russischen Diplomaten Peter Meyendorff, Roggenbach zu Kiderlen-Wächter, zur Rheinlandfrage und zu Österreich.

Karl Brandi, Ausgewählte Aufsätze. Oldenburg, Stalling 1938.

Schüler und Freunde haben Brandi zum 70. Geburtstag eine Auswahl seiner Aufsätze in einem stattlichen Bande dargebracht. Sie sind in sechs Abteilungen gegliedert: Methodisches, Hilfswissenschaften, Vom Altertum zum Mittelalter, vom Mittelalter zur Neuzeit, Zur Landesgeschichte und Heimatkunde, Aus dem eignen Leben.

Arturo Farinelli, Neue Reden und Aufsätze, gesammelt von seinen Schülern. Pisa und Stuttgart (Deutsche Verlagsanstalt) 1937.

Diese Festgabe für Italiens bedeutendsten Germanisten enthält nur deutsch geschriebene Aufsätze Farinellis über Dante, Goethe, Nietzsche, Paul Heyse, Foscolo, Leopardi, und Manzoni, dazu noch einen über „Weltliteratur und Innenleben", drei umfangreichere Besprechungen und eine Zusammenstellung aller Schriften F.s mit 422 Nummern.

Sammlung Dietrich, Leipzig, o. J. (etwa 1938), jeder Band 4 RM.
Justus Möser, Deutsche Staatskunst und Nationalerziehung. Seine Schriften ausgewählt von Peter Klassen.

Diese Auswahl ist nach Gegenständen gegliedert: Wachstum und Zucht, Dichtung und Sprache, Staat und Religion, Ordnung des Landeigentums, Lebenshaltung usw. des Landmanns, Handel und Handwerk, Städte, Geist und Ordnung des Landesstaates, Ideen zur Geschichtsschreibung, Osnabrückische Geschichte, Denkwürdigkeiten deutscher Staatskunst und Nationalerziehung. Klassen hat eine längere Einleitung vorausgeschickt. Sicherlich wird dieses Buch neue Freunde für Möser werben. Man vermißt nur eins: die reiche Literatur über Möser wird nirgends genannt.

Hamann, Der Magus des Nordens. Hauptschriften, herausg. von Otto Mann. Neben den Hauptschriften sind Teile der kleineren Schriften gegeben, auch hier gegliedert nach Philosophie, Religion, Sprache, Dichtung, Kunst, Ästhetik, Erziehung usw. Eine Einleitung über H. geht voraus.

Blaise Pascal, Gedanken. Übers. von Wolfgang Rüttenauer, mit Einführung von Romano Guardini. Die Pensées Pascals werden hier in deutscher Übersetzung vorgelegt, von Guardini eingeleitet, vom Übersetzer Rüttenauer mit einem Nachwort, worin er den fragmentarischen Zustand der Pensées darlegt.

Zeitschrift des Vereins für Thüringische Geschichte und Altertumskunde N. F. 34, G. Fischer, Jena 1940.

Dieser Band ist als Festschrift zum 70. Geburtstag von Georg Mentz herausgekommen. Er enthält 23 Aufsätze zur thüringischen Geschichte und am Schluß ein Schriftenverzeichnis des Jubilars. Wohl alle Geschichtsforscher Thüringens haben sich daran beteiligt und Wertvolles für die Landesgeschichte beigesteuert.

Europa-Bibliothek. Eine Schriftenreihe für das Gebiet der Geisteswissenschaften, herausg. von E. Brandenburg, E. Rothacker, Fr. Stieve, J. Tönnies. Hamburg, Hoffmann u. Campe 1937ff.

Die ersten beiden Bände:

E. Brandenburg, Europa und die Welt. 1937. 5.— RM. Behandelt die Stellung Europas in der Weltgeschichte. Zu einer Zeit, wo alle europäischen Beziehungen schwer erschüttert sind, will dieses Buch und diese ganze Sammlung auf die Notwendigkeiten europäischer Gemeinschaft hinweisen. Man möge die Hoffnung nicht aufgeben, daß solche Stimmen tiefster Verantwortlichkeit gehört werden.

Horst Rüdiger, Wesen und Wandlung des Humanismus. 1937. 10.50 RM. Vgl. die ausführliche Besprechung von Kluge in Heft 1/2 dieses Jahrganges des Archivs S. 184ff.

Handbuch der Kulturgeschichte, herausg. von H. Kindermann, Akad. Verlagsgesellschaft Athenaion Potsdam.

Das Handbuch der Kulturgeschichte, das zuerst in Bd. 26 und 27 des Archivs besprochen worden ist, hat seinen raschen Fortgang genommen. Von den beabsichtigten 85 Lieferungen liegen bis 1940 über 50 vor. Es sind gewiß nicht alle Teile gleichmäßig nach Wert und Arbeit, aber im ganzen genommen ist dieses Unternehmen doch höchst erfreulich und anregend. Ich habe auf Mängel in Bd. 27 des Archivs S. 327f., aber auch auf das unzweifelhaft Wertvolle hingewiesen. Jetzt ist die schöne Darstellung Werner Mulerts über Frankreich zum Abschluß gekommen; H. Gmelins „Italien" führt mit der 1. Lieferung durch das Mittelalter bis zum 14. Jahrh., zuletzt das Leben in Venedig und Florenz ausführlicher schildernd. Schönemanns Schilderung der Vereinigten Staaten ist nun abgeschlossen, Skandinavien von de Boor ist mit einer Lieferung begonnen. Aus was für Gründen England, die Vereinigten Staaten, Skandinavien und Holland als eine nebeneinanderstehende Einheit gefaßt worden sind, ist nicht recht erklärlich; eine Trennung in selbständige Lieferungen wäre doch wohl richtiger gewesen. Howalds Kultur der Antike ist in drei Lieferungen abgeschlossen. Neu hinzugekommen ist W. Flemmings Deutsche Kultur des Barock (bisher 2 Lief.), G. Gesemanns Kultur der slavischen Völker (1 Lief.), H. Gumbel, Deutsche Kultur vom Zeitalter der Mystik bis zur Gegenreformation (3 Lief.), Wilh. Bauer, Deutsche Kultur von 1830—1870 (1 Lief.). Alle Darstellungen sind reich illustriert und gut geschrieben; das Gesamtwerk wird für den Historiker eine gute Orientierung, für weitere Kreise ein Mittel der geschichtlichen Bildung sein. Vieles ist hier zum ersten Male dargestellt, so die slavischen Kulturen, die in Gesemann den besten Dolmetscher gefunden haben.

III. Bibliographie.

Günther Franz, Bücherkunde zur Geschichte des deutschen Bauerntums. Berlin und Neudamm, J. Neumann 1938 (Der Forschungsdienst, Sonderheft 9).

In der Art des Dahlmann-Waitz ist hier die gesamte Literatur (einschl. Zeitschriften) zur Geschichte des Bauerntums zusammengestellt, im ganzen 1422 Nummern.

Hans Meier, Rich. Newald, Edgar Wind, Kulturwissenschaftliche Bibliographie zum Nachleben der Antike. I. Herausg. von der Bibliothek Warburg. London, Cassel 1934.

Dieser Band bringt die Erscheinungen des Jahres 1931, gegliedert nach Sachgebieten und dann auch in zeitlicher Folge. Die Einleitung von Wind gibt kritische Bemerkungen zum Begriff Geistesgeschichte.

IV. Altertum.

Fischer, Eugen, Die Etrusker. Sitz.-Ber. der Berliner Akad. d. Wiss.

Der Verf. baut seine Ergebnisse auf anthropologischen Untersuchungen auf und macht den Vorschlag, die Etrusker als „aquiline" Rasse zu bezeichnen. Aber bietet wirklich die etruskische Kunst ausreichende Belege, die Adlernase als Kennzeichen dieses Volkstums anzunehmen? Gewiß findet man heute in den ehemals etruskischen Gebieten zahlreiche Adlernasen, aber sind sie nicht ebenso zahlreich in Rom und Neapel, in den Marken und dem venezianischen Gebiet? Bei gesamtitalienischer Betrachtung scheint mir die Adlernase als Rassenkennzeichen schwer möglich zu sein.

Fritz Taeger, Das Altertum. I. II. Stuttgart, Kohlhammer 1939 (18 RM jeder Band).

Der Marburger Althistoriker faßt in zwei Bänden die gesamte Geschichte des Altertums zusammen; der erste Band führt von Sumer und Akkad bis zum Hellenismus, der zweite bis zum Zeitalter Trajans. Die Darstellung holt weit aus, geistige und politische Geschichte sind miteinander verbunden.

Ernst Kornemann, Römische Geschichte. I. Die Zeit der Republik. Stuttgart, Alfr. Kröner 1938 (5.80 RM.). II. Die Kaiserzeit, 1939.

Auf diese ausgezeichnete Darstellung der römischen Geschichte sei nachdrücklich hingewiesen. Das Urteil der Fachmänner hat einzelnes beanstandet, aber den großen Wurf anerkannt.

V. Vorgeschichte und Germanen.

Franz, Leonhard, Jäger, Bauern, Händler. Die Wirtschaft der Vorzeit. Brünn-Leipzig, R. M. Rohrer 1939.

Das Buch führt die Stufen der vorzeitlichen Wirtschaft vor: Sammlertum der Nomaden, Bauerntum der jüngeren Steinzeit, Handel und Ge-

werbe der Metallzeit. Es zeigt den gelungenen Versuch, der Entwicklung der vorzeitlichen Wirtschaft nahe zu kommen und ihre Verbindung mit späteren Zeitaltern aufzudecken.

Heinz-Eberhard Giesecke, Die Ostgermanen und der Arianismus. Leipzig, B. G. Teubner 1939 (222 S., 10.— RM.).

Der Verf. behandelt zuerst Ulfila und seine Lehre, dann den Arianismus bei Westgoten, Ostgoten, Burgundern, Vandalen und Langobarden. Zwei Exkurse gelten den „Arianerfragmenten" und Virgilius von Thapsus und dem vandalischen Arianismus.

Jos. Strzygowski, Geistige Umkehr. Indogermanische Gegenwartsstreifzüge eines Kunstforschers. Heidelberg, C. Winter 1938. 5.—RM.

Der nordische Mensch steht im Mittelpunkt dieses Buches. Es ist selbstverständlich, daß dieser alle großen Eigenschaften besitzt; er hat sie aus seiner Urheimat im Nordpolargebiet und Grönland mitgebracht. In dieser neuen Lokalisierung der Urheimat liegt etwas Originelles — offenbar war die bisherige Urheimat noch nicht genügend nordisch. Was sich dem Wirken des nordischen Menschen in dieser Welt entgegenstellt, ist die Machtkultur, die sich in Kirche, Hof und Humanismus auslebt und alles Böse in sich trägt. Das Nordische wird dadurch eingeengt, aber im Iran, in Griechenland, in der Gotik und Romantik setzt es sich durch. Vor dieser Geschichtsphilosophie senkt die Geschichtsforschung demütig ihre Waffen.

Patroni, Giovanni, La preistoria. (Storia politica d'Italia dalle origini ai nostri giorni, diretta da Arrigo Solmi), Milano 1938 (888 S., 60.— Lire).

Es ist meines Wissens die erste Zusammenfassung der italienischen Vorgeschichte, die Patroni uns bietet. Nach sachverständigem italienischen Urteil wird das Buch seiner Aufgabe gerecht und es zeigt, wie man jetzt die „Vorgeschichte" schon als Geschichte behandeln kann, und dafür kämpft der Verf. auch durchgängig in diesem Werke, daß man diese ältesten Zeiten genau so als Geschichte betrachten soll wie die späteren. Das Wandern fremder Völker nach Italien und ihren Einfluß auf die italienische Kultur will er nach Möglichkeit beschränken; er läßt als indoeuropäische Zuwanderung nur die Umbrer gelten.

Wilh. Grönbach, Kultur und Religion der Germanen. Herausg. von O. Höfler, übersetzt von E. Hoffmeyer. 2 Bde. 1937 und 1939, Hamburg, Hanseatische Verlagsbuchhandlung. Je 11.— RM.

Der dänische Gelehrte gibt eine Zusammenfassung alles germanischen Lebens, das er für die ältere Zeit noch als eine Einheit nimmt. Das Werk hat überall eine glänzende Aufnahme gefunden.

Gerhard Raab, Der Befreier. Die Geschichte von Siegfried oder das Leben des Arminius. Leipzig, Koehler und Amelang 1938.

Dies Buch ist ein Roman, aber der Verfasser des „Ewigen Germanien. Unser Mythos und sein Gestaltwandel" legt sein Wissen von der germanischen Vorzeit und der ältesten deutschen Geschichte in diese Erzählung hinein und gibt z. B. für die Varusschlacht — sich an Capelle anlehnend — alle antiken Quellen zur selbständigen Nachprüfung.

VI. Mittelalter und Neuzeit.

Hermann Aubin, Von Raum und Grenzen des deutschen Volkes. Studien zur Volksgeschichte. Breslau, Verlag Priebatschs Buchhandlung 1938. 8,50 RM. Heft 6 der Breslauer hist. Forschungen).

Dieses Buch vereint 10 Aufsätze, die sowohl dem rheinischen wie dem östlichen Grenzraum gelten, dem Volkstum und den geographischen und wirtschaftlichen Lebensbedingungen, über „die römisch-germanische Kultur im Rheinland, über „Staat und Nation an der Westgrenze, über Mainz und Frankfurt — alles höchst wertvolle Untersuchungen.

Kurt v. Raumer, Der Rhein im deutschen Schicksal. Reden und Aufsätze zur Westfrage. Berlin, G. Stilke 1936.

Dieses Buch gilt vor allem der französ. Ausdehnungspolitik in bezug auf Saar- und Rheingebiet.

Heinrich Günter, Das deutsche Mittelalter. Zweite Hälfte: Das Volk (Spätmittelalter). Freiburg i. B., Herder 1939.

Im Mittelpunkte dieses Buches, das mit Rudolf von Habsburg beginnt und bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts führt, stehen die Versuche einer Reichsreform, die der Verf. schon weit früher als im 15. Jahrh. nachweist. Aber alle andern kirchlichen und wissenschaftlichen Reformbestrebungen finden im Rahmen einer gesamtdeutschen Geschichte ihre Darstellung. Sehr lehrreiche Karten und Stammtafeln sind beigegeben, auch einige gute Abbildungen.

Gustav Schnürer, Kirche und Kultur im Mittelalter, Bd. I (3. Aufl.). Paderborn, Schöningh 1936.

Diese dritte Auflage bringt kleine Verbesserungen, entspricht aber in allem wesentlichen den früheren Auflagen.

Jos. Bernhart, Heilige und Tiere. München, Jos. Müller 1937.

Der Verf. stellt mit viel Liebe alles zusammen, was man über das Verhältnis der Heiligen zu den Tieren weiß. Er gibt die Ergebnisse in einer Einleitung und bringt dann aus den Legenden die Zeugnisse in deutscher Übersetzung. Das Buch ist sowohl für die Heiligenpsychologie wie für das mittelalterliche Naturgefühl lehrreich.

A. Franke u. W. Demalt, Merkbuch zur deutschen Geschichte. Verlag M. Diesterweg, Frankfurt a. M. 1937.

Von den Eiszeiten bis zur Gegenwart reichend schließt dieses Merkbuch mit der Feststellung: „1937. Deutsch-japanisches Abkommen zur Bekämpfung des Bolschewismus". Das ist ebenso peinlich wie die apodiktischen Feststellungen des ersten Abschnitts: „Die Kro-Magnon-Rasse ist Vorläufer der fälischen Rasse", oder: „Nach 2500 Vom Balkan aus besetzen nordisch bestimmte Völker Südrußland, ein Vorstoß geht bis nach Turkmenien, ein anderer bis in das Gebiet des oberen Hangho". Die Hethiter werden ein Volk „von vorwiegend vorderasiatischer Rasse mit nordisch bestimmter Oberschicht" genannt. Woher diese vorderasiatische Rasse stammt und was sie ist, erfährt man nicht. Die Hyksos sind ein „Völkergemisch z. T. unter nordischer Führung". „Im Iran"

heißt dann eine Überschrift, unter der sofort Zarathustra und Kyros auftreten, dann aber springt das Merkbuch zurück zu den Sumerern — wo sie sind, erfährt man nicht: ,,seit 3000 Eindringen der Semiten" — woher sie kommen und was sie sind, erfährt man nicht. Ägypten wird zweimal erwähnt: ,,Um 1700 Einfall der Hyksos in Ägypten "und später: ,,Kambyses unterwirft Ägypten". Bei Alexander d. Gr. heißt es dann: ,,Alexander Nachfolger der Pharaonen". Zum Glück ist der nordische Mensch überall vertreten, wo etwas los ist. Es steht in der Neuzeit nicht besser: da heißt es beim 30jährigen Kriege: Tilly siegt in der Schlacht am Weißen Berge bei Prag. ,,Vordringen Tillys in der Pfalz". Bei den Reformen des Freih. v. Stein heißt es: Liberalistische Verfälschung der Reformen durch Freih. v. Hardenberg". Liebknecht wird als Jude bezeichnet! ,,Die altkatholische Bewegung bildet sich unter Führung des Münchner Theologen Döllinger." Bismarcks Entlassung wird auf Meinungsverschiedenheiten beim Rückversicherungsvertrag zurückgeführt usw. usw. Dem Lehrer ist jedenfalls viel Spielraum zur Ergänzung dieser oft ganz zusammenhanglosen und falschen Stichworte gegeben und er erfährt nicht, wie vieles von allen diesen apodiktischen Behauptungen noch umstritten ist.

Germanenrechte. Texte und Übersetzungen (Schriften der Akademie für deutsches Recht, Gruppe Rechtsgeschichte. Verlag Herm. Böhlaus Nachf. Weimar 1935 ff.

Diese neue Ausgabe der Germanenrechte ist für den Forscher ein unentbehrliches Hilfsmittel geworden. Denn hier sind alle Germanenrechte vereinigt, in handlichen Bänden und zu erschwinglichen Preisen, in kritischer Ausgabe, wie wir sie z. T. noch nicht besaßen, mit deutscher Übersetzung, mit Sachregister und Glossar — auch der Nichtrechtshistoriker kann hier eindringen und sich auf sicherem Boden fühlen. Erschienen sind bisher:

Die Gesetze des Merowingerreichs 481—714, herausg. von K. A. Eckhardt, 1935. 4.80 RM.

Norwegisches Recht, herausg. und übersetzt von Rud. Meißner, 1935. 5.70 RM.

Schwedische Rechte, herausg. und übersetzt von Claudius Freiherrn v. Schwerin, 1935. 6.40 RM.

Gesetze der Burgunder, herausg. von Franz Beyerle, 1936. 4.60 RM.

Gesetze der Westgoten, herausg. von E. Wohlhaupter, 1936. 7.70 RM.

Altspanisch-gotische Rechte, herausg. v. E. Wohlhaupter, 1936. 6.15 RM.

Isländisches Recht, herausg. u. übersetzt von A. Heusler, 1937. 10.70 RM.

Das norwegische Gefolgschaftsrecht, herausg. u. übersetzt von R. Meißner, 1938. 4.40 RM.

Dänische Rechte, übers. und herausg. von Claudius Freih. v. Schwerin, 1938.

Es fehlen noch die Gesetze des Karolingerreiches und der Langobarden. Es sei darauf hingewiesen, daß z. B. im Bande Westgoten schwer zugängliche altspanisch-westgotische Quellen bis zum 13. Jahrh. reichend beigefügt sind: die sog. Fueros und Landrechte. Auch in anderen Bänden sind wertvolle Ergänzungen beigegeben.

Paul Th. Hoffmann, Der mittelalterliche Mensch, gesehen aus Welt und Umwelt Notkers des Deutschen, 2. Aufl. Leipzig, J. C. Hinrichs 1937. 6 RM.

Das 1921 zuerst erschienene Buch war längere Zeit vergriffen. Nun ist es zwar überarbeitet, aber doch im ganzen unverändert neu erschienen. Es sei deshalb auf die Besprechung Walter Stachs in Band XVI dieser Zeitschrift S. 2ff. verwiesen.

Cosmae et Damiani sanctorum medicorum Vitam et Miracula e codice Londinensi ed. Ernestus Rupprecht, Berlin, Junker & Dünnhaupt 1935 (= Neue deutsche Forschungen, Abt. Klass. Philologie Bd. I).

Nachträglich, aber um so nachdrücklicher sei auf diese altertümliche, aus einem koptischen Kloster stammende, 1907 von Rustafjaell entdeckte Fassung der Legende hingewiesen, mit der es nach kultur- und religionsgeschichtlichem Gehalt kaum eine andere aufnehmen kann. Stellenweise liest sie sich wie die Propagandaschrift eines erstrangigen Inkubations-Sanatoriums in der Blacherner-Vorstadt von Kpel (726 brennt nach Chron. Pasch. Ed. Bonn. I, 725 das dortige Heiligtum nieder). Wohl treffen wir die bekannten Ingredienzien der christl. Wundergläubigkeit, aber viele Heilungen kommen durch medizinische und sympathetische Behandlung zustande. L. Deubners These, daß der Kult dieser Heiligen eine Umbildung des antiken Dioskurenkultes sei, wird durch Mirakel 23 (vgl. Nr. 9 in Deubners Sammlung) erneut gestützt. Wie soll man sich den Übergang denken? Doch wohl so, daß der christliche Inkubationstempel als Konkurrenz des heidnischen aufgemacht wurde, vielleicht daß hier die Behandlung kostenlos war, und daß daher der alte Beiname *ἀνάργυροι* stammt? Herausgeber hat auf die Herstellung des Textes große Sorgfalt verwandt, aber für seine Auswertung bleibt noch alles zu tun. D.

Paul Lehmann, Skandinaviens Anteil an der lateinischen Literatur und Wissenschaft des Mittelalters, 2. Stück; Sitz.-Ber. d. Bayer. Akad. d. Wiss., phil.-hist. Abt. Jg.. 1937, Heft 7, in Komm. bei der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung. 8.50 RM.

Island und Norwegen des M.A. sind uns das Land der eigenwüchsigen Saga und Skaldendichtung, ein anderes Island-Norwegen steigt hier aus umfassender Forschung auf: auch diese Randgebiete sind in den gemeineuropäischen Kreis kirchlicher lateinischer Bildung und Literatur in überraschend starkem Maße miteingetreten. Aus der reichen Fülle des Dargebotenen verzeichnen wir die Erscheinung, daß die eingedrungene lat. Literatur seit Mitte des 12. Jh. in weitem Umfange in die einheimische Sprache übertragen wird.[1]) Im Zusammenhange damit — vorliterarisch wohl auch schon früher? — wirkt das Latein auf Wortschatz, Grammatik und Stil des Isländischen. Die hohe christlich-isländische Dichtung des 13. und 14. Jh. verleugnet nicht das Vorbild lat. Hymnik. (Zu S. 105 „Fans ex Basan" vgl. Ps. 67, 23). Eine Mischung des Saga-

[1]) Wobei antike Götternamen der Vorlagen manchmal durch nordische (z. B. Juppiter = Odin, Venus = Freya) ersetzt werden.

stiles mit dem lateinischer Großannalistik zeigt die um 1180 entstandene Geschichte „de antiquitate regum Norwegiensium" des Mönches Theodoricus, zu deren Quellenerkenntnis — ebenso auch zu der der gleichzeitigen „Historia Norwagiae" — Neues beigebracht wird. D.

Alexander Cartellieri, Machtpolitik vor den Kreuzzügen. Jena, Frommann 1935. 1.30 RM.

Der Verf. zeigt, weshalb das deutsche Reich nicht die führende Stellung bei den Kreuzzügen einnehmen, sondern sie an Frankreich abgeben mußte; es war dem deutschen Kaiser nicht gelungen, die religiöse Idee zugunsten des Reichs zu ergreifen.

Hanshugo Nehmiz, Untersuchungen über die Besiegelung der Schlesischen Herzogsurkunden im 13. Jahrhundert (= Forschungen zum Schlesischen Urkundenbuch, 1. Bd.), Breslau, Priebatsch 1939. XXII, 85 S. 4.50 RM.

Diese von Santifaller veranlaßte und von ihm mit einem Überblick über die schlesischen Urkundenpublikationen und die Vorarbeiten zu dem in großem Stile vorbereiteten Schlesischen Urkundenbuch eingeführte gründliche Arbeit beruht auf noch unveröffentlichter Neuinventarisierung und bietet den allgemeinen Teil einer schlesischen Herzogssiegelkunde vom Ende des 12. bis in den Anfang des 14. Jh., sie ordnet ihre Resultate in das übliche Schema ein. Wichtig die Untersuchung der Bildtypen: sie erweist den Eigencharakter Niederschlesiens gegenüber den polnischen Gebieten. Durch eigene Versuche mit Schwefelmatrizen findet Verf. neue Kriterien zur Ermittlung von Siegelfälschungen. Rechtliches: der Parallelismus des Siegels als Beglaubigungsmittels mit dem alten Zeugenbeweis geht noch durch das ganze 13. Jh. hindurch. Aus Urkunde Herzog Heinrichs IV. von 1277 (per nostrum sigillum citati) schließt Verf. auf Verwendung des bloßen Siegelabdruckes (als Hoheitszeichen) zur Vorladung vor das Herzogsgericht. — Die Ausstattung ist vorzüglich. D.

Rudolf Stanka, Die Summa des Berthold von Freiburg. Eine rechtsgeschichtliche Untersuchung. (Theolog. Studien der östr. Leo-Gesellschaft 36). Wien, Mayer und Comp. 1937. 193 S.

Allein schon der Umstand, daß diese um 1300 entstandene Summa des kanon. Rechtes immer wieder abgeschrieben und noch in der Inkunabelzeit mindestens zehnmal gedruckt ist, erweist ihre Bedeutung für das Spätmittelalter. Auf Anregung eines Laien und eigens zum Gebrauche für Laien geschrieben, ist sie das älteste alphabetische Rechtslexikon in deutscher Sprache, und gibt keineswegs die Lehre ihrer Vorlage, der Summa decretorum des Johann von Freiburg, einfach wieder, sondern geht, nach Ansicht des Verf., „bis zur äußersten Linie der Zugeständnisse des kirchl. Rechtes an das volkstümliche Gewohnheitsrecht". Ihre eigenen Zutaten scheinen mir vor allem auf ethische Durchdringung des alltäglichen Lebens abzuzielen. Verf. stellt den Inhalt in systematischer Anordnung übersichtlich dar und fügt ein Verzeichnis der Quästionentitel bei mit dem Nachweis der Entsprechungen bei Johann von Freiburg. D.

Baldewin von Luxemburg (= Jahrbuch der Arbeitsgemeinschaft rheinischer Geschichtsvereine, herausg. von G. Kallen, Bd. 2). Verlag A. Bagel, Düsseldorf 1936. Brosch. 3.50 RM.

Der Band vereinigt 10 Aufsätze, die dem Kurf. Baldewin und dem Erwachen eines deutschen Nationalbewußtseins gelten. Steinbach hat die politischen Grundzüge des beginnenden 14. Jahrhunderts dargelegt, Stengel die Persönlichkeit Baldewins, Zimmermann die Städte: Burgen Kurtriers, Grundmann das deutsche Nationalbewußtsein und Frankreich, Hektor Amman Deutschland und die Messen der Champagne (wobei auf einer sehr lehrreichen Karte alle deutschen, italienischen, nordspanischen und französischen Orte verzeichnet sind, die diese Messen beschickten), Sproemberg die Niederlande und das Rheinland, Sturler die niederländisch-rheinischen Wirtschaftsbeziehungen, Hans Eichler, die Kunst zur Zeit Baldewins, Ernst Hoffmann die Anfänge der Brüder vom gemeinsamen Leben und die flämische Mystik. Alle diese Aufsätze sind sehr empfehlenswert.

Jos. Klapper, Schriften Johanns von Neumarkt. Vierter Teil: Gebete des Hofkanzlers und des Prager Kulturkreises. (Vom Mittelalter zur Reformation. Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung, herausg. von K. Burdach VI, 4). Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1935.

Paul Piur, Briefe Johanns von Neumarkt (ebd. VIII). 1937.

Diese beiden neuen Bände führen den Grundgedanken der Burdachschen Sammlung: die deutsche Bildung des 14. Jahrhunderts aufzuhellen, weiter; wir erhalten deutsche Gebete Johanns v. Neumarkt, des Nikolaus von Kosel, des Militsch von Kremsier, und Klapper hat daran wertvolle Untersuchungen über diese ganze Gebetskultur angeschlossen. Die Ausgabe der Briefe Johanns von Neumarkt beginnt mit einer biographischen Einleitung und bringt dann die Briefe in sachlicher Gliederung, denn eine zeitliche Anordnung ist schwer möglich, da viele undatiert sind. Die Ausgabe will die frühere Ausgabe von Tadra nicht ersetzen, ergänzt sie aber ausgezeichnet.

Solleder, Fridolin, München im Mittelalter. Mit 63 Abb. u. 12 Tafeln. München, Oldenbourg 1938.

Dieses Buch ist aus den umfangreichsten Quellenstudien entstanden: was an ungedrucktem Material zu erreichen war, ist hier für die Geschichte Münchens vom 13. bis zum 16. Jahrhundert verwendet. Es ist eine so umfassende Geschichte des Münchner Lebens entstanden, wie wir sie für eine andere deutsche Stadt nicht besitzen. Alle Lebensgebiete sind geschildert und eine Fundgrube ist in den überall beigefügten Quellenbelegen erschlossen.

Jacob Burckhardt, Kultur und Kunst der Renaissance. Klosterneuburg-Wien, Joh. Müller u. Co. 1935 (Illustr. Aretz-Standardwerke), 4.80 RM.

In dieser mit zahlreichen Abbildungen ausgestatteten Ausgabe sind die beiden Werke Burckhardts nacheinander abgedruckt und zwar in

ihrem Urtext. Ein Herausgeber ist, außer dem das Vorwort unterzeichnenden Verlage, nicht genannt. Der Preis ist außerordentlich gering.

Karl Rühl, Das Auctuarium de scriptoribus ecclesiasticis des Johannes Butzbach. Bonn, Ludwig Röhrscheid V., 1937. VI, 140 S. — 3.50 RM.

Das bisher nur in Auszügen gedruckte Auctuarium des durch sein lebensnahes Wanderbüchlein bekannten Priors von Maria Laach (gest. 1516 oder 1517) ist nach dem Muster von Trithemius' Katalog der Kirchenschriftsteller angelegt und will ihn ergänzen. Da nur einige Artikel über Zeitgenossen Wert haben, hat sich Verf. mit Recht begnügt, nur die Namen der behandelten Autoren — es sind im ganzen 1173, darunter einige Dubletten — zu verzeichnen und in hingebungsvoller Arbeit die Quellen der Artikel, soweit als möglich, zu ermitteln. Die gründliche Einleitung behandelt kurz Butzbachs Leben und Werke, literarische Stellung und Überlieferung des Auct. An einigen Beispielen wird die oberflächliche Arbeitsweise B.s beleuchtet, wie sie die grundlegende Kritik Knods schon 1891 festgestellt hatte. D.

Götz Freih. v. Pölnitz, Julius Echter von Mespelbrunn, Fürstbischof von Würzburg und Herzog von Franken (1573—1617). München 1934, Verlag der Baier. Hist. Landeskommission. 667 S.

Der Verf. bietet die erste umfassende Bearbeitung des Materials für eine sowohl die Gegenreformation wie den Absolutismus eines geistlichen Fürsten darstellende Persönlichkeit, die auch auf dem Gebiete des Bildungswesens bedeutungsvoll war: die Universität Würzburg dankt ihm ihre neue Blüte. Besonders lehrreich ist die Entwicklung des Absolutismus in einem geistigen Staate: Julius Echter ist ganz planmäßig an den Aufbau seines Staates herangegangen.

Jan van Werth ist ein Sammelband des Jahrbuchs der Arbeitsgemeinschaft der Rheinischen Geschichtsvereine genannt (Bd. 3, 1937). Einige andere Aufsätze über die Rheinpolitik Richelieus, über Spinola, über die Reichsstadt Köln, auch eine Bibliographie sind beigegeben. Die Aufsätze über Werth von Historikern, Offizieren und Schriftstellern verfolgen im ganzen das Ziel, den umstrittenen Reiterführer höher zu stellen, als es bisher geschah.

Die deutsche Zeitung im ersten Jahrhundert ihres Bestehens (1609—1700). Bearbeitet im Auftrage des Oberbürgermeisters der Stadt Leipzig. I. Der Aviso des Jahres 1609. II. Die Relation des Jahres 1609. In Faksimiledruck herausg. von Dr. Walter Schöne. Leipzig, Harrassowitz 1939/1940.

Die beiden in sehr schöner Ausstattung herausgegebenen Bände sollen der Erkenntnis der ältesten Geschichte der deutschen Zeitung dienen. Walter Schöne hat das im Nachwort zu den beiden Bänden ausführlich dargelegt. Es ist gewiß sehr nützlich, daß man einmal die ältesten Zeitungsversuche im Faksimile studieren kann; daß Tausende von handschriftlich verbreiteten Zeitungen schon im 16. Jahrhundert vorangegangen sind, wird man nicht vergessen dürfen, wenn man die ältesten gedruckten Zeitungen nicht überschätzen will.

Der 94. Band der „Publikationen aus den Preuß. Staatsarchiven" (Leipzig, Hirzel 1938) bringt den 2. Teil der „Reorganisation des

Preuß. Staates unter Stein und Hardenberg" mit dem Untertitel „Das preuß. Heer vom Tilsiter Frieden bis zur Befreiung 1807—1814". Doch führt dieser Band nur vom Juli 1807 bis Ende 1808; Herausgeber des Bandes ist Rudolf Vaupel. Der Wert des Bandes beruht ebenso im Gegenstande wie in den im Vordergrund stehenden Briefen und Akten von der Hand König Friedrich Wilhelms III. (der z. B. bei der Rückkehr der Garderegimenter einen kurzen Aufsatz schrieb, um ihnen einen guten Empfang in Berlin zu sichern), Hardenbergs, Scharnhorsts, Gneisenaus, Boyens, Blüchers, Schills usw. Der dadurch vermittelte Einblick in die Reorganisation des Heeres, die zugleich Wiederaufrichtung und Umformung des Staates ist, ist auch geistesgeschichtlich von höchstem Wert.

Fr. Eberhardt, Neuer deutscher Geschichts- und Kulturatlas. 2. Aufl. Leipzig, List u. v. Bressensdorf 1937. (3.95 RM.)

Diese 2. Auflage ist eine etwas überarbeitete Ausgabe der ersten; auf 120 Karten wird die politische Entwicklung Deutschlands von der Altsteinzeit bis zur Gegenwart dargestellt. Eingefügt ist auch ein Abschnitt „Indogermanische Geschichte außerhalb des Ursprungsgebietes der nordisch-fälischen Rasse von etwa 1200 vor Chr. bis 476 nach Chr., Meder, Perser, Griechen und Römer umfassend". Alle diese Karten sind nützlich, aber ein „Kulturatlas" sind sie nicht; sie sind rein politisch.

Fr. W. Gehring, Die volksdeutsche Dichtung in unserer Zeit. Weimar, H. Böhlaus Nachf. 1939. (Die deutsche Leistung in der Welt H. 4. Herausg. von der Deutschen Akademie in München u. dem Deutschen Auslands-Institut Stuttgart).

Behandelt die deutsche Dichtung jenseits der Reichsgrenzen mit Rücksicht auf Erlebnis, Landschaft und Volkstumskampf.

Forschungen zur Judenfrage. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt, Bd. I, 1937, Bd. II, 1938.

Diese beiden Bände bringen die Sitzungsberichte der Tagungen von 1937 und 1938 mit den Vorträgen von W. Frank, Lenard, Gerh. Kittel (Entstehung des Judentums und der Judenfrage), Kühn, Bergner, Herbert Meyer, Joh. Jeckel (über Stahl), Wundt, Alt, Fr. Koch, Wilh. Stapel, im II. Band von Kühn, Kittel, Bogner, Wundt, Grunsky, Koch, Ottokar Lorenz, Kleo Pleyer, Wilh. Ziegler, Stapel und Freih. v. Verschuer („Was kann der Historiker, der Genealoge und der Statistiker zur Erforschung des biolog. Problems der Judenfrage beitragen?").

Die Eröffnungsansprache W. Franks auf der Tagung von 1936 nebst Ansprachen von K. A. v. Müller und Min.-Direktor Vahlen bringt die Schrift:

W. Frank, Deutsche Wissenschaft und Judenfrage. Hanseat. Verlagsanstalt 1937 (1.50 RM.).

In der gleichen Reihe (Schriften des Reichsinstituts für Geschichte des neueren Deutschlands) behandelt W. Stapel die lit. Vorherrschaft der Juden in Deutschland 1918—1933. Ebd. 1937 (1.50 RM.).

Heinz Krieger, England und die Judenfrage in Geschichte und Gegenwart. Frankfurt a. Main, Moritz Diesterweg 1938 (2.50 RM.).

Wilhelm Deutsch, Das Werden des italienischen Staates. Der Sieg der ital. Einheitsbewegung im 19. Jahrh. Wien, Braumüller 1936. 3 RM.

Diese Schrift geht vom Wiener Kongreß aus, schildert die Erhebungen gegen Österreich, das politische Schrifttum, Mazzini und dann die entscheidenden Kämpfe um die Einheit.

Maria Poll, Edmund Jörgs Kampf für eine christliche und großdeutsche Volks- und Staatsordnung. Paderborn, Schöningh 1936. 144 S.

Die Verfasserin gibt eine sehr sympathische Würdigung Jörgs, ihn als Historiker und Politiker wohl überschätzend und die Tragweite seines bairischen Partikularismus allzu milde beurteilend. Aber im ganzen ist dieses Buch eine gute Schilderung eines Kämpfers gegen seine Zeit.

Erich Neuß, Geschichte des Geschlechtes v. Wilmowsky. Halle a. S., Gebauer 1938. 422 S. (20.— RM.).

Das aus dem Teschener Gebiet in Oberschlesien stammende Geschlecht Wilmowsky, das unter den Einwirkungen der Gegenreformation nach Preußen übersiedelte, hat dem Staate eine große Zahl von bedeutenden hohen Beamten gegeben. Heute bestehen vier preußische, sechs hessische und eine baierische Linie des Geschlechts. Eine Familiengeschichte stößt dabei auf viele Schwierigkeiten und muß zuletzt in getrennte Einzelschilderungen zerfallen. Erich Neuß hat die Aufgabe im Auftrag der Familie W. mit großer Gewissenhaftigkeit gelöst und besonders für die älteste Geschichte bis zum 17. Jahrh. ein reiches Material aus oberschlesischen Archiven, aus Wien, Prag und Troppau, dann für die neuere Zeit aus hessischen, waldeckschen und rheinischen Archiven und Bibliotheken verarbeitet.

Grete de Francesco, Die Macht des Charletans. Basel, Benno Schwabe und Co. 1937. Geb. 5.80 RM.

Dieses reich illustrierte Buch erörtert das Wesen des Charletans, ausgehend von der Alchimie und der Macht der Propaganda werden die Hauptvertreter dieses Fachs behandelt, von Bragadino, dem Goldmacher (den uns Ivo Striedinger 1928 in einem besonderen Buche so schön beschrieben hat) bis zu Gottfr. Christoph Beireis, der als „beamteter Charletan" behandelt wird. Das Buch ist sehr sorgfältig in allen seinen Nachweisen. Die Wirkung der Charletane auf die Menschheit ist staunenswert.

Krofta, Kamil, Geschichte der Tschechoslowakei. Berlin, Erich Reiß Verlag 1932.

Auf 160 Seiten hat der frühere tschechische Gesandte in Berlin einen Überblick über die Geschichte Böhmens gegeben, nicht gerade tief eindringend, aber doch ohne allzu große Einseitigkeit zugunsten des Tschechentums.

Hans Schneider, Geschichte des Schweizerischen Bundesstaates 1848—1918. 1. Halbbd. 1848—74. Gotha, Fr. A. Perthes 1831. (Gesch. der europ. Staaten Bd. 26).

Als Abschluß der fünfbändigen Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft von Joh. Dierauer gibt Hans Schneider in einem 6. Band

die Zeit von 1848 an. Die Entwicklung eines Staatsgedankens und eines Bundesstaates mit einheitlicher Gesetzgebung, die großen außenpolitischen Schwierigkeiten bis 1857 und dann wieder von 1859—1871, und die Entwicklung der Neutralität, das wirtschaftliche Leben und die Weiterentwicklung des kantonalen Lebens bilden den Inhalt des starken Bandes, der im Geiste Dierauers gearbeitet ist.

VII. Geschichtsschreiber und Geschichtsphilosophie:

Kurt Detlev Möller, Geschichte und Leben. Gedanken über Wesen und Aufgabe der Geschichtsschreibung. (S.-A. aus Zs. f. Hamburg. Gesch. XXXVIII, 1939. 27 S.)

Nach einer Wanderung, die das redliche Bemühen zeigt, die Forderungen wissenschaftlicher Geschichte mit denen des Lebens der Gegenwart zu vereinen — wobei freilich die Begriffe sowohl Geschichte als Leben wechselnd in verschiedenem Sinne erscheinen — kommt Verf. zu der begrüßenswerten Klarstellung: „nicht die Geschichte, wie sie sein sollte, ist der große Gegenstand unserer Aufgabe, sondern die Geschichte, wie ... sie sich Herz und Sinn des Wahrheitssuchenden immer neu erschließt". D.

Friedrich August Wolf, Ein Leben in Briefen. Herausg. von S. Reiter. Stuttgart, Verlag J. B. Metzler 1935, 3 Bände. 1. Band: Frühzeit, Hallische Meisterjahre (1779—1807)); 2. Bd.: Berliner Leidens- und Alterstage (1807—1824). Entwurf einer Selbstbiographie; 3. Bd.: Erläuterungen.

Ein Material von außergewöhnlicher Bedeutung breitet sich in den beiden Briefbänden aus: die Geschichte der klassischen Philologie, aber auch des Geisteslebens der Goethezeit erhält dadurch die wichtigsten Beiträge. Denn Wolfs Briefwechsel (zu dem er selber relativ wenig beitrug) erstreckte sich von seinen studentischen Schülern bis zu Goethe — man findet hier die Gelehrten und die geistige Welt eines ganzen Zeitalters. In jahrelanger Arbeit hat der Prager Professor Siegfr. Reiter diese Briefe gesammelt und sie im 3. Band mit Nachweisen von staunenswerter Gelehrsamkeit erläutert.

Joh. Gustav Droysen, Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte. Herausg von Rudolf Hübner. München, Oldenbourg 1937.

Es ist ein unschätzbarer Gewinn, daß wir in diesem Werk nun die vollständige Vorlesung besitzen, von der die „Historik" von 1858 nur ein knapper Auszug war. Es sei verwiesen auf Fr. Meineckes Anzeige des Buchs im Lit. Blatt der Frankf. Zeitung, 28. März 1937 und Erich Rothackers Aufsatz in der Hist. Zeitschr. Bd. 161 (1939) S. 84ff.

Jacob Burckhardt, Briefe zur Erkenntnis seiner geistigen Gestalt. Mit einem Lebensabriß herausg. von Fritz Kaphahn. Leipzig, Alfred Kröner 1935. 4.75 RM.

Aus den nun schon zahlreichen Sammlungen der Briefe Burckhardts ist hier eine Auswahl getroffen, die über 500 Seiten füllt und denen ein

Lebensabriß von 132 Seiten vorangeschickt und ein Verzeichnis aller Burckhardtbriefe, auch der noch ungedruckten im Baseler Jacob-Burckhardt-Archiv, beigegeben ist. Auch werden alle bisher bekannten Bildnisse Burckhardts samt einigen seiner Zeichnungen wiedergegeben. Die Einleitung Kaphahns wird dem Geiste Burckhardts gerecht; man darf das ganze Buch warm empfehlen.

Leo Santifaller, Urkundenforschung. Methoden, Ziele, Ergebnisse. Weimar, Herm. Böhlaus Nachf., Weimar 1937. VIII 77 S. RM. 4.50.

Keine allseitig abwägende Methodologie, wie man nach dem Untertitel glauben könnte, aber der wohlgelungene Versuch, einem weiteren Kreise der Gebildeten auf Grund des erweiterten klassischen Schemas von Sickel das Verständnis für Arbeitsweise und -ziele der UF. und für ihre Stellung im Rahmen der Gesamtgeschichte nahezubringen samt einem Rechenschaftsbericht des Verf. über seine unermüdliche Tätigkeit als Forscher und Lehrer der UF. an der Univ. Breslau — mit manchen Hinweisen, die auch Fachgenossen, und sei es gelegentlich zum Widerspruch, anregen werden. D.

Helmut Kittel, Religion als Geschichtsmacht. B. G. Teubner 1938. 82 S. 2.— RM.

Diese „Skizze" wäre ihrem Stoffe nach richtiger etwa als „Das Christentum als Macht in der deutschen Geschichte" zu betiteln, aber damit noch keineswegs charakterisiert. Denn obwohl das Buch voll von Geschichte ist — und mit manchen originalen Deutungen und Fragestellungen Beachtung auch des Kulturhistorikers verdient —, hat sie hier schließlich doch nur Wert als Beweismaterial eines Glaubens und einer Forderung, daß nämlich die — ausführlicher behandelte — Lehre Luthers vom Reich Gottes zur Rechten und Reich Gottes zur Linken, also Trennung von Kirche und Staat die Überwindung der „Religion als Macht des Bösen" bringen würde und daß das Dritte Reich der gegebene Boden dieser „unbekannten Kirche" der Macht zum Guten sei. D.

Edith Heischkel, Die Medizingeschichtsschreibung von ihren Anfängen bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts (= Abhandl. zur Gesch. der Medizin u. Naturwissenschaften Heft 28), Berlin, E. Ebering 1938. 91 S.

Ein erster, als solcher wohlgelungener Versuch, die auf uns gekommenen medizingeschichtlichen Arbeiten vom griech. Altertum bis zur Renaissance zusammenzustellen und ein Bild der inneren Entwicklung zu gewinnen. Gemessen an den Anforderungen einer modernen Wissenschaftsgeschichte erscheint die Leistung des Altertums dürftig, es ist nicht dazu durchgedrungen, den Entwicklungsbegriff zum unbedingten Forschungs- und Darstellungsprinzip zu erheben, sondern ist bei der Frage nach dem primus inventor, bei Biographie und Doxographie stehen geblieben. Noch schlechter ist es um das Mittelalter bestellt. Mit dem Humanismus beginnt dann wieder ein gewisser Aufschwung, der aber kaum über ein Mosaik von meist unselbständigen Einzelartikeln über berühmte Ärzte hinauskommt. Mit anderen Worten: wir haben es hier durchweg nur mit Vorgeschichte einer wirklichen Medizinhistorie zu tun. Ein ganz anderes Gesicht werden aber all die Versuche gewinnen, wenn man sie

stärker als es hier geschieht, auf dem Untergrunde der Wissenschaftskultur ihrer Zeit betrachtet, und in dieser Hinsicht erscheint mir die Arbeit noch ausbaubedürftig. — Einzelnes: In der Liste der verlorenen antiken Werke (S. 12) vermisse ich die Geschichte der herophileischen Schule von Apollonios Mys, die wohl eine apologetische Diadoche gewesen ist. Erwähnung verdient hätten Ärzteartikel in mittelalterlichen Literaturwerken, vor allem Notker Pfefferkorn und Iso bei Ekkehard von St. Gallen; Konstantinus Afer (mit einer ausgezeichneten Bibliographie, an die die des Trithem nicht heranreicht) und Johannes medicus bei Petrus Diaconus; würde Verf. mittelalterliche Bibliothekskataloge und medizinische Sammelhandschriften mehr berücksichtigt haben, so würde sie schwerlich dem Trithemius eine so hervorragende Stellung eingeräumt haben, der, mag er auch als Stofflieferant und Bibliograph stark gewirkt haben, doch nicht eigentlich in diesen Zusammenhang gehört. Übersehen ist die kleine, nicht ganz unwichtige Medizinergeschichte, die Raphael Volaterranus in seine commentarii eingereiht hat (l. XXI). Sie erschien 1506, muß aber schon einige Jahre früher entstanden sein, da Gabriele de Zerbis (gest. 1505) als noch in Padua lehrend angeführt ist: der ganze mytholog. Ballast ist hier verschwunden, nach kurzem Blick auf die Griechen wird gleich mit den Arabern begonnen. D.

THE UNIVERSITY OF ILLINOIS AT CHICAGO
3 8198 324 526 977